~~Bz. bd. deutsch. p. 153.~~

P. O. germ

310 - 2

<36636685070018

<36636685070018

Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Schriften

von

Joseph Friedrich Engelschall,

Professor der schönen Literatur zu Marburg.

Nach des Verfassers Tode

herausgegeben

von

Carl Wilhelm Justi,

Superintendenten, Konsistorialrathe und Professor zu Marburg.

Zweyter Theil.

Göttingen. 1805.

Bey Heinrich Dieterich.

Bibliotheca Regia Monacensis

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt

des zweyten Theils.

I. Ueber Wachsbildnerey. S. 1

II. Ueber die Möglichkeit und Erfordernisse einer wissenschaftlichen Pathognomik. 39

III. Ideen zu einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit, in Rücksicht auf Pathognomik. 71

IV. Der Löwenstein. 130

V. Ueber das Kunstgefühl. Ursachen seines Mangels und seiner Verstimmung. 158

VI. Johann George Nispel. Ein Beytrag zur Künstler-Geschichte. 181

VII. Charakteristik des deutschen Volksaberglaubens. Eine Skizze. 186

VIII. Der Elisabeth-Brunnen bey Schröck unweit Marburg. S. 226

IX. Die Perle und der Thautropfe. 242

X. Just Pöllner, oder Abenteuer und Besonnenheit. 244

XI. Geschichte der Kunst. Ein Fragment. 320

XII. Anhang. Auswahl einiger spätern Gedichte, welche in der Sammlung des Verfassers (Marburg und Leipzig 1788.) nicht vorkommen. 375

I.

Ueber Wachsbildnerey.

— Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti: si non, his utere
mecum.

Hor. Ep. I. 1. 6.

Der Geschmack, den das Publikum an natürlich bekleideten Wachsstatüen *), wodurch man verstorbene oder noch lebende merkwürdige Personen in aller ihrer Individualität darzustellen meint, seit einiger Zeit gefunden hat, verdient um so mehr den Blick der Beobachtung, da die bildende Kunst und die herrschende Art ihrer Darstellung mit der Stufe der Kultur, auf welcher sich eine Nation befindet, im genauesten Verhältnisse steht.

Ich habe bey unsern Kunstlehrern über diese den neueren Zeiten eigene Art der Darstellung

*) Man sollte sie eigentlich große Puppen nennen, um jenes Kunstwort nicht zu mißbrauchen.

wenig Befriedigendes gefunden: indessen ist die Sache, wegen ihres Einflusses auf die bildende Nachahmung des Schönen, nicht so gleichgültig, als man wähnen möchte. Manche neuere Erscheinungen in der bildenden Kunst sind leider von der Art, daß sie von dem Geschmack des sich neigenden Jahrhunderts nicht die besten Begriffe erregen. Mit Vorbeygehung aller übrigen Ausartungen der Kunst weilen wir jetzt bloß bey der Wachsbildnerey, und ihrer Wirkung.

Im Sommer des Jahrs 1790. wurden vom Hrn. Münzgraveur Kirchner in Cassel sechs für einige fürstliche Höfe verfertigte Wachsstatüen öffentlich gezeigt. Auch ich habe sie genau betrachtet, und sie waren es eigentlich, welche mich bewogen, meine schon ehedem über diesen Gegenstand gesammelten Gedanken in einige Ordnung zu bringen. Ehe ich aber dieselben dem Leser vorlege, wird es nicht zweckwidrig seyn, diese Wachsstatüen etwas näher zu beschreiben.

Die abgebildeten Personen waren: 1) Joseph II. Römischer Kaiser, 2) Katharina II. Kaiserinn von Rußland, 3) Friederich I. König von Schweden und Landgraf zu Hessen, 4) Pius VI. jeztlebender Papst, 5) Elisabeth, die Heilige genannt, Landgräfinn zu Hessen,

6) Juliane, zweyte Gemahlinn des Landgrafen Moritz zu Hessen, gebohrne Gräfinn zu Nassau.

Alle diese Personen, in natürlicher Größe und in ihrer gewöhnlichen Kleidung gegen einander über sitzend, machten eine beym ersten Anblick sehr auffallende Gesellschaft aus. Doch bestand das Auffallende nicht bloß in der Zusammenstellung dieser, der Zeit und dem Charakter nach freylich sehr verschiedenen Personen, sondern ein gewisser Schauder, der uns beym Anblick solcher Wachsstatüen gemeiniglich anwandelt, war es, den ich auch hier durch die Erfahrung bestätigt fand. Ueber diesen Schauder und seine Ursachen werde ich mich unten weiter verbreiten.

Ich betrachtete diese merkwürdigen Menschen, und fragte während der Betrachtung mein Gefühl; ich verglich den Eindruck, den sie auf mich machten, mit den Bildnissen, welche die Geschichte von ihnen aufgestellt hat, und ich muß gestehen, daß die Resultate dieser Vergleichung wenig befriedigend waren.

Diese Wachsstatüen, welche, wie der Künstler versichert, nach Originalporträten bis zur Täuschung getroffen seyn sollten, standen nicht nur an Geist jedem halbweg guten Porträt nach,

sondern sie schienen mir auch schlechterdings nichts von den aus der Geschichte bekannten Charakteren der Original eauszudrücken. Gleichwohl ist überlegte Darstellung eines Charakters im Momente der originellsten Thatkraft ein Gesetz, von dem kein ikonischer Künstler dispensirt werden kann.

Naürlich hafteten meine Blicke zuerst auf dem jüngstverstorbenen Kaiser Joseph. Ich sah einen wohlgebildeten Mann, mittler Größe, in grüner roth aufgeschlagener Uniform, mit dem Orden des goldenen Vließes gezieret; übrigens anmaßungslos vor sich hin sitzend. Sein Gesicht war in Ansehung des mechanischen Theils der Natur so nahe als möglich gebracht: ob es dem Monarchen gleiche, kann ich nicht sagen, da ich weder ihn selbst, noch eine zuverlässige Abbildung von ihm gesehen habe. Was ich aber am meisten suchte — Josephs unverkennbare Geistesgröße sowohl, als die Spuren seiner Mühseligkeiten — fand ich nicht. Ich kann mir's nicht ausreden lassen, daß Ruhmbegierde, eine der tiefwirkendsten Leidenschaften, in diesem Gesichte gewühlt haben müsse, wovon ich keine Spur entdeckte. Was ich sah, war nicht die Physiognomie eines Fürsten, der mit rastlosem

Bestreben sein Reich und sein Volk zum ersten in Europa machen wollte, und dessen gigantische Entwürfe nur darum scheiterten, weil das Volk, welches er beherrschte, noch zu wenig aufgeklärt und eifersüchtig auf die Konstitution des Landes, seine wohlthätigen Absichten verkannte. Daher tiefer Unmuth, der im furchtbaren Kampfe mit Geistesgröße in der Natur unstreitig auffallen mußte, und wovon ich in dieser Abbildung keine Spur entdeckte. Ein ziemlich gemeines mich anstarrendes Gesicht konnte schwerlich der Kaiser Joseph in der wunderbaren Mischung seiner Tugenden und Eigenheiten seyn.

Fast gleiche Empfindung flößte mir die Abbildung der Russischen Kaiserinn ein. Ich hätte eher Alles vermuthet, als daß ich den Schatten dieser großen Frau vor mir sähe. Auch fand ich keine Aehnlichkeit mit den mir bekannten Bildnissen, die wenigstens in den Hauptzügen übereinstimmen. Eben so wenig Ausdruck: es war höchstens die Vorstellung einer Dame von gewöhnlichen Geistesfähigkeiten. Ihre prächtige Robe von Muselin, und der bis auf die Erde herabwallende Hermelinmantel von dunkelrothem Sammet ersetzten die Majestät nicht, die ich im Angesichte vergeblich suchte.

Bloß die braune Gesichtsfarbe des Königs von Schweden ließ auf die Heldenthaten seiner Jugend schließen; übrigens wenig Charakteristisches.

Von der Landgräfinn Elisabeth läßt sich um deßwillen nichts Bestimmtes sagen, weil sie eine Heilige ist, und die Abbildungen solcher geweihten Personen bekanntlich eben so unzuverlässig sind, als manche ihrer Tugenden. Die Geschichte sagt, daß diese Fürstinn sehr schön gewesen sey, und in so weit stimmt die Abbildung mit der Geschichte überein. Wenn ich aber die Erzählungen von ihren Widerwärtigkeiten, und von ihrer büßenden Lebensart lese: so kann ich mich nicht enthalten, die frische Röthe ihres Angesichts in dieser Wachsstatüe ein wenig auffallend zu finden.

Bey dem übrigens nicht schönen Gesichte der Gemahlinn Landgraf Moritzens muß man den Fleiß des Künstlers bewundern, indem selbst die Pockengruben sehr natürlich nachgeahmt sind.

Noch den meisten Ausdruck schien mir die Abbildung des Papstes zu haben, — nicht eben im Angesichte, sondern in der ganzen Stellung. Ein langer ansehnlicher Mann, im perlenfarbenen mit Spitzen besetzten Talar und rothen sammet-

nen Mäntelchen, die rechte Hand in einer Bewegung, als ob er den Segen ertheile, hat beym ersten Anblick etwas Anziehendes.

Von dieser kurzen Charakteristik wende ich mich nun zur Wachsbildnerey und der Art ihrer Nachahmung selbst.

Nie wußte der kleine Halbgott Mensch seinen Bestrebungen Gränzen zu setzen. Die Erfindungen seiner Vorfahren wurden ihm bald gleichgültig; nur das Neue, welches er für vollkommner hielt, reitzte ihn. Aber nach jenem unwandelbaren Gesetze der Natur, welches keinen Stillstand erlaubt, ging er nicht selten zurück, indem er vorwärts zu gehen glaubte. Die schöne Kunst des Zeichnens fing in Griechenland mit einem Schattenrisse an, durchlief alle Stufen ihrer Veredlung, und schien zu den Zeiten des Perikles den Gipfel der Vollkommenheit erreicht zu haben. Sie sank also allmählich wieder, und verlor sich fast gänzlich unter dem Druck der Barbarey des Mittelalters. Bald rang sie, durch die Fürsten des Hauses Medicis neu belebt, nach ihrer vorigen Höhe, und lieferte Werke der Bewunderung — artete von neuen in übertriebene Spitzfindigkeit aus, ging zur Wachsbildnerey über, und verliert sich

vielleicht künftig in ihrem ersten Ursprung — einer Silhouette.

So hielt die Kunst von jeher mit der Menschenbildung gleichen Schritt: sie hatte, eben so wie diese, ihre Kindheit, ihr männliches Alter, und ihren Verfall durch allzu große Verfeinerung — bis sie gleich einem Phönix aus den Trümmern ihrer Vernichtung in verjüngter Schönheit neu hervorging.

Ob dieses bey unsrer entarteten Kunst der Fall seyn werde, kann nur die Zeit lehren; ich habe es hier mit der Wachsbildnerey zu thun.

Wenn ich meine eigene Erfahrung mit allen mir bekannt gewordenen Beobachtungen über Wachsstatüen vergleiche, so lassen sich daraus ziemlich zuverlässig folgende Resultate herleiten:

a) diese Wachsstatüen in jeder Gestalt und Größe machen niemahls auf Geist und Herz denjenigen Eindruck, welchen vorzügliche Werke der Mahlerey und Bildhauerkunst bey wohl organisirten Menschen hervorbringen.

b) Der Anblick natürlich bekleideter Wachsstatüen ist fast durchgehends mit einem gewissen Schauder verknüpft, dessen Ursache man sich nicht sogleich erklären kann.

Beyde Erscheinungen verdienen durch Aufsuchung ihrer Ursachen in ein helleres Licht gestellt zu werden.

I. Warum bringen Wachsstatüen bey wohl organisirten Menschen, in schönen und gebildeten Seelen, keine der Mahlerey und Bildhauerkunst ähnliche Wirkung hervor?

Mich dünkt, die Ursache liege theils in dem Umstande, daß die Wachsbildnerey durch die Art ihrer Nachahmung das Hohe und Göttliche der Kunst gänzlich ausschließt, theils darin, daß sie wirkliche Natur mit nachgeahmter verbindet, ohne diese Nachahmung bis zur wirklichen Natur hinaufstimmen zu können, woraus nothwendig ein Mißton in der Zusammensetzung, und bey dem Anschauer ein unangenehmes Gefühl entsteht. Wirkliche Natur aber ist mir in unserm Falle die Bekleidung solcher Statüen, nachgeahmte sind die aus Wachs geformten nackten Theile. Hier wird also nachgeahmte Natur zur Hauptsache, und wirkliche zur Nebensache gemacht; wir sehen einen natürlichen Rosenstock, dem man aus Taft verfertigte Blumen aufgeheftet hat.

Wann wird man aufhören, das Unterscheidende der Natur und der Kunst zu verkennen?

Waren seit den ersten Versuchen Jahrtausende nicht hinreichend, den stolzen Geist des Menschen zu überzeugen, daß die Natur nach allen ihren Eigenheiten ewig unerreichbar bleiben wird?

Alles, was die Natur hervorbringt, muß zur Vollkommenheit des Weltalls mitwirken, und ist diesem Endzweck verhältnißmäßig untergeordnet — ein Ganzes, dessen Theile unter sich selbst und mit der bewegenden Ursache zusammen hangen, und sich in ihren Wirkungen begegnen; dem aber eben deßwegen die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die nur ein Werk der schöpferischen Kunst ist. Vollkommenheit des Weltalls, das ist die harmonische Wirkung aller seiner Theile zum Ganzen, kann nicht, wie in der Kunst, durch den vereinzelten Begriff von bedeutungsvoller Wahrheit und Schönheit erschöpft werden.

Ferner, in der lebenden Natur gibt es keinen Stillstand, keinen Ruhepunkt, der mehrere der Zeit und dem Raume nach verschiedene Einheiten zu einem stehenden Ganzen in sich vereinte. Alles ist fortströmender Genuß, vorübergleitende Erscheinung von Bildern, aus denen nur der Verstand ein vollendetes Ganze zusammen setzen kann. Dieses vollendete Ganze ist es eigentlich, was

ich unter dem Hohen der Kunst verstehe, und worin sie die Natur übertrifft.

Wenn aber in dieser Rücksicht die Natur hinter der Kunst zurück bleibt, so steht ihr die Kunst hinwieder darin nach, daß die Natur nicht über einen gewissen Punkt hinaus nachgeahmt werden darf, weil sie, sobald die Aehnlichkeit zu groß wird, alle Bemühungen der Kunst sie zu erreichen vereitelt.

In diesem meist übersehenen Unterschied der Darstellung liegt die Quelle mancher Mißverständnisse, und die Auflösung mancher problematischen Erscheinungen, wohin ich auch die Wirkungen der Wachsbildnerey rechne.

Warum mißfällt uns eine bemahlte Statue? und warum betrachten wir mit Entzücken eben dieselbe Vorstellung durch die kluge Vertheilung von Licht und Schatten auf einer Fläche ausgedrückt? Im ersten Falle sehen wir eine unvollkommene Natur; im andern überrascht uns das Täuschende der Kunst, und der Schöpfergeist, welcher heterogene Dinge mit einander zu vereinigen — einer Fläche Rundung und Vertiefung zu geben wußte.

Diese Wirkung der Mahlerey ist eben diejenige, welche die Schönheit überhaupt hervorbringt, und

aus welcher daher einige Philosophen, z. B. Mendelssohn, den Begriff des Schönen haben entwickeln wollen. Das überraschende Zusammentreffen des Zufälligen oder Fremdartigen mit den Forderungen der Vernunft erzeugt ein für den Geist belebendes und beschäftigendes Wohlgefallen.

Eben dieser Kontrast gefällt uns an dem belebten Marmor. Die Idee des Lebens, und die des todten Steins verschmelzen in einander, und gewähren dem Verstande jenes feine und geistige Vergnügen, welches aus der schicklichen Vereinigung ganz verschiedener Gegenstände entspringt. Die Kunst ist für das Auge das, was der Witz für die Denkkraft ist; in beyden wird die Aehnlichkeit nur durch den Nebenbegriff der Verschiedenheit reitzend. Das Vergnügen, welches echte Kunstwerke der Seele gewähren, gründet sich auf eine bestimmte Art von Beschäftigung ihres Thätigkeitstriebes.

Machen wir jetzt von diesen Erfahrungssätzen die Anwendung!

Jedes Naturprodukt ist durch seine innere Organisation sowohl, als durch die Einwirkung äußerer Gegenstände, mit der allgemeinen Ordnung der Dinge verkettet, also nie für sich

allein, und durch sich allein dastehend. Die vegetirende Pflanze, und die ganze Stuffenfolge organisirter Wesen bis hinauf zum denkenden Menschen — welch' ein künstliches, und sowohl unter sich selbst, als mit den äußern Gegenständen, fein verflochtenes Gewebe zeigen sie uns in ihrem inneren Bau! Und diese Verbindung aller Theile zu einem harmonischen Ganzen enthält den Grund aller Veränderungen, welche im Innern eines solchen organischen Wesens vorgehen, und sich mehr oder weniger auf seiner Oberfläche äußern. Diese Aeußerungen der im Innern vorgegangenen Veränderungen sind es, was wir Ausdruck nennen.

Um also dem nachgeahmten Ausdruck den Grad von Täuschung zu geben, der ihn von der wirklichen Natur nicht mehr unterscheiden ließ, mußte die Kunst mit einem alle Kräfte des menschlichen Geistes übersteigenden Scharfblicke nicht bloß die Oberfläche, sondern zugleich das wunderbar verflochtene innere Triebwerk des organischen Körpers, den sie darstellen will, durchschauen — welches in dem erforderlichen Grade unmöglich ist. Echte Kunstwerke unterscheiden sich daher durch eine gewisse Selbstständigkeit; sie stehen durch sich und für sich allein

da, unabhängig von den unzähligen Wechselbeziehungen, wodurch jedes Naturprodukt in seiner Art modificirt, und in seiner Bestimmung vervielfältigt wird.

Hierzu kommt noch das oben erwähnte beständige Fortwirken jeder lebenden Natur, deren Kräfte sich nur durch Succession äußern. Diese fortschreitende Entwickelung der Kräfte läßt uns im gesellschaftlichen Leben den Menschen immer von mehr als einer Seite sehen; man betrügt sich, wenn man bey Erblickung einer Person nur den gegenwärtigen Eindruck für das Bild derselben hält, es ist das aus der Vergangenheit und Gegenwart koncentrirte und verschmolzene Bild. Selbst bey Personen, die wir zum ersten Mahl erblicken, stellen wir stille Vergleichungen an; das Bild, welches sich der Verstand von ihnen entwirft, ist nie ganz rein, sondern das Aggregat mehrerer, durch die Association der Ideen verschmolzener Vorstellungen.

Dieser Umstand, auf dem größten Theils die Nothwendigkeit eines Ideals in der Kunst beruht, erklärt zugleich die Ursache, warum ein aus Wachs geformtes Gesicht niemahls den Eindruck macht, den ein gutes Gemählde, oder ein vorzügliches Werk der Bildhauerkunst hervor-

bringt. Die Wachsbildnerey nähmlich, wenn sie einen Menschen in täuschender Aehnlichkeit darstellen wollte, müßte, mit den geheimen Triebfedern seiner ehemahligen und jetzigen Gemüthsbewegungen vertraut, nicht nur seine gegenwärtige Individualität, sondern auch deren Beziehung auf ehemahlige Lagen und Verhältnisse ausdrücken, und so das tausendfache Spiel menschlicher Gedanken und Empfindungen in einem harmonischen Ganzen darstellen.

Nicht bloß die Gegenwart, auch die Vergangenheit ist im Angesichte des Menschen abgedruckt. Diesen Abdruck mit allen seinen Nuanzen auf eine leblose Masse über zu tragen, kann mit einem hohen Grade von Täuschung nicht geschehen, ohne diese Nuanzen in ihrem ersten Ursprung aufzusuchen, und ihre Verbindung unter einander zu durchschauen. Die bildende Kunst gleicht hierin der Menschenkenntniß, welche, wie Hr. Maimon irgendwo richtig bemerkt, nicht darin besteht, daß man die eine oder die andre auffallende Eigenschaft eines Menschen anzugeben weiß, sondern daß man die verschiedenen, und selbst widersprechend scheinenden Aeußerungen desselben auf seine Individualität reduciren kann.

Um dieses mit Erfolg zu leisten, haben Mahlerey und Bildhauerkunst einen ungleich grösseren Spielraum, als die Wachsbildnerey, welche, da sie Form und Kolorit mit einander verbindet, die Aehnlichkeit zu weit treibt, und eine Art der Darstellung wagt, die immer hinter ihrem Originale zurück bleiben wird.

Mit der Unmöglichkeit, einem aus Wachs geformten Angesichte die Wahrheit und Wärme des lebenden Ausdrucks mitzutheilen, ist noch die Schwierigkeit verbunden, dem aus Holz, Leder und andern Materialien verfertigten Körper das auch unter der Bekleidung sichtbare Ebenmaß, und den Gliedern die angenehme Schwunglinie zu geben, die sie von wirklicher Natur nicht unterscheiden ließ. Es ist nicht einerley, ein bekleidetes Glied, und die ausgestopfte Bekleidung eines Gliedes zu sehen. Der Mangel dieser Konvenienz muß auch dem Auge des Ungeübten auffallen; er vermehrt das Unangenehme des Eindrucks, den die verfehlte Darstellung eines lebenden Gesichts macht.

Die Mahlerey, welche durch kluge Vertheilung des Lichts Erhöhungen und Vertiefungen auf einer Fläche schafft, kann mit mehr Leichtigkeit der obigen Forderung zum Theil ein Genüge

leisten, dadurch, daß sie idealisirt, und der Zeit und dem Raume nach verschiedene Erscheinungen mit einander verschmelzt. Sie hat das voraus, daß sie die Stellung ihrer Figuren anordnen, ihnen Bewegung und abweichende Richtungen geben, und sie also im vortheilhaftesten Lichte zeigen kann. Sie ahmt die Natur nach, aber schöpferisch, und ohne, wie die Wachsbildnerey, ihre Nachahmung mit wirklicher Natur zu vermischen. Das Sinnreiche, welches in der Art ihrer Darstellung liegt, beschäftigt den Geist auf eine wohlthätige Art: der idealisirte Schein der Wirklichkeit ist immer reitzender, als diese selbst.

So auch in Ansehung der Bildhauerkunst; die stille Vergleichung ganz heterogener Dinge ist eine unerschöpfliche Quelle des geistigen Vergnügens. Der Anblick des einfärbigen todten Steins, verknüpft mit der Idee des Lebens und der überwundenen Schwierigkeit, hat etwas höchst Angenehmes, und gibt dem Ausdruck eine bedeutungsvolle Stärke. Die Wirkung der Bildhauerkunst, so wie die der Mahlerey, hat immer einen Zusatz vom Erhabnen, welches die Seele weit stäker beschäftigt, als das bloß Wahre oder Schöne.

Was thut hingegen die Wachsbildnerey, wenn sie mit dem ihr eigenen kleinlichen Fleiß ein lebendes Individuum darzustellen wagt? Sie trägt die Oberfläche eines Gegenstandes auf einen andern Gegenstand über: aber weil diesem andern Gegenstande die Basis der Bildung, das ist die innere aus sich selbst wirkende Kraft, und also auch die Harmonie der sich gegen einen bestimmten Punkt bewegenden Theile, mangelt: so tritt Kälte und Vereinzelung an die Stelle der gefälligen Einheit im Mannigfaltigen; das nachgeahmte Leben, und der Mangel des Lebens machen einen widerlichen Kontrast — die ganze Wirkung ist verfehlt.

Wenn aber die Wachsbildnerey in Darstellung lebender Natur soweit hinter den Forderungen des ästhetischen Gefühls zurück bleibt, so ist sie vielleicht desto mehr geeignet, die leblose Natur täuschend nachzuahmen. Man muß gestehen, daß sie z. B. in Baumfrüchten und anatomischen Präparaten Nachbildungen geliefert hat, welche dem eigensinnigsten Geschmack kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Man hat die inneren Theile des menschlichen Körpers mit solcher Kunst und Genauigkeit in Wachs nachgebildet,

daß sie bey anatomischen Vorlesungen gebraucht werden konnten.

Ohne entferntere Beyspiele dessen, was die Wachsbildnerey in diesem Fache leisten kann, aufzusuchen, darf ich hier nur den Hrn. Schildbach in Cassel und seine Produkte nennen. Dieser genievolle Mann weiß Baumfrüchte, Wurzeln und Küchengewächse mit solcher Genauigkeit aus Wachs nachzubilden, daß sie selbst in der Nähe durch das bloße Gesicht von wirklicher Natur nicht zu unterscheiden sind. Ich sah unter andern bey ihm die Hälfte einer Zitrone, wo das innere Mark nebst einigen durchschnittenen Kernen sowohl, als die äußere Rinde, selbst das geübteste Auge zweifelhaft ließen. Eben so täuschend waren die Nachbildungen verschiedener andern Obstarten.

Diese Kunst der Nachbildung kann allerdings für die Wissenschaften wohlthätig werden, in so ferne sie Naturprodukte entfernter Weltgegenden dem Auge des Forschers mit physischer Genauigkeit darstellt. Hier scheint also die Wachsbildnerey in ihrem eigenen Fache zu seyn; selbst die Mahlerey kann diese Genauigkeit, diese Wahrheit der Darstellung nicht erreichen.

Man gönne der Wachsbildnerey diesen Vorzug! Sie zeige sich uns immer als die getreue Nachbildnerinn der leblosen Natur; als solche hat sie Ansprüche auf unsern Dank. Aber auch als schöne Kunst? Ich denke nicht! Gerade die allzugroße Aehnlichkeit mit der wirklichen Natur stört das ästhetische Vergnügen, welches nebst der Homogenität durchaus sinnliche Verschiedenheit verlangt.

Die zu genaue Nachahmung der Natur verfehlt also immer den eigentlichen Zweck der Kunst; wagt sie sich vollends an Darstellung des Menschen, so ist sie mit einer unvermeidlichen Unvollkommenheit verknüpft. Hierin liegt ein Hauptgrund des Mißfallens, womit wir bekleidete Wachsstatuen betrachten. Es gibt unverkennbare Grundsätze der Harmonie und Verschiedenheit zwischen Natur- und Kunstprodukten, deren warnende Stimme uns erinnert, beyde Arten der Schöpfung nicht mit einander zu verwechseln — von keiner die Eigenschaften und Beziehungen der andern zu fordern. Das Letztere thut aber die Wachsbildnerey wirklich; und weil diese Forderungen nicht befriedigt werden können, so erklärt sich's daher, warum sie in Ansehung der Wirkung hinter der Mahlerey und

Bildhauerkunst so weit zurück bleibt. Wir wollen durch jedes Kunstprodukt in Affekt gesetzt werden, und diese Erwartung wird im gegenwärtigen Fall auf eine peinliche Art getäuscht. Die Kunst, eingedenk ihrer Würde, soll nachahmen, nicht nachäffen *).

II. Ich wende mich jetzt zu dem zweyten der oben erwähnten Erfahrungssätze, daß nähmlich der Anblick natürlich bekleideter Wachsstatuen fast durchgehends mit einem gewissen Schauder verknüpft sey, dessen Ursache man sich nicht erklären kann.

*) Der Begriff von Nachahmen nähert sich in seiner Auflösung den Begriffen von nachstreben, wetteifern. "Durch mein Vorbild ist mir bloß das Ziel höher, als von mir selbst, hinauf gesteckt. Nach diesem Ziele muß ich nun, nach meinen Kräften, auf meine Weise, streben; zuletzt mein Vorbild selbst vergessen, und suchen, wenn es möglich wäre, das Ziel noch weiter hinaus zu stecken." Moritz, über die bildende Nachahmung des Schönen. Braunschweig 1788, S. 5. Edler und bestimmter konn der Begriff nicht angegeben werden. Von ihr ist das Nachäffen wesentlich verschieden, welches in der Uebertragung einer Oberfläche, ohne den innern aus sich selbst wirkenden Geist, besteht.

Von jenem Schauder, der aus täuschender Nachbildung eines in der Natur selbst furchtbaren Gegenstandes, oder aus widernatürlichen Verzerrungen und Stellungen, entsteht, ist hier gar nicht die Rede; denn in diesem Falle liegt die Ursache im Gegenstande selbst, nicht in der Abbildung. Bloß das überraschende, zurückstoßende Gefühl, welches uns beym Anblick solcher Wachsstatuen, die an sich nichts Widerliches haben, ergreift, kommt hier in Betrachtung.

Auf die Erfahrung gestützt, glaub' ich sicher annehmen zu können: daß jeder Schauder mit einem dunklen Bewußtseyn einer uns drohenden Gefahr, oder mit dem Gefühl eines Gegenstandes verknüpft sey, der unsre ruhige Lage stört, und uns in eine fremde mißbehagliche versetzt. Der Blick in einen gähnenden Erdschlund ist schauderhaft, weil wir uns des Gedankens hinabzustürzen nicht erwehren können; die Beschreibung der Hinrichtung des Damien ist schauderhaft, weil sie das Gefühl der Menschheit empört, und uns mit Empfindungen erfüllet, die durch den Kampf zwischen Schrecken, Mitleid und Selbsterhaltung peinlich werden.

Wie läßt sich nun diese Erscheinung auf Wachsstatuen anwenden? Dem ersten Anblick

nach ist hier nichts von einer uns drohenden Gefahr, oder einer peinlichen Veränderung unseres Zustandes, zu entdecken: treten wir aber näher hinzu, so finden wir allerdings etwas dem Aehnliches.

Der mit dem Anblick natürlich bekleideter Wachsstatuen verknüpfte Schauder läßt sich auf zwey Hauptursachen zurückführen; Ursachen, die sich anfänglich zu widersprechen scheinen, bey genauerer Betrachtung aber doch unter einem gemeinschaftlichen Prinzip begriffen sind. Die erste dieser Ursachen ist das uns überall begleitende Bewußtseyn der in unserer Natur liegenden Fülle lebendiger Kräfte. Die Energie des Lebens, welche der Mensch mit seinem Wesen verbindet, und der hohe Werth, den er auf diesen Vorzug setzt, macht ihm jede seiner Natur analoge Erscheinung interessant. Tritt er näher hinzu, und findet diese Erscheinung gleichwohl von sich und seiner Natur wesentlich verschieden, so bebt er zurück; sein ganzes Gefühl sträubt sich gegen ein Wesen, das ihm zugleich äußerst ähnlich, und äußerst unähnlich ist.

Diesem nach wäre der Schauder in dem Umstande zu suchen: daß die Erscheinung,

indem sie anzieht, zurückstößt, und die Seele mit dem peinlichen Gefühl einer sich uns nähernden, und doch durchaus unähnlichen Natur erfüllt.

Worin besteht aber dieß Zurückstoßende? diese unähnliche Aehnlichkeit, die uns eine so widerliche Empfindung einflößt?

Der Mangel des wirklichen Lebens an einem Objekte, das übrigens alle äußerliche Merkmahle eines belebten Körpers hat, ist ein zu natürlicher Grund dieser Erscheinung, als daß er sich dem Beobachter nicht sogleich anbiethen sollte. Eine dunkle Vorstellung von Leben und Mangel des Lebens scheint in diesem Augenblick das Gefühl der getäuschten Erwartung aufzuregen, und dadurch eine plötzliche Alteration hervor zu bringen.

Diese Meinung enthält allerdings die zunächst liegenden Ursachen der obigen Erscheinung; nur müssen diese Ursachen erst näher bestimmt werden, und da dürfte sich's leicht ergeben, daß der Grund des Schauders nicht sowohl in dem Mangel des Lebens, als vielmehr in der sich uns unwillkührlich aufdringenden Ahndung eines wirklich lebenden und handelnden Wesens, zu suchen sey.

Wäre die Leblosigkeit an sich abschreckend, warum ist sie's nicht in der Mahlerey, wo doch die Täuschung auf einen sehr hohen Grad getrieben werden kann? Warum betrachten selbst zärtliche Personen, die sonst schlechterdings nichts Abschreckendes ertragen können, einen lieben Verstörbenen, so lang ihn der Tod noch nicht entstellt hat, mit behaglicher Wehmuth — selbst mit einer Art von düsterm Vergnügen? und warum können eben diese Personen sich beym Anblick bekleideter Wachsstatuen jener schauderhaften Empfindung nicht erwehren? Der Grund derselben muß also tiefer liegen.

Ich gebe zu, daß er in dem oben erwähnten Bewußtseyn der in unserer Natur liegenden Fülle lebendiger Kräfte, und also in dem Mangel des Lebens an einem scheinbaren lebenden Objekte, zu suchen sey: nur die Anwendung, nach welcher man eine stille Vergleichung zwischen Leben und Nichtleben, und das daher entstehende Mißbehagen voraussetzt, scheint mir weder in der Natur unsrer Empfindungen, noch in der Erfahrung gegründet zu seyn.

Nicht in der Natur unsrer Empfindungen. Jede Empfindung, die uns lebhaft ergreift,

läßt die ihr entgegengesetzte nicht aufkommen, und gestattet also auch keine Vergleichung. Nur in ruhigern Momenten wägt die Seele Empfindung gegen Empfindung ab; das daraus entstehende Gefühl aber ist meist von einer wohlthätigen Art. In der Bildhauerkunst ist die stille Vergleichung zwischen Leben und Nichtleben — die Idee eines organischen Wesens, verknüpft mit der Idee des gefühllosen Steins — ein Hauptgrund des Wohlgefallens: warum sollte sie in der Wachsbildnerey ein Grund des Schauders werden? Vielleicht weil hier das nachgeahmte Leben vollkommener, die Täuschung größer ist? Nein, in so fern dabey die ganze Figur in Betrachtung kommt, hat die Bildhauerkunst in Ansehung der vollkommneren Darstellung den Vorzug; die größere Täuschung beschäftigt die Seele zu stark, als daß sie einer Vergleichung Raum geben könnte.

Nicht in der Erfahrung: denn wir nähern uns den Wachsstatuen mit dem Bewußtseyn, leblose Wesen zu finden. Treffen wir nun etwas dem wirklichen Leben Aehnliches an; so beherrscht uns für den gegenwärtigen Augenblick dieses überraschende Gefühl. Erst in ruhigern Momenten schließt sich die Vergleichung an den

ersten Eindruck: alsdann aber ist mit demselben auch der Schauder meist schon vorüber. Was ihn hervorbringt, kann also nicht die Vergleichung zwischen Leben und Nichtleben seyn. Wo aber jenes Bewußtseyn, sich leblosen Wesen zu nähern, nicht Statt findet, da kann auch die Ursache des uns ergreifenden Schauders nicht in den Wachsstatuen, als solchen, gesucht werden, sondern sie fließt mit der allgemeinen Ursache des zurückstoßenden Gefühls, das der Anblick eines fremdartigen Körpers einflößt, zusammen.

Findet nun in unserm Falle keine Vergleichung Statt, aus welchem andern Grunde erklärt sich denn der Schauder, welchen bekleidete Wachsstatuen einflößen? Ich wüßte keinen näheren, als ein sich uns aufdringendes dunkles Gefühl: daß dieser uns so ähnliche Körper nothwendig denken und handeln müsse. Was dieser Vermuthung Gewicht gibt, ist die Erfahrung: daß der Schauder nach dem Maße zunimmt, als die Wachsstatuen sich der wirklichen Natur nähern.

Man möchte zwar dagegen einwenden: daß wir in zehen Fällen gegen einen uns keiner Ahndung von Leben bewußt sind; allein wer hat die Natur in einem solchen überraschenden Mo-

mente, wo ein plötzlich sie ergreifendes Gefühl ihr Wesen durchdringt, belauscht? Wie manche Erscheinungen in der physischen und sittlichen Welt hat man nicht Jahrhunderte hindurch aus einer falschen Quelle hergeleitet, bis der Zufall oder das Genie irgend einen Philosophen auf die wahre leitete? So kann auch in unserm Fall eine stille Ahndung von Leben den Grund jenes Schauders enthalten, wenn sie gleich mit gar keinem Bewußtseyn verknüpft ist. Wer die Macht der in unserer Seele liegenden Grundtriebe kennet, und darüber nachgedacht hat, wird dieses nicht unwahrscheinlich finden.

Zudem stellen diese Wachsstatuen gemeiniglich verstorbene oder noch lebende, durch ihren Stand, ihren Charakter, ihre Talente und Schicksale merkwürdige Personen vor, denen wir uns im Leben selbst nicht ohne gewisse dem Schauder ähnliche Empfindungen nähern würden. Es ist also dem System der Analogie innerer Empfindungen gemäß, daß wir bey einem solchen überraschenden Anblick einem Gefühl unterliegen, dem die sich durchkreuzenden Vorstellungen von Geist und Körper, von Leben und Nichtleben, eine mehr als gewöhnliche Stärke mittheilen.

Aber nicht bloß das Bewußtseyn der in unsrer Natur liegenden Fülle lebendiger Kräfte, auch die Vorurtheile, auch die früh eingesogenen Meinungen, wirken auf unsre Gemüthsstimmung, und gerade dann am meisten, wenn die Seele in tief einschneidenden Momenten weder Zeit noch Fassung hat, jenen innern Sinn und seine Vorstellungen durch die Stärke der Vernunft zu verdunkeln.

Diese Betrachtung führt mich auf die zweyte wahrscheinliche Ursache des mit dem Anblick bekleideter Wachsstatuen verbundenen Schauders, nähmlich die in unsrer Denk- und Gemüthskraft tief gewurzelte Vorstellung von Erscheinungen der Geister und Todten.

Dieser Wahn, so sehr ihn die geläuterte Vernunft zu allen Zeiten bestritten hat, scheint in die Natur des Menschengeschlechts gewebt zu seyn; wir finden ihn auf allen Stuffen der Fortbildung desselben, unter allen Himmelsstrichen, und mit jeder Art von religiöser Tradition verschwistert. Der Mensch ist gleichsam für das Wunderbare organisirt. "Die Natur," sagt Friedrich der Einzige, "hat dieß Ingrediens (den Aberglauben) in die Composition der ganzen Gattung gemischt; Eine Furcht,

Eine Schwäche, Eine Leichtgläubigkeit, Eine Uebereilung des Urtheils ziehet die Menschen durch einen natürlichen Hang in das System des Wunderbaren." Es hat selbst Philosophen gegeben, welche in der Apprehension der Geister den Ursprung der ältesten Volksreligion zu finden glaubten *).

Das heiße Morgenland war die Wiege dieses Wahns; Chaldäa, Persien und Aegypten bevölkerten die übrigen Welttheile mit Wesen ihrer erhöhten Einbildung. Besonders in dem Mythos der Aegypter, der sich in der Folge fast über alle damahls bekannten Völker verbreitete, war die Erscheinung und Einwirkung der Dämonen gegründet.

Wenige der weisen Männer des Alterthums, deren Nahmen oder Schriften bis auf uns gekommen sind, waren von diesem Glauben an die Einwirkung höherer Wesen ganz frey; oder

*) Hobbes z. B. sagt in seinem Leviathan, Cap. 12, daß der Glaube an die Geister, die Unwissenheit der mitwirkenden Ursachen, die Ehrerbiethung für Dinge, welche die Menschen fürchten, und der Wahn, welcher in ungefähren Ereignissen etwas Vorbedeutendes finden läßt, die vier natürlichen Quellen der Religion seyen.

wenn sie es waren, so nützten sie ihn klüglich als ein Mittel zu Erreichung großer Zwecke. Zoroaster, Ostanes, selbst Moseh z. B. bedienten sich dessen, ihre Sittengesetze dem Volk eindringender zu machen. Die griechischen Tragiker brachten ihn aus gleicher Absicht auf die Bühne. Die Araber verdankten ihm die Ausbreitung ihrer alchymistischen Thorheiten; sogar in den Lehrsätzen des Kon-fu-tse, zu dessen Sekte sich die höheren und gelehrten Stände des sinesischen Reichs bekennen, finden sich Spuren seiner Allgewalt.

Ist es also wohl zu verwundern, daß er bis auf unsre Tage mit unwiderstehlicher Macht die Gemüther der Menschen beherrscht? Er nimmt jede Gestalt und jede Farbe an. Bald zeigt er sich als Despot in der priesterlichen Tiara; bald schmiegt er sich heuchlerisch an die Philosophie, und wagt es, den gröbsten Täuschungen den Schein von tiefer Weisheit zu geben. So sehr ihn die bessere Ueberzeugung verwirft, so unwiderstehlich drängt er sich selbst gebildeten Menschen auf. Ohne ihn würden unwissende Betrüger, wie Schröpfer und Cagliostro, kein solches Aufsehen gemacht haben.

Dieser allgemein verbreitete Glaube an die Einwirkung der Geister, und — was fast immer damit verknüpft zu seyn pflegt — ihre Erscheinung gründet sich hauptsächlich auf die beyden Extreme, Unwissenheit, und höchste Vollendung der dichterischen Darstellung.

Unwissenheit war es, welche die ersten Menschen bey großen, oder durch ihre Neuheit überraschenden Naturbegebenheiten auf die Erscheinung und Einwirkung geistiger Wesen leitete. Als die Mutter aller Sterblichen, nach Milton's schöner Dichtung, zuerst ihr Bild in einem hellen Wasser erblickte, und davor zurückbebte, war schon der Keim dieses Glaubens an fremdartige geistige Wesen vorhanden. Dichtung mag dieses unter den erzählten Umständen immerhin seyn; simple Wahrheit aber ist's in seiner Anwendung auf die ersten Erdbewohner, und ihr vollströmendes Naturgefühl überhaupt. Manche morgenländische oder griechische Schöne möchte sich wohl in einem jener Dichtung ähnlichen Falle befunden haben; denn von je her gab es dort helle Wasser, und schöne Nymphen. Zwar konnte die bessere Ueberzeugung nicht lange

ausbleiben: aber auch da noch fand man die Täuschung reitzend.

Eben so neu und überraschend mußte dem Naturmenschen der Wiederhall seyn, der jeden Laut, jede Aeußerung von Freude oder Schmerz zurücktönte. Ein Wesen, das man hörte, und nicht sah — was konnt' es dem Unerfahrenen anders seyn, als ein sympathisirendes geistiges Wesen? Die erhöhete Einbildung irgend eines Dichters oder Liebhabers mahlte das Bild weiter aus, und lieh ihm die versinnlichten Eigenschaften höherer Wesen. Dieß ist wahrscheinlich der erste Ursprung der Schutzgeister, Sylphen und Dryaden, womit die Sage jene paradiesischen Gefilde bevölkerte. Die Liebe war es, welche Engel und Dämonen erschuf, um hernach vor ihrem eigenen Geschöpfe zu beben.

Natürlich waren diese Erscheinungen gespannter Einbildung, nach den Launen und Bedürfnissen der Menschen, sehr verschieden: allgemein aber waren sie in die Hymnen und Nationalgesänge, die zu Aufbewahrung der ältesten Volkssagen dienten, verflochten. Vom Wolkenversammler Zevs bis auf Horazens iocosa imago wurden sie unter dem schönen griechischen und italischen Himmel ein unentbehrliches Bedürfniß

der Dichtkunst. Die Schönheit ihrer Darstellung kam der Tradition zu Hülfe, und verbreitete ihren Einfluß in alle Theile der Welt.

Der Geschmack sank unter dem eisernen Zepter der wiederkehrenden Barbarey: aber der Glaube an diese geistigen Wesen sank nicht, er veränderte nur seine Form. Die lieblichen Gottheiten der Griechen arteten durch die Gothen und Araber in Schreckbilder einer verschobenen Phantasie aus. Die Vermischung der platonischen Philosophie, und der jüdischen Kabala mit der christlichen Religion gründete ein neues Geistersystem — unfreundlich und finster, wie seine Schöpfer — das sich mit unsichtbarer Gewalt über den ganzen Erdkreis verbreitete. Noch ist selbst unter den gebildeten Ständen sein Einfluß größer, als manche enthusiastische Freunde der Aufklärung wähnen *).

*) Das Ansehen einiger Gelehrten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts trug sehr viel zur Verbreitung dieses Geistersystems, und des darauf gegründeten magischen Aberglaubens bey. Was der Müssiggang und die düstere Schwärmerey in einer Mönchszelle ausgebrütet hatte, wurde jetzt durch ein wissenschaftliches Gewand ehrwürdig gemacht. An der Spitze dieser Gelehrten

Diese Furcht vor dem Wunderbaren ist dem Menschen natürlich. Bey immer zunehmenden Bedürfnissen, mit zahllosen Gefahren umgeben, bebt er vor fremdartigen Erscheinungen eben so sehr zurück, als er im Gegentheile geneigt ist, sich zu Verstärkung seiner Kräfte an höhere Wesen anzuschmiegen. Klima, Erziehung und früh eingesogene Meinungen nähren diese Gemüthsstimmung auf mancherley Art. Oft wähnt die stolze Vernunft, jene Schreckbilder des Vorurtheils gänzlich unterjocht zu haben; es darf aber nur ein leichter Zufall dazwischen kommen, um sie mit neuer Stärke zu beleben. Es gibt Augenblicke der Ueberraschung, wo wir schlechterdings nicht im Stande sind, uns von dem, was in unserer Seele vorgeht, Rechenschaft zu geben.

Sollte nicht der Anblick bekleideter Wachsstatuen in mehrern Fällen eine solche dunkle Ahndung von Geistererscheinung aufregen? Die

befindet sich der bekannte Johann Reuchlin, dessen beyde Bücher de verbo mirifico, und de arte cabbalistica ungefähr um eben die Zeit erschienen, als die so genannte große Pest Europa durchlief; und noch ist es zweifelhaft, ob diese oder jene mehr Schaden angerichtet haben.

Wirkungen eines tief gewurzelten Glaubens an den Einfluß unsichtbarer Wesen sind erstaunend; auch gesetzte und helldenkende Männer können sich, trotz aller Grundsätze, nicht immer davon loswickeln. Die öftere Wiederhohlung gewisser Ideen, die unser Beruf, oder die Lage, in der wir uns befinden, nothwendig macht, prägt sich der Denkkraft so fest ein, und gibt den Fibern des Gehirns eine solche Reitzbarkeit, daß die dadurch hervorgebrachten Bilder selbst aus physischen Ursachen unvertilgbar werden. Mancher Kriegesheld, der auf dem Schlachtfelde dem Tode kaltblütig entgegen sah, konnte nicht die Furcht vor Geistererscheinungen besiegen, wenn sie ihn einmahl ergriff. Das Gespenst, welches dem Brutus vor der Schlacht bey Philippi erschienen seyn soll, hatte wahrscheinlich einen ähnlichen Ursprung.

Selbst die Fortbildung des Geschmacks — was man kaum denken sollte — trägt unter gewissen Umständen dazu bey, den unserer Natur und unseren Bedürfnissen analogen Glauben an Geistererscheinungen zu nähren, und zu befestigen. Einen solchen Zusammenfluß mitwirkender Umstände aber scheint unser übrigens sehr erleuchtetes Zeitalter zu begünstigen. Einige

neuere Werke der Dichtkunst haben durch ihre verschönerte Darstellung diesem System einen Reitz gegeben, der sich mit unwiderstehlicher Gewalt der Einbildungskraft mittheilt, und durch sie, nach der Empfänglichkeit des Temperaments und Charakters, modifiziret wird.

Was ist also natürlicher, als daß diese der Phantasie eingeprägten Bilder bey irgend einem frappanten Anlaß schnell aufblitzen, und durch die Assoziation der Ideen eine Menge dunkler Ahndungen herbeyführen, die sich in unserm Vorstellungsvermögen durchkreuzen, und jenen Schauder hervorbringen?

In einzelnen Fällen glaub' ich dieß durch die Erfahrung bestätigt gefunden zu haben. Ob es auf alle anwendbar sey, getrau' ich mich nicht zu behaupten. Für die empirische Psychologie ist indessen der Gegenstand wichtig genug, um durch fortgesetzte Beobachtungen darüber eine vollständige Theorie dieser und ähnlicher Erscheinungen aufzustellen. Eine solche Theorie würde nicht nur die Seelenlehre bereichern, sondern auch für die Philosophie der bildenden Künste wohlthätig seyn, indem sie die Natur ihrer Wirkungen auf sichere Grundsätze zurück führte.

Uebrigens möchten wohl diese Betrachtungen über Wachsbildnerey, außer ihrem unmittelbaren Einfluß auf die Kunst, noch einige weitere Beziehung, und also auch für Leser, die nicht eigentlich Dilettanten sind, einiges Interesse haben. Es ist eine richtige Anmerkung des Hrn. von Pauw *): daß sich zwischen der Art, wie die Morgenländer mahlen, und wie sie reden, mehr Aehnlichkeit findet, als man gemeiniglich glaubt. Wäre dieß auch auf die abendländischen Nationen, und ihre Darstellungskunst überhaupt anwendbar, so wünscht' ich zu wissen, was wohl ein indischer Philosoph, der mit diesem Prinzip nach Deutschland käme, sich von unserer Art zu reden und zu schreiben für eine Vorstellung machen möchte, wenn man ihm unsre Karikaturen, unsre Silhouetten, unsre Arabesken, und unsre — Wachsstatuen zeigte. Er müßte wahrscheinlich glauben, daß unser Ausdruck entweder geflissentliche Unnatur, oder kaltes Nachstammeln fremder Ideen, nie aber vollströmender Erguß einer eigenthümlichen Gedankenfolge sey. In manchen Fällen möchte der indische Philosoph wohl nicht ganz unrecht haben.

*) Recherches philosoph. sur les Egypt. et les Chinois. 1773. T. I. p. 202.

II.

Ueber die Möglichkeit und Erfordernisse einer wissenschaftlichen Pathognomik.

Der Geist unsers an großen Ereignissen so fruchtbaren Zeitalters zeichnet sich, wie im Felde der Politik, so auch auf dem Gebiethe der Wissenschaften und schönen Künste, durch eine beyspiellose Erschütterung aller zum Theil seit Jahrhunderten angenommenen Systeme und Lehrmethoden aus. Was wird die Folge dieser allgemeinen Gährung seyn? Eine neue Schöpfung gewiß! Ob aber diese neue Schöpfung die alte nach allen ihren Theilen überscheinen, und die Entwickelung der im Geiste des Menschen noch schlummernden Fähigkeiten beschleunigen werde, bleibt für jetzt noch unentschieden. Schön und vielversprechend sind indessen die Aussichten, und nicht alle die frohen Hoffnungen, welche so viele denkende Köpfe unsers Vaterlands verbreiten und nähren, werden verloren gehen.

Die Philosophie, welche seit Jahrtausenden das Wahre suchte, aber meist das Eigenthum weniger Erwählten blieb, nähert sich dem Zeitpunkte, wo sie als Königinn auftreten und mit edlem Bewußtseyn um sich her blicken darf. Sie verbreitet ihre Strahlen durch alle Stände; und wenn sie auf einer Seite die bisher für unerschütterlich gehaltenen Theorien und Systeme vor ihren Richterstuhl zieht, so war man auf der andern nie mehr als jetzt bedacht, die feinsten Resultate des Denkens in die Verbindungen und Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens zu verweben.

Aus diesem allgemeinen Hange, die gesammelten Beobachtungen der Vorzeit mit den Schlüssen des Nachdenkens zu vereinigen und zu einem harmonischen Ganzen zu ordnen, sind mehrere glückliche Versuche geflossen, auch die bildende Kunst, und durch sie die Menschheit, zu veredeln.

Befremdend aber ist es, daß wir diese Versuche nicht weiter verfolgt, und z. B. auf eine uns noch fehlende Pathognomik, oder Lehre vom Ausdruck der Leidenschaften im menschlichen Angesichte, angewandt haben. Der Grund zu dieser vielumfassenden Wissenschaft ist indessen

gelegt; die bereits vorhandenen Materialien zu Errichtung des Gebäudes, mit neuen vermehrt, werden gewiß in der Folge durch die Hand eines geschickten Baumeisters geordnet werden.

Wir haben, wie jede andere gebildete Nation, früher Künstler und Kunstprodukte, als eine Philosophie der Künste gehabt. Zur Zeit, als die Engländer und Franzosen bereits über den pittoresken Ausdruck und die Wirkung der Künste raffinirten, hatten wir sogar noch keine eigentliche Kunstsprache, bis Winkelmann, Hagedorn und Lessing mit ihren unsterblichen Werken auftraten, und, indem sie der Denkkraft neue Aussichten eröffneten, zugleich die Sprache reicher und biegsamer machten.

Von dieser Zeit an hat unsre Nation in diesem Zweige des schönen Denkens nicht nur mit ihren Nachbarinnen gleichen Schritt gehalten, sondern es ihnen auch in vielen Stücken, besonders in Bearbeitung neuer oder bisher wenig angebauter Fächer, zuvor gethan. Es scheint überhaupt eine Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters zu seyn, daß er weniger voreilend, weniger schnellergreifend ist; aber dagegen bey einmahl erkanntem Werthe eines neuen Gegenstands, durch Verbindung des Tief-

denkens mit der ihm eigenen Innigkeit, in Kurzem Riesenschritte thut, und seine Vorläufer weit zurück läßt. Dieß war wenigstens der Fall mit der Philosophie des Schönen, und der darauf gebauten bildenden Kunst.

Die Aesthetik ward durch Baumgarten unter uns erfunden. Lessing legte durch seinen Laokoon und seine Dramaturgie den Grund zur Philosophie der Künste und des Theaters. Was ehedem über Physiognomik geschrieben worden war, schränkte sich auf einzelne meist oben abgeschöpfte Bemerkungen ein, deren Unzuverlässigkeit den hellen Kopf zurückscheuchte — bis Lavater durch seine Fragmente zeigte, was diese Wissenschaft bey einer gehörigen Bearbeitung werden könne. Trotz aller ihm entgegen gedämmten Widersprüche, ist gegenwärtig der Einklang innerer Gefühle mit körperlichem Ausdruck — und also die Wahrheit der darauf gebauten Physiognomik — von den größten Denkern der Nation fast allgemein anerkannt worden. Freylich fehlt der Physiognomik noch viel zu einer systematischen Wissenschaft: aber der Grund, auf dem wir fortbauen können, ist einmahl gelegt.

Die allgemeine Theilnahme, welche dieser neue Zweig der Menschenbeobachtung bey der

Nation fand, ließ erwarten, daß sie zugleich auf den innigst mit ihm verwebten Ausdruck der Gemüthsbewegungen in Gesichtszügen und körperlichen Stellungen die Aufmerksamkeit spannen, neue Untersuchungen veranlassen, und dadurch die Uebersicht des Ganzen erleichtern würde. Diese Erwartung blieb aber, wie viele andre Erwartungen, unerfüllt. Ein nicht unbeträchtlicher Theil unsrer guten Schriftsteller schien sich sogar vereinigt zu haben, die Physiognomik mit allen erdenklichen Waffen zu bestreiten. Nicht gemeine Gelehrsamkeit auf einer Seite, Erfahrungen und alle Scheingründe der Heilkunde und Naturgeschichte des Menschen auf der andern, wurden aufgebothen; die Pfeile der Ironie zischten mit unter, und man schien nicht abgeneigt, die wissenschaftliche Physiognomik für Vision einer erhitzten Einbildung zu erklären. Das Publikum wankte in seinen Urtheilen; tiefes Schweigen trat an die Stelle der lebhaftesten Theilnahmen.

Es liegt in der Natur solcher wissenschaftlichen Untersuchungen, die mit irgend einem Schönheitsgenusse verknüpft sind — durch irgend eine angenehme Seite der Selbstliebe schmeicheln — daß sie im Vorstellungsvermögen des Menschen

nur desto tiefer wurzeln, je mehr die untheilnehmende Menge, oder das Privatinteresse einzelner Schriftsteller sie herabzuwürdigen sucht. Dieß war auch der Fall mit der Physiognomik. Weder die Waffen, womit man sie bekämpfte, noch der schnelle Uebergang des Publikums zur Kälte, haben die Menschenkennerinn von der einmahl eingenommenen Stelle verdrängt. Sie blieb stehen, wie die Wahrheit, die freylich auch eine Zeit lang verdunkelt werden kann, endlich aber mit neuen Strahlen die gesammelten Wolken zertheilet, und in ihrer ursprünglichen Schönheit dasteht.

Zehen Jahre nach Erscheinung des ersten Theils von Hrn. Lavaters physiognomischen Fragmenten betrat ein neuer Schriftsteller die fast verlassene Laufbahn mit glücklichem Erfolg. Hr. Engel, in seinen Ideen zu einer Mimik, verband mit nicht gemeinem Beobachtungsgeiste jene prüfende Ruhe des Verstandes, jene Schärfe und Bestimmtheit des Urtheils, welche bey Untersuchungen dieser Art so nöthig sind, um nicht blendende Spiele der Einbildung für Thatsachen zu nehmen. So belehrend aber auch seine Beobachtungen über diesen bisher fast gar nicht bearbeiteten Zweig der Menschenkenntniß sind, so theilen sie

doch mit den leidenschaftlichen Entwürfen des Hrn. von Götz das Sicksal, daß sie keinen Nachfolger fanden, und daher, so wie die Physiognomik, ohne weitere Ausführung und nähere Bestimmung geblieben sind.

Diese Erscheinung wird natürlich, wenn man bedenkt, daß der Einfluß solcher Kenntnisse auf das Glück und die weitere Fortbildung des Menschengeschlechts noch immer bezweifelt, oder doch nur dunkel erkannt wird, weil die Berührungspunkte ihrer Wirkungen zu versteckt liegen, weil ihre Verkettung mit den Erscheinungen des wirklichen Lebens zu fein und geistig ist. Sie fanden daher von jeher weniger Liebhaber, als die wissenschaftlichen Kenntnisse, deren Einfluß, durch Zufall oder positive Gesetze bestimmt, anschaulicher und daher auch anziehender ist.

So wenig aber diese Beobachtungen über den körperlichen Ausdruck bisher mit anhaltendem Eifer fortgesetzt und erweitert worden sind, so unverkennbar ist ihr Einfluß auf mehrere Zweige des Denkens und der Kunst: sie wirkten still, aber tief. Einige der schärfsten Denker unsrer Nation haben ihren Nutzen erkannt, und sie in ihre Systeme verwebt.

Nach dem, was bis jetzt über Physiognomik und Mimik geschrieben worden ist, bleibt nun noch die dritte, diesen beyden analoge, Wissenschaft zu bearbeiten übrig, nähmlich die Pathognomik oder Leidenschaftsdeutung aus den Gesichtszügen. Diese Wissenschaft ist mit den beyden ersteren so enge verknüpft, daß sie kaum von diesen ihren Schwestern getrennt werden kann, so wie auch diese hinwieder manches Hülfsmittel von ihr entlehnen, und sich in ihrem Lichte verklären. Nothwendig mußte sie später bearbeitet werden, als Physiognomik; denn Kenntniß der leidenschaftlichen Symptome setzt Charakteristik des Körpers im ruhenden Zustande voraus.

Man hat allerdings in den älteren und neueren Zeiten Manches über die Leidenschaften und ihre sichtbaren Merkmahle geschrieben: es waren aber — so wie Alles, was man ehedem über Physiognomik debutirte — meist oberflächliche Gedanken und Beobachtungen, die nie auf ein gemeinschaftliches Prinzip reduziret, nie der durch Klima, Geschlecht, Alter und Charakter verschiedenen Menschenform angeeignet waren. Hierin liegt wohl ein Hauptgrund von dem bisherigen geringen Fortgange der Beobachtungen über den Ausdruck der Leidenschaften.

Das Beste, was wir bis jetzt in diesem Fache haben, sind die Werke des de la Chambre *), und des le Brun. Der Letztere besonders schien auf dem rechten Wege zu seyn, indem er die Natur der Leidenschaften studirte **). Allein er drang nicht tief genug in das Wesen derselben; er blieb auf halbem Wege stehen. Seine Skizzen, die man noch immer den Lehrlingen der Zeichenkunst in die Hände gibt, sind nichts weniger, als musterhaft. Das Ueberspannte, Verzerrte, oft Unnatürliche derselben ist zu auffallend, als daß es noch gerügt werden dürfte. Ein andrer sehr wesentlicher Fehler derselben aber liegt in ihrer Allgemeinheit, oder in dem gänzlichen Mangel

*) *Les Charactères des Passions. Par le Sr.* de la Chambre, *Medicin de Monseigneur le Chancellier. A Amsterdam, l'An* 1658. *Chez Antoine Michel.* IV. Theile in 12.

**) Dieß ist bloß von dem mahlerischen Theile der Versuche des le Brun zu verstehen; denn was seine Erklärungen, und besonders den Discours sur la Physiognomie, betrifft, so fordert es in der That einige Selbstverläugnung, die Seichtigkeit derselben mit dem Umstande, daß dieses Feld damahls noch wenig angebauet war, zu decken.

aller Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Charakter. Sollen z. B. die Symptome des Zorns ausgedrückt werden, so geschieht's in dem Gesicht eines wahren Wilden mit klotzenden Augen, flammendem Haar und knirschendem oder aufgerissenen Munde. Die übrigens sehr sinnliche Liebe finden wir nur in dem Gesicht eines gekränzten Mädchens, die Verachtung in der Skizze eines Diogeneskopfs. Von den Gesichtern, welche das Weinen ausdrücken sollen, wische man die Thränen hinweg, und sie können eben so gut Eifersucht und üble Laune darstellen.

Ohne die Verdienste des Hrn. le Brun zu verkennen, bin ich der Meinung, daß die wahre Kunst den Ausdruck der Leidenschaften, mit Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Temperament, jedem individuellen Charakter aneignen, und, was das Vornehmste ist, dem unerlaßlichen Gesetz einer schönen Grundform unterordnen müsse. Die Liebe, der Haß drücken sich z. B. ganz anders im Gesichte des Cholerikers aus, als im Gesichte des Sanguineus; so wie sie auch nach dem Unterschied der Jahre sich sehr verschieden äußern.

Aber ist auch eine Pathognomik, d. i. eine Lehre von bestimmten Merkmahlen der Leidenschaften im Angesichte des Menschen, in derjenigen Vollkommenheit möglich, die ich davon verlange, und wodurch sie erst zum Rang einer Wissenschaft erhoben wird? Wie viele Schwierigkeiten sind aus dem Wege zu räumen! wie viele Vorurtheile zu bekämpfen! wie viele Resultate des Beobachtens und Denkens zu läutern!

Die Vernunft — um nur einige dieser Schwierigkeiten zu berühren — die Vernunft gebiethet ein vereintes und verhältnißmäßiges Wirken aller Kräfte: die Leidenschaft wirkt für sich und mit unverhältnißmäßiger Heftigkeit, gegen einen Punkt, wohin die übrigen Kräfte nicht konvergiren — wenigstens nicht mit gleicher Stärke. Vernunft und Leidenschaft müssen daher im beständigen Kampfe seyn.

Wie kann nun diese Erscheinung für Pathognomik genutzt werden? Welche Data zur Bestimmung des Charakters gibt sie an die Hand? Ist ein leidenschaftliches Gesicht darum vernunftlos? Und wenn dieses, wie ich glaube, nicht seyn sollte, wie sind Vernunft und Leidenschaft in den Gesichtszügen verschmolzen? —

Fragen, deren Beantwortung nicht so leicht ist! Denn so sehr die allgemeinen Merkmahle der Leidenschaften kennbar, und selbst Unwissenden verständlich sind, so verwickelt, in einander greifend, und theils widersprechend werden sie, so bald sie näher bestimmt, und auf die unendlichen Nuanzen des Alters und Temperaments berechnet werden sollen.

Eine andre große Schwierigkeit für die Bearbeitung der Pathognomik liegt in dem Geiste des Zeitalters, und jener Art von übertriebener Verfeinerung, die man Höflichkeit, Lebensart oder Convention des gesellschaftlichen Umgangs zu nennen pflegt. Wie soll der Philosoph die Leidenschaften beobachten, da alle Künste der Erziehung darauf abzwecken, sie zu verbergen, und die höfische Verstellungskunst eine nothwendige Eigenschaft des feinen und gebildeten Mannes ist? — wie die Aeußerungen der Leidenschaften in die bildende Kunst übertragen, da man sie in der Natur nicht leiden mag? Soll er vielleicht seine Beobachtungen auf den rohen Naturmenschen einschränken? Aber alsdann werden sie mit dem Gesetz der Schönheit unverträglich, und also in der Kunst nicht anwendbar seyn. Soll er bey

der gebildeten Menschenklasse den Moment erlauschen, wo Vernunft und Sitten durch die Leidenschaft gelähmt werden? Dann wird er den Menschen in Augenblicken beobachten, wo er unter der Würde des Menschen ist; das Resultat seiner Beobachtung wird also Karrikatur der Menschheit seyn.

Diese und mehr andere Schwierigkeiten sind groß, aber nicht unübersteiglich; jene Vorurtheile sind tief gewurzelt, aber nicht unvertilgbar. Das Licht der Philosophie und tiefere Blicke in die Natur kommen uns auch hier zu Statten. Eine still vorschreitende Veredlung der Menschheit ist zu sichtbar, daß sie uns nicht auf jedes neue Resultat des Denkens und Empfindens aufmerksam machen sollte. Die Strahlen der Vernunft, die weder Zwang noch Aberglaube hemmt, färben und beleben in ihren unendlich verschlungenen Richtungen so manche neue Schöpfung, deren künftiges Daseyn sich unsre Vorfahren nicht einmahl träumen ließen. Warum sollten wir an der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Pathognomik zweifeln? Ist nicht die Grundlage dazu bereits vorhanden? Außer Lavater's und Engel's Vorübungen, und den ältern Versuchen des erwähnten

de la Chambre und le Brun, haben auch Hogarth, Lichtenberg, Pernety und Parsons *) brauchbare Materialien geliefert. Besonders aber sind Camper's **) glückliche Versuche, den Unterschied der Gesichtszüge in Menschen zu bestimmen, lehrreiche Winke, die für dieses noch wenig bearbeitete Feld eine reiche Ernte hoffen lassen.

Die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Pathognomik möchte also wohl keinen Zweifel unterworfen seyn; aber freylich läßt sich von der Möglichkeit nicht sogleich auf die Wirklichkeit schließen. Nur dann kann eine neue Theorie des Denkens und Handelns sich Eingang versprechen, wenn ihr Einfluß auf das Wohl der Gesellschaft und die Veredlung der Menschheit nicht zu versteckt ist. Es gibt Untersuchungen, die durch ihre Frivolität mehr die müssige Speku-

*) *Human Physiognomy explaind by Mr. Parsons*, in den *Philos. Transact. Vol. 44. P. I. Suppl.*

**) Peter Camper über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge in Menschen verschiedener Gegenden und verschiedenen Alters. Uebersetzt von S. Th. Sömmerring. Berlin, 1792.

lation, als das Weiterkommen in den Wissenschaften und Künsten, befördern; und es gibt oberflächliche Beurtheiler, die nur zu geneigt sind, jede Theorie, deren Einfluß ihnen nicht sogleich einleuchtet, mit jenen Untersuchungen zu vermengen. Dieß war von je her der Fall mit den Beobachtungen über den Ausdruck im menschlichen Angesichte, so wie mit der höheren Zeichenkunst überhaupt.

Und doch ist vielleicht das ganze Leben hindurch dem Menschen nichts wichtiger, als die Beobachtung der Leidenschaften an sich selbst, und an andern. Ein großer Theil unsers Glücks und unserer Ruhe hängt davon ab; die Herrschaft, die wir über unsre eignen und fremde Leidenschaften erlangen, gibt uns in den Berufsgeschäften, so wie im Umgange mit Menschen, ein entschiedenes Uebergewicht; sie verlängert und verschönt den Genuß des Lebens, und unterwirft so manche Erscheinungen in der moralischen und politischen Welt, die der Unwissende als Erfolge des blinden Glücks betrachtet, unsrer Willkühr. So wie das Vergnügen, welches die Schaubühne gewährt, seinen Grund in der Erregung angenehmer oder gemischter Leidenschaften hat, so gibt es vielleicht noch andre

Zweige des geistigen Vergnügens, deren Entwickelung durch Beobachtung und zweckmäßige Anwendung der Leidenschaften einer künftigen Generation vorbehalten bleibt.

Die Leidenschaften sind das große Triebwerk der menschlichen Thätigkeit; ohne sie ist in der sittlichen Welt kein Leben, und in der schönen Kunst weder Geist noch Ausdruck. Selbst unangenehme und zerstörende Leidenschaften sind in der Hand eines Weisen, der sie zu lenken und an andern zu nutzen weiß, das, was die Erdbeben und Vulkane in der Hand der Versehung sind — strenge Mittel zu Erreichung großer Zwecke.

Aus diesen und andern Gründen mehr ist die Beobachtung der Leidenschaften und ihrer äußerlichen Merkmahle für den Psychologen sowohl, als für den Arzt, von der äußersten Wichtigkeit. Von beyden wird eine gewisse Gewandtheit des Geistes erfordert, die augenblicklichen Erscheinungen zu nutzen, und ihre Verkettung mit den Erfolgen in der Geister- und Körperwelt zu durchschauen. Diese Gewandtheit können sie nur durch tiefes Studium der menschlichen Natur und durch anhaltende Beobachtung ihrer Aeußerungen im Momente lebendiger Thatkraft, sich

erwerben. Wenn die Pathognomik einmahl zu dem Grade von Vollkommenheit gebracht werden sollte, dessen sie mir fähig scheint, wie leicht wird es alsdann dem Psychologen und dem Arzte seyn, die siebenfache Hülle zu durchdringen, hinter welcher der Mensch seine Gedanken und Empfindungen zu verbergen wähnt — wie leicht dem Minister, dem General, seinem Souverän, trotz aller Verstellungskünste des Hofs, in der Seele zu lesen — wie leicht dem Liebhaber, dem Freunde, dem Sollizitanten, den Schlingen heuchlerischer Freundlichkeit zu entgehen, und Gedanken zu entziffern, die im Innersten der Seele verborgen liegen!

Aber wird diese Fertigkeit, aus den äußerlichen Symptomen die innersten Gedanken zu entdecken, im gesellschaftlichen Leben nicht eben soviel Schaden als Nutzen anrichten? — Wird sie nicht den Samen des Mißtrauens und der Verachtung ausstreuen, Freunde entzweyen, und das Glück der Ehe verbittern? — Freylich wird sie bey einer verkehrten Anwendung das Alles, und noch vieles Andere können: aber der Mißbrauch und das aus ihm entspringende Böse muß uns nie abhalten, das überwiegende Gute hervor zu ziehen und zu befördern.

Ist nun die Pathognomik, wie ich sie mir vorstelle, eine auf das Wohl der Menschheit unmittelbar wirkende Wissenschaft: so fragt sich's, warum sie bisher meist nur oberflächlich behandelt worden ist? und warum sie selbst in unsern aufgeklärten Tagen, wo doch der Beobachtungsgeist an Sicherheit und unparteyischer Darstellung immer mehr gewinnt, noch keinen eigentlichen Bearbeiter gefunden hat, der sie zum Rang einer Wissenschaft erhob? Waren es die mit ihr verknüpften freylich nicht kleinen Schwierigkeiten? oder war es die Kälte des Publikums und das Undankbare solcher Untersuchungen, was den Mann von Kopf zurückscheuchte?

Daß die Pathognomik, wenn ihre bisherigen Bruchstücke zusammengefügt, und durch korrespondirende Wirkung zum Ganzen veredelt werden, zu einer Wissenschaft geeignet sey, ist wohl keinen Zweifel unterworfen. Denn was ist Wissenschaft anders, als Form des menschlichen Geistes und seiner Denkkräfte? Ist also die feinere Beobachtung leidenschaftlicher Ausdrücke in der Erfahrung gegründet, und kann der menschliche Geist durch weiteres Forschen sich davon Regeln abstrahiren: so muß jene Beobachtung auch einer wissenschaftlichen Form fähig seyn.

Was aber die Ursachen ihrer bisherigen Vernachlässigung betrifft, so möchten wohl die oben genannten Hindernisse vereint hier und da ihren nachtheiligen Einfluß geäußert haben. Indessen würde man der deutschen Nation, die an Schärfe und Feinheit des Denkens noch täglich so auffallende Beyspiele gibt, Unrecht thun, wenn man ihr keine Empfänglichkeit für philosophische Beobachtungen im Gebiethe der schönen Kunst zutrauen wollte. Vielleicht fehlte es nur an Veranlassung und Aufmunterung, diesen wichtigen Zweig der Menschenkenntniß mehr zu bearbeiten.

Ich maße mir keines Weges an, mich an die Stelle des Mannes zu drängen, der, mit allen erforderlichen Talenten und Wissenschaften ausgerüstet, ein System von Pathognomik aufstellen könnte: aber doch wird es mir als einem Miteiferer für Menschenglück und die schöne Kunst es zu fördern, erlaubt seyn, einige Gedanken über die nöthigen Erfordernisse einer Leidenschaftsdeutung darzulegen. —

Allgemein bestimmte **Charakteristik der Menschheit in ihren verschiedenen Formen und Verhältnissen des Lebens** ist meines Erachtens die Grundlage, wor-

auf das Gebäude einer wissenschaftlichen Pathognomik sowohl, als das der Physiognomik, errichtet werden muß.

Enthält aber eine solche allgemeine Charakteristik der Menschheit nicht etwas sich selbst Widersprechendes? Wie läßt sich z. B. die Organisation der schöngebildeten Menschenklasse in Kleinasien mit der Organisation der Kamtschadalen und übrigen Völker um den Nordpol vergleichen, und aus dieser Vergleichung eine genetische Form abstrahiren? — wie die Charakteristik der Afrikaner in das Eigenthümliche der Inselbewohner des Südmeers verschmelzen? Stößt nicht der Menschenbeobachter, so wie er aus einem Lande in das andere tritt, auf Resultate, welche der Allgemeinheit einer genetischen Menschenform offenbar entgegen sind? Sollte die ursprüngliche Menschenform in ihrer reinen Abgezogenheit dargestellt werden, so müßten die dazu erforderlichen Data in der Kindheit des Menschengeschlechts aufgesucht, und aus mehrern Weltgegenden mit einander verglichen werden. Dadurch würde eine Scheidung des Wesentlichen von dem Zufälligen bewirkt; dem Nachdenken müßte es sodann nicht schwer fallen, die Grundlage einer allgemeinen Menschen-

form zu finden. Wir können aber die Menschheit fast bloß in ihrer alternden Periode betrachten, wo ihre ursprüngliche Form so schwer zu entdecken ist, weil ihre wesentlichen Bestandtheile mit den zufälligen aufs innigste vermischt sind.

Daher entsteht eine unendliche Verschiedenheit in den Unterabtheilungen, die den Philosophen verwirren, und die gesuchte Allgemeinheit der Menschenform durch immer neue Bilder zerstören muß. Durch alle Zustände und Verhältnisse, die den Menschen umgeben, durch den so verschiedenen Einfluß des Himmels, durch die Milde oder den Druck der Gesetze, denen er gehorcht, durch die Form der Meinungen seiner Zeitgenossen, ihre Weisheit, und ihre Thorheit — selbst durch die Nahrungsmittel, und durch die Art sie zu genießen, wird eine mehrere oder mindere Abweichung von der ursprünglichen Form seines Geschlechts hervorgebracht. Alle diese Modifikationen durchkreuzen sich vor den Augen des Beobachters; der ewige Kampf zwischen Veredlung und Verschlimmerung zerstört das Bild des Ganzen. Oft glauben wir den Menschen in aller seiner Eigenthümlichkeit zu erblicken, wir wollen die Erscheinung festhalten,

und sie verschwindet unter unsern Händen in ein Luftbild.

Dem ersten Anblick nach also scheint eine allgemeine Charakteristik der Menschheit kaum denkbar, vielweniger in den Erscheinungen des Lebens wirklich zu seyn. Treten wir aber näher hinzu, und heften wir dabey den Blick auf die bey aller Verschiedenheit des Himmelsstrichs sich immer gleiche Grundbildung des Erdkörpers: so entdeckt sich uns die Einheit des Menschengeschlechts im schönsten Einklang mit den Erscheinungen der Natur im Großen. Die allgemeine Harmonie der Schöpfung, kann und wird sich nicht bey dem Menschen — dem Vollkommensten, was sie hervorbrachte — durch einen Mißton offenbaren. Alle noch so verschiedenen Unterabtheilungen verlieren sich bey näherer Betrachtung in einer allgemeinen genetischen Form, wie die Farben des Lichtstrahls im Vereinigungspunkte. Nur die Sinnlichkeit, nur das Zufällige unsers Geschlechts, verändert sich nach äußerlichen Eindrücken, Klimaten und Lebensweise — der Grundstoff der Bildung bleibt sich immer selbst gleich. Man schränke daher ja nicht den genetischen Begriff der Menschheit nur auf den gebildeten Europäer ein! Der

Mensch ist zur Veredlung und Humanität bestimmt, aber diese Humanität ist nicht das Wesen seiner Grundform.

Hierzu kommt noch, daß in unserm Falle von einer solchen allgemeinen Charakteristik der Menschheit die Rede ist, wie sie das Bedürfniß der Kunst erheischt. Das heißt: der allgemeine Begriff von Menschheit verschmilzt in dem Ideale der reinen und vollkommenen Menschenbildung, die das Eigenthümliche der Kunst ausmacht. Ich weiß, daß es noch immer Leute gibt, welche die unbedingte Nachahmung der Natur zum höchsten Gesetze der Kunst machen, und Arkadien in den rohen Sitten unsrer Landleute wieder finden wollen: was aber die Philosophie der Kunst durch diese Grundsätze gewonnen hat, haben uns einige neuere Beyspiele gelehrt. Viel anders dachte der weise und feinfühlende Grieche! Ihm war die Kunst — so wie seine Dichtung — das Talent, den Geist in eine fremde, verschönte, aber durch die Phantasie mit der wirklichen aufs innigste verbundene Welt zu versetzen. Das Entzücken, welches wahre Kunstwerke einflößen, besteht in einer stillen Verwechselung unsers gegenwärtigen Zustandes mit einem höheren, vollkommneren. —

Der Mann also, der uns eine Pathognomik liefern will, wird aus den gesammelten Beobachtungen über das Menschengeschlecht das Allgemeine von dem Besondern scheiden, mit der Geschichte aller Zeiten und Völker vergleichen, und den dadurch erhaltenen Grundbegriff zum Ideale der Kunst hinauf läutern. Materialien zu einer solchen abgezogenen Charakteristik der Menschheit hat die neuere Philosophie, und ihre Anwendung auf Völker- und Länderkunde, in reichem Maße geliefert; und ist nur einmahl der Anfang gemacht, so werden sich die Begriffe über Charakteristik der Menschheit von selbst entwickeln, und mit jedem neuen Versuche an Bestimmtheit gewinnen. —

Das nächste, warum sich sodann die Pathognomik zu bekümmern hat, sind Grundsätze der Harmonie zwischen Geistes- und Körperform, und diese Grundsätze liefert die Physiognomik, wenn einmahl ihre bisherigen Beobachtungen in eine wissenschaftliche Form gebracht seyn werden.

Es müßte also vor allen Dingen ein System der Physiognomik, nach jenen Grundsätzen geordnet und durch gesammelte Erfahrungen bestätigt, aufge-

stellt und zum Grunde gelegt werden. Nach den wichtigen Vorschritten, welche die Physiognomik bereits gethan hat, und aus dem reichen Vorrathe ihrer Beobachtungen, wird es nicht schwer seyn, wo nicht ein vollständiges System derselben aufzustellen, doch allgemeine Grundregeln zu abstrahiren, welche der Leidenschaftsdeutung zur Basis dienen, ihre Beobachtungen schärfen und berichtigen können.

Nur mit unverwandtem Blick auf diese Voraussetzungen dürfte wahrscheinlich die Pathognomik mit einigem Erfolge bearbeitet werden können. Man denke nicht, daß ich zu weit aushohle: jede neue, oder neu angewandte Beobachtung über den Menschen ist so innig mit allen vorhergehenden und nachfolgenden Beobachtungen verkettet, so eng mit dem System der Harmonie der Geistes- und Körperwelt verschlungen, daß sie ohne Auflösung ihrer Bestandtheile nicht davon getrennt werden kann. Ein unsichtbares Band knüpft die mehr oder minder lebhaften Gemüthszustände unauflöslich an den stehenden Charakter des Menschen. Diesen also müssen wir vorher studiren, ehe wir die ihm analogen Gemüthsveränderungen auf seiner Oberfläche wahrnehmen, und daraus

Regeln zu einer Leidenschaftsdeutung abstrahiren können. In Rücksicht auf diese enge Beziehung würde ich das bisher Gesagte den allgemeinen Theil der Pathognomik oder Leidenschaftsdeutung nennen; gehen wir jetzt zum besondern über.

Das erste, worauf die Pathognomik im engern Sinn ihr Augenmerk zu richten hat, müßten Grundsätze der Wirkungen des Gemüthszustandes auf den Körper, und des Körpers auf den Gemüthszustand seyn. Diese wechselsweise Beziehung ist von den bisherigen Bearbeitern der Pathognomik meist außer Acht gelassen, oder doch nicht mit der gehörigen Schärfe bemerkt worden. Sie begnügen sich mit den äußerlichen Symptomen, unbekümmert um die Gemüthszustände, und die Veränderungen, welche im Innern des Körpers vorgehen. Man hat auch hier, wie in so manchen andern Fällen, den Menschen zu einseitig betrachtet, und daher nur Muthmaßungen gewagt, wo man sichere Beobachtungen hätte sammeln können.

Diese Grundsätze der Wirkungen des Gemüthszustandes auf den Körper, und des Körpers auf den Gemüthszustand, können aber

schwerlich das Werk eines einzelnen Beobachters seyn; denn sie umfassen mehrere Unterabtheilungen, welche die vereinten Bemühungen mehrerer Denker in ganz verschiedenen Fächern vorauszusetzen scheinen.

Die Gemüthszustände, und die ihnen korrespondirenden körperlichen Veränderungen müssen nähmlich sowohl psychologisch, als physiologisch, und selbst medizinisch untersucht werden. Alsdann erst können ihre Merkmahle fixirt, und zur Grundlage einer Mimik und Pathognomik geeignet werden.

Sind diese Merkmahle einmahl vorhanden, und bestimmt angegeben, so erhalten wir von ihnen eine systematische Charakteristik der Gemüthszustände, die ich als die erste der erwähnten Unterabtheilungen betrachte.

Sie liefern uns zum andern eine systematische Charakteristik der jenen entsprechenden körperlichen Zustände, als die zweyte Unterabtheilung.

Mit allen diesen Hülfsmitteln ausgerüstet, wird dann endlich der Mann, der es unternimmt, eine wissenschaftliche Pathognomik zu liefern, die Leidenschaften selbst, und jede derselben ins besondere, darstellen; er wird ihre Natur, ihre

Merkmahle, ihre Verwandtschaft unter einander, zeigen, und dabey sorgfältig in Anschlag bringen, wie sie nach Alter, Geschlecht und Temperament, klimatisch und diätetisch verschieden sind.

Die natürlichste Ordnung, in welcher sodann die Leidenschaften einzeln behandelt werden können, würde vielleicht durch die Eintheilung in angenehme, unangenehme und gemischte erhalten.

Die Art der Behandlung selbst muß meines Erachtens der individuellen Sehergabe eines jeden, der sich damit abgeben will, und die erforderlichen Talente besitzt, überlassen werden. Es muß sogar für das Ganze von entschiedenem Nutzen seyn, wenn eine oder die andere Leidenschaft von mehrerern Beobachtern, und von jedem auf die seiner Empfänglichkeit angemessene Art, behandelt wird. Wenn nur jeder derselben richtig beobachtet, und nach den oben angegebenen Erfordernissen richtig folgert: so wird uns ihre vereinte Bemühung weit schneller und sicherer zum Ziele führen, als die einseitigen Urtheile eines noch so scharfsinnigen, aber isolirten, Beobachters. Alles, was dieser uns zurückgeben kann, ist doch nur Resultat seiner indi-

viduellen Empfindungs- und Vorstellungsart. Diese kann aber nur dann zum reinen Bilde der Natur hinaufgestimmt werden, wenn sie mit andern Vorstellungsarten verglichen, und auf ästhetische Grundsätze des Schönen zurückgeführet wird.

Bruchstücke sind also wohl vor der Hand Alles, was wir in der Leidenschaftsdeutung erwarten können: erst eine künftige Generation wird daraus das Gebäude eines vollständigen Systems errichten. Aus diesem Grunde scheint mir eine etwas freye Methode in Behandlung der Leidenschaften die zweckmäßigste zu seyn. Sie verbindet mehr das Angenehme mit dem Nützlichen, und bringt durch wohl angebrachte Blicke auf das gesellschaftliche Leben, durch Züge aus der Geschichte, durch Witz und lehrreiche Zwischenabhandlungen, ein Interesse hervor, das die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt, und jede Darstellung eindringender macht.

So wenig sich aber auch dem Manne von Kopf vorschreiben läßt, wie und auf welche Art er die Leidenschaften behandeln solle; so nothwendig scheint es doch bey jeder Behandlungsart zu seyn, daß er nicht bloß Dilettant und Kenner der Mahlerkunst, sondern selbst Zeichner,

und zwar durch Studium gebildeter Zeichner, seyn müsse. Diese leztere Forderung an den Zeichner ist unerlaßlich. Der studirte Zeichner verhält sich zum bloß handwerksmäßigen, wie der höhere Geometer zum Landmesser. Unsere Zeichner im Durchschnitt begnügen sich mit der äußerlichen Form, und den zu ihrer Bestimmung erdachten Abtheilungen und Linien. Diese Abtheilungen, die man seit Albrecht Dürer aus einem Zeichenbuch in das andere übergetragen hat, sind aber in vielen Fällen unrichtig, und erreichen nicht einmahl die schöne Natur, vielweniger das hohe Antike, wie Camper *) noch neulich dargethan hat. Der pathognomische Zeichner aber soll nicht nur die individuelle Natur getreu darzustellen, sondern auch ihre Erscheinungen zum Ideal der Schönheit hinauf zu läutern verstehen, will er anders für Veredlung der Kunst arbeiten.

Eine pathognomische Zeichnung, wie ich sie mir in ihrer Vollkommenheit denke, muß der reine, vollendete Abdruck einer thätigen und zugleich anziehenden Gemüthslage, und in den Grundbegriff der idealischen Schönheit verschmol-

*) Am a. O. S. 48 fgg. S. 59, S. 71 fgg.

zen seyn. Diese idealische Schönheit finden wir an den Antiken. Wir müssen also vor allen Dingen trachten, uns mit den Regeln und Ausmessungen der alten Künstler bekannt zu machen, welches nach den Bemühungen eines Mengs, Winkelmann's, Camper's, und anderer Denker in der Kunst nicht mehr so gar schwer seyn möchte, wenn zumahl dabey mit steter Rücksicht auf antike Figuren verfahren wird.

Hat der Zeichner die griechische, oder die ihr am nächsten kommende, Gesichtsbildung gefunden, und dadurch die Nationalphysiognomie seines Landes veredelt: so darf er nur die beobachteten Symptome der Leidenschaften, nach den ihnen eigenen und wohl berechneten Abstuffungen, in diese Grundform hinein tragen, und auf denjenigen Grad mildern, der mit dem Begriffe hoher Schönheit bestehen kann. Versuche dieser Art, glücklich ausgeführt, würden ihm ein nicht geringes Verdienst um die Kunst erwerben. —

Meine Forderungen an den Bearbeiter der Pathognomik sind strenge, und ich würde verlegen seyn, wenn es mir zur Pflicht gemacht würde, ihnen ein pünktliches Genüge zu leisten. Es ist aber immer rathsam, das Ziel hoch zu

stecken; weil dadurch auf einer Seite die Kräfte gespannt, und auf der andern die unberufenen Mitkämpfer abgehalten werden. Gesetzt, daß manche Versuche, ihm nahe zu kommen, mißlingen; gesetzt, daß die Schwierigkeiten sich während der Arbeit häufen, und jede Anstrengung vereiteln: so muß uns das nicht abhalten, eine Bahn zu verfolgen, die so viel Reitzendes hat, und deren Ziel Ehre und Menschenglück ist.

Talente, Muth und unverdrossener Fleiß werden hinreichend seyn, auch in der Leidenschaftsdeutung etwas zu leisten, das neben den Erfindungen des sich neigenden achtzehnten Jahrhunderts nicht erröthen dürfte. Fortgesetzte Beobachtungen — neue Aufschlüsse in der Philosophie des Schönen — reifere Menschheit — gewecktes Interesse — das Alles kann und wird auch auf die Fortbildung der Pathognomik wirken. Und warum sollten wir uns selbst ein frühes Ziel stecken, wo eine lachende Aussicht in Gefilde voller Blumen und Früchte den Geist zu jeder Anstrengung stärkt?

III.

Ideen zu einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit mit Rücksicht auf Pathognomik.

Eunt homines mirari alta montium, et ingentes fluctus maris, et latissimos lapsus fluminum, et Oceani ambitum, et gyros siderum, et relinquunt se ipsos, nec mirentur.

AUGUSTIN. Conf. X. 8. 6.

Die schwebende Erscheinung in der Geister- und Körperwelt, die wir Mensch nennen, festzuhalten und ihr Bild in einem allgemein kennbaren Umrisse darzustellen, ist, bey der räthselhaften Bestimmung und den widersprechenden Aeußerungen dieses Herrn der Schöpfung, ein Unternehmen, das sowohl Bescheidenheit als Ueberlegung zu mißbilligen scheinen. Ich weiß, daß dieser Gegenstand von je her die größten Denker beschäftigt hat, und daß es gewagt ist, sich an dieselben anzuschließen. Sollte aber der

Gedanke: daß wir nur durch ununterbrochene Vorschritte dem Ziele näher kommen, nicht einige Rücksicht verdienen? Die besonders in neueren Zeiten über die Natur des Menschen aufgestellten Theorien, so lehrreich und theilweis befriedigend sie für den Forscher seyn mögen, sind noch zu wenig geordnet, meist einseitig, und daher nicht selten einander zerstörend. Eine allgemeine Charakteristik der Menschheit, wie sie das Bedürfniß der Pathognomik erfordert, haben wir noch nicht.

Was ich über diesen Gegenstand sagen werde, ist ein Versuch, die zerstreuten Beobachtungen über den Menschen unter einander zu vergleichen, und aus den Resultaten dieser Vergleichung ein Ganzes zu bilden, das wenigstens für die Leidenschaftsdeutung befriedigend, und in Ansehung der dabey eintretenden Zweifel den wenigsten Schwierigkeiten unterworfen ist.

Gegenseitige Wirkung eines Menschen auf den andern, sie sey physisch oder moralisch, ist ein charakteristischer Zug seines Geschlechts. Wir können aber den Menschen meist nur einzeln, herausgerissen aus dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge, beobachten: und doch soll seine charakteristische Darstellung sich an das große

Ganze seines Geschlechts anschließen — seine Erscheinung, nach den unzähligen Verhältnissen und Auftritten des Lebens beobachtet und verglichen, soll zuletzt in einer allgemeinen Form verschmelzen!

Und diese allgemeine Form soll zu unserm gegenwärtigen Zweck geeignet seyn, das ist, sie soll den Forderungen der Pathognomik, als Philosophie über die sichtbaren Zeichen der empfangenen habituellen Bildung und Richtung geistiger Kräfte, entsprechen, und also des Ausdrucks der verschiedensten Gemüthsbewegungen empfänglich seyn.

Um dieß allgemeine Bild der Menschheit zu entwerfen, ist der bloße Weg der Erfahrung nicht hinreichend; erst in den Resultaten der philosophirenden Vernunft verschmelzen die Erscheinungen der Sinnenwelt zu einem harmonischen Ganzen.

Wenn wir also erstlich die bisherigen Resultate der philosophirenden Vernunft über den Menschen mit einander zu vereinigen, und zweytens für das dadurch gefundene Noumenon die Belege in der wirklichen Natur und Erfahrung zu entdecken suchen: so möchte dieß wohl der sicherste Weg seyn, der uns zum Ziele führt.

Erster Abschnitt.

Es gibt nur wenige Wahrheiten, welche nicht lange vorher, ehe die forschende Vernunft sie aus ihren Gründen entwickelte, und die Erfahrung bestätigte, von dem Geiste des Menschen in Augenblicken seiner höchsten Spannung geahndet, und in mancherley Bildern dem Verstande geoffenbaret worden wären. Dieß war auch der Fall mit der Natur des Menschen. Schon die ältesten Dichter und Volkslehrer gaben dem Begriffe der Menschheit, im lieblichen Gewande sinnlicher Darstellung, diejenige Form, welche der spätere Forschungsgeist mehr enthüllet, und durch Aufsuchung der Gründe bestätigt hat.

Fast in Allem, was wir bey den Alten über die Natur des Menschen finden, schimmert die allgemeine Idee durch: der Mensch ist das Mittelglied zwischen Gottheit und sichtbarer Welt. Spüren wir vor andern den Begriffen nach, welche die Griechen, diese gebildetste und geistreichste aller Nationen der alten Welt, mit dem Worte Mensch verbanden! Nach Absonderung Alles dessen, was bey ihren Gottheiten Staats- und Volksbedürfniß war, lag in ihrem Mythos die Vergeistigung des Sinnlichen, und umge-

kehrt die Versinnlichung des Geistigen zum Grunde. Diese doppelte Wirkung hervor zu bringen — die göttliche Natur mit der menschlichen gleichsam zu verschmelzen — war ihnen die Menschenform das glückliche Medium, welches beyde Naturen mit einander vereinte.

Auf diese Vereinigung gründet sich die hohe Achtung der Griechen gegen die Menschengestalt, die sich in ihre Schriften ergoß, und ihren Kunstwerken einen Geist einhauchte, der sie bis auf unsre Zeiten unübertreffbar gemacht hat. Nicht die wohlberechneten Verhältnisse, nicht die sanften wenig ausgesprungenen Linien sind es allein, welche die alten Kunstwerke auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit heben; die durchscheinende Intelligenz, die nähere Gottheit ist es, was ihnen diese Vollendung gibt, und die zum Ideal hinaufgeläuterte Menschengestalt in täuschender Erscheinung darstellt.

Dieses reine Bild des Erhabenschönen konnte nur die Folge einer stillen Uebertragung göttlicher Eigenschaften auf ein organisirtes Wesen seyn. Wirklich verband der Grieche mit der menschlichen Gestalt das Erhabenste, was sich in der Erscheinung denken läßt; daher bey ihm jene hohe Begeisterung, jenes himmlische Feuer, das

die versinnlichte Gottheit seinen Kunstwerken, so wie seinen Dichtungen, einhauchte — bald den todten Marmor beseelte, bald sich in stolzen Hymnen ergoß.

Um den Menschen in seiner ganzen Würde darzustellen, lieh ihm der Grieche die Eigenschaften höherer Wesen, die seine Vorstellungskraft zum Theile selbst von der Menschenform abstrahiret hatte; ein inneres Gefühl höherer Schönheit ging in ihre Darstellung über — versinnlichte die Gottheit in einem Jupiterskopf, läuterte den Begriff männlicher Jugend zum höchsten Ideal im Apoll, und verschmolz an einer Venus oder Niobe in den sanftern Zügen weiblichen Reitzes. Die Fabel von Pygmalions Statue ist nichts, als eine sinnreiche Einkleidung jener sich mittheilenden Begeisterung der alten Künstler.

Die menschliche Gestalt also war den Griechen der Inbegriff zugleich der Natur und des Urhebers der Natur, des Sichtbaren und des Unsichtbaren. Ihre Philosophen selbst legten diese Idee zum Grunde der verschiedensten Systeme, und läuterten sie entweder bis zum reinen Begriff der Gottheit, oder schmückten sie für den sinnlichen Menschen mit Allegorien aus.

Dieß lag theils in dem natürlichen Gange menschlicher Kenntnisse, der immer mit sinnlicher Darstellung beginnet, und theils ist es ein sprechender Beweis von der Menschenkenntniß jener Philosophen.

Mit Unrecht hat man daher den Plato getadelt, daß er die Ideen der Volksreligion seiner Zeit in sein System verwebt, und demselben durchaus ein allegorisches Gewand gegeben hat. Die Visionen dieses Philosophen sind Funken, aus denen in der Folge die Erleuchtung des Menschengeschlechts aufglimmte. Wer bewundert nicht die Stärke des Geistes, der im kühnen Fluge seiner Einbildung entdeckte, was die Vernunft und die Erfahrung erst spät entwickelte, und mit Gründen belegte!

Das ganze System des Plato dreht sich um die Idee: der edlere Theil des Menschen (sein Geist) sey Ausfluß der Gottheit, und kehre zu derselben zurück. Mensch ist ihm also Vereinigung der Gottheit mit einem organisirten Wesen — Apparition des Weltgeistes im Gewande der Sterblichkeit. Folglich lagen schon in den kühnen Hypothesen dieses Sehers die Resultate der philosophirenden Vernunft, welche das Uebersinnliche im Sinnlichen, die Gottheit

in der Materie, zum charakteristischen Kennzeichen des Menschen gemacht hat.

In der That laufen fast alle Untersuchungen neuerer Weltweisen über die Natur des Menschen auf den einzigen Grundsatz hinaus: der Mensch ist ein Spiegel zugleich der Natur, und des Urhebers der Natur. So sehr sie in ihren Grundsätzen von einander abweichen, und so verschieden ihre Vorstellungen von Geist, Materie, Welt seyn mögen: so nähern sie sich doch in diesem einzigen Stücke, mehr oder weniger, einem gemeinschaftlichen Ziele. Wenn z. B. der Spiritualist, vermöge seiner Grundsätze, den Begriff der Menschheit fast bloß auf ihre geistige Natur einschränkt: so nähert sich ihm selbst der minder feine Materialist in so weit, daß er die Vorstellungs- und Denkkraft des Menschen zu seinem Hauptmerkmahle macht, und also doch alle Mahl eine Art von geistiger Natur zugeben muß, wenn gleich dieselbe nach seinen Begriffen nichts als eine Emanation der Materie ist. Beyde, der Spiritualist und der Materialist, räumen also eine geistige Natur des Menschen ein, und beyde verbinden sie mit einem organischen Körper. Auch die übrigen philosophischen Sekten sind darin meist einstimmig, daß Denk-

kraft oder geistige Natur in Verbindung mit der Materie das unterscheidende Kennzeichen der Menschheit sey. In dieser Wahrheit also müssen die Grundzüge einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit enthalten seyn, die aber mehr entwickelt und schärfer bestimmt seyn wollen.

Nach Allem, was die Dichtung *) der Vorzeit in einer Reihe von Bildern über die Natur

*) Man wird sich hierbey erinnern, daß jede alte Volksreligion im Grunde Dichtung war, die, durch Zeit und Klima modifizirt, sich in die verschiedensten Gestalten formte, und in Griechenland zur höchsten Blüthe verschönernder Einbildung gedieh. In der exaltirten Seele des Aegypters vergrößerte sich Alles bis zum Riesenmäßigen; er wollte nur Staunen und Ehrfurcht einflößen — wie das wunderbare Land, welches er bewohnte. Der Grieche, dem die Natur unter einem immer heitern Himmel lächelte, verschönerte Alles in seiner lebhaft aber nicht ausschweifend beschäftigten Einbildung, und trug seine glücklich geordneten Bilder auf das System einer positiven Gesetzgebung über. Die nach Griechenland verpflanzten Vorstellungen der Aegypter milderten sich in dem humanen Gefühle der Einwohner dieses Landes, und gründeten die herrlichste Bildersprache, in welche der menschliche Geist seine Erscheinungen jemahls niedergelegt hat.

des Menschen geahndet, und späterhin die Philosophie mit Gründen belegt hat, glaube ich diese Grundzüge auf folgende drey Eigenschaften der menschlichen Natur zurückführen zu können:

1. Anlage für die Thierheit.
2. Anlage für die Menschheit (Vernunftfähigkeit)
3. Anlage für die Persönlichkeit.

I. Anlage für die Thierheit. Dieser Grundzug enthält Alles, was der Mensch, als lebendes Geschöpf, mit den übrigen Thiergattungen gemein hat. Als Ingrediens zur Charakteristik der Menschheit bedarf er keiner weitern Ausführung, da er als Erscheinung in der Sinnenwelt allgemein anerkannt ist. Nur das Unterscheidende dieser Anlage, wie sie in der Natur dasteht und wirkt, verdient eine nähere Beleuchtung.

Der Mensch, in so fern er abgesondert von aller Intelligenz gedacht wird, unterscheidet sich von jedem andern Thier durch einen unendlich feinern Mechanismus des Körperbaues mit seinen Empfindungswerkzeugen und Absonderungsgefäßen. Diese vollendetere Form macht ihn der verschiedensten Eindrücke und Aeußerungen seiner Kräfte empfänglich und wegen dieser

Empfänglichkeit von ihm im gewissen Verstande eine Sammlung der durch die ganze Thierschöpfung vereinzelten Kräfte beygelegt werden; sie ist aber bloß analogisch, nicht wesentlich, da der Thiermensch, wie jedes andere lebende Geschöpf, nach Gesetzen des ihm eigenen Mechanismus wirkt, und ein Zusammenfluß fremder Thierkräfte bey ihm weder denkbar noch nöthig ist.

Wenn also von dem Sänger der Ilias herab bis auf unsre Zeiten die begeisterte Muse dem Menschen bald die Stärke des Löwen, bald die Gewandheit der Schlange, bald jede andere Thierkraft beylegt: so ist dieß versinnlichte Darstellung ihm eigenthümlicher Kräfte, die mit den Kräften jener Thiere eine oft nur ferne Aehnlichkeit haben. Das Vermögen des Menschen, seine Wirkungskraft auf so unendlich verschiedene und theils sich widersprechende Art zu äußern, ist eine Folge seiner Vernunftfreyheit, und der damit verbundenen größern Empfänglichkeit seines Körperbau's.

Eben wegen dieser größern Empfänglichkeit ist selbst die physische Natur des Menschen einer Veredlung fähig, deren kein andres Thier sich rühmen kann.

II. Anlage für die Menschheit oder Vernunftfähigkeit. Der Mensch ist zugleich ein äußerst beschränktes, und ein allumfassendes Wesen; sein Daseyn füllt einen engen Raum, seine individuelle Kraft ist wahre Ohnmacht. Dessen ungeachtet gehen seine Wünsche und Begierden in's Unendliche, durch die Anwendung seiner Kraft wagt er's, die Ordnung der Natur zu stören, und ihren Wirkungen eine andere Richtung zu geben. Er umfaßt den Zeitraum aller Erdrevolutionen, und zieht, was seit Jahrtausenden geschah, in den engen Kreis seines Daseyns zusammen; er berechnet den Lauf der Sterne, und mißt ihre Bahnen. Auf einer andern Seite gehorchen die furchtbarsten Kräfte der Natur seinem Winke; Ströme verändern ihren Lauf, und der Blitz folgt willig der ihm vorgeschriebenen Richtung.

Diese mit Schwachheit gepaarte Obermacht ist unter allen Bewohnern des Erdbodens nur dem Menschen eigen — so ganz Ingredienz seiner Charakteristik, daß wir selbst auf der untersten Stuffe seiner Bildung die Spuren davon entdecken. Man weiß, wie sinnreich die Wilden der entferntesten Welttheile die Elemente zu ihrem Vortheile gebrauchen, und mit welcher Sagazi-

tät sie der Gewalt reissender Thiere zu begegnen wissen.

Es muß also, außer der Anlage zur Thierheit, in der Natur des Menschen noch ein anderer viel edlerer Grundstoff wirksam seyn, und dieser ist die Anlage zur Vernunft. Der Instinkt lenkt das Thier, die Vernunft (also auch im Fall der Verirrung ihr unechter Bruder, der Wahn) den Menschen.

Alle Wirkungen der plastischen Natur erfolgen nach nothwendigen Gesetzen der Bewegung; die Direktionslinie des Schwerpunkts ist sich überall selbst gleich. Bey den Handlungen der Thiere — selbst bey solchen, die eine Art von Kunstfertigkeit voraus zu setzen scheinen — bemerken wir höchstens nur ein Analogon der Vernunft; sie scheinen wenig mehr als Resultate eines feinern Mechanismus zu seyn, wiewohl uns freylich die Natur der Thierseelen nicht hinlänglich bekannt ist, um entscheidend darüber absprechen zu können. Wenn der hungrige Löwe beym Anblick seines Raubs die Mähne sträubt, sich selbst mit dem Schwanze schlägt, und das vollendete Bild der Wuth darstellt: so geschieht dieß vielleicht nach eben den Gesetzen eines physischen Einflusses,

nach welchen die Blume sich in den Sonnenstrahlen entfaltet und ausbreitet.

Bey dem Menschen allein ist jede Aeußerung seiner Thatkraft entweder unmittelbare Wirkung einer moralischen Ursache, oder doch mit dem wenn gleich dunklen Bewußtseyn irgend eines Zwecks begleitet, der ihre Richtung bis ins Unendliche verändert. Er allein hat das ausschließende Vorrecht, daß er die höhern Abstraktionen seiner Denkkraft versinnlichen, und dagegen sinnliche Eindrücke in Begriffe auflösen kann. Daher haben alle Handlungen des Menschen das Gepräge der Kunstfertigkeit — einen Zusatz eigner Individualität, statt daß die Handlungen der Thiere bloß Formen der Anschauung, Aeußerungen Einer und derselben Kraft sind, die sich nie abändert, nie in einen weitern Wirkungskreis ausdehnet.

Vom schöpferischesten Genie bis zum Pflanzenmenschen herab ist es also ein charakteristischer Zug der ganzen Gattung: daß der Mensch durch die Kombinationen seiner innern Erscheinungen das ist, durch seine Vernunft den Begebenheiten und Erfolgen außer ihm eine andre Richtung geben kann, als sie nach bloß mechanischen Gesetzen haben würden. Veränderte und durch

Reflexion modifizirte Zurückgabe sinnlicher Eindrücke ist bey allen Kraftäußerungen das unterscheidende Kennzeichen der Menschheit.

Aber diese Kombinationen innerer Erscheinungen, liegen sie nicht auch im großen Plane der Vorsehung? und erfolgen die dadurch veranlaßten Begebenheiten nicht eben wohl nach nothwendigen Gesetzen der Welteinrichtung? Diese Fragen beantworten sich selbst, sobald man die praktische Nothwendigkeit von der physischen unterscheidet *). Die erwähnten Kombinationen und die dadurch hervorgebrachten Wirkungen erfolgen allerdings nach nothwendigen, aber nach

*) Kant drückt diesen Unterschied auf die ihm eigen genau bestimmende Art also aus: „der Wille, als Begehrungsvermögen, ist eine von den Naturursachen in der Welt, nähmlich diejenige, welche nach Begriffen wirkt, und Alles, was als durch einen Willen möglich oder nothwendig vorgestellt wird, heißt praktisch möglich oder nothwendig, zum Unterschiede von der physischen Möglichkeit oder Nothwendigkeit einer Wirkung, wozu die Ursache nicht durch Begriffe, sondern, wie bey der leblosen Materie, durch Mechanism, und bey Thieren durch Instinkt, zur Caussalität bestimmt wird." Kritik der Urtheilskraft. 1790. Einl. S. XII. XIII.

moralisch oder praktisch nothwendigen Gesetzen. Diese moralische Nothwendigkeit hat ihren Grund in dem Vorstellungsvermögen und dem dadurch bestimmten Willen des Menschen; nur er hat das heilige Vorrecht, die Kette mechanisch verschlungener Begebenheiten zu unterbrechen, und durch neue Ringe wieder in einander zu fügen.

Dieser Vorzug, diese Anlage zur Vernunft, scheint in allen Handlungen des Menschen mehr oder weniger durch; alle Aeußerungen seiner Kräfte sind mit einer Ideenverbindung vergesellschaftet, die ihren Gesichtspunkt bestimmt, und ihnen durchaus das Gepräge von Eigenthümlichkeit gibt.

Auf eben diese Anlage zur Vernunft gründet sich das schätzbare Vorrecht: daß unter allen uns bekannten empfindenden Wesen nur der Mensch die Vergangenheit und Zukunft mit in den Kreis seines Lebensgenusses zieht. Denn da Vernunft das Vermögen der Erkenntniß aus Gründen ist, und diese Erkenntniß durch eine fortgesetzte Ideenverbindung sowohl das Vergangene vergegenwärtigt, als die Möglichkeit des Künftigen ahndet: so entwickelt sich daraus das schöne Gewebe von Rückerinnerung und Vorempfindung, womit der Mensch die Sphäre seines Daseyns

erweitert, das nach Zeit und Raum Abwesende mit der Gegenwart vereinigt, und dadurch die Summe seiner Lebensfreuden vervielfältigt.

Bey einigen Thierhandlungen möchte es zwar scheinen, daß sie sowohl durch Rückerinnerung, als durch Sorge für die Zukunft bestimmt würden; bey näherer Beleuchtung aber sind sie durchaus instinktartig; was sie Planmäßiges haben, ist Ordnung der Natur und des Urhebers der Natur, nicht aber der Vernunftfreyheit eines empfindenden Individuums. Daher sind auch alle Thierhandlungen seit Jahrtausenden die nähmlichen geblieben. Welche erstaunenswürdige Wirkungen hat nicht hingegen der Mensch durch das Talent, die Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart zu paaren, hervorgebracht! Die Vernunft, mit ihrem schönen Gefolge gesellschaftlicher Tugenden, gab ihm mit dem Geschenke der Ideenverbindung den Zepter in die Hand. Zur Humanität *) gebohren verbreitet

*) "Humanität bedeutet einer Seits das allgemeine Theilnehmungsgefühl, anderer Seits das Vermögen, sich innigst und allgemein mittheilen zu können. Diese Eigenschaften zusammen verbunden machen die der Menschheit angemessene Geselligkeit aus,

der Mensch seine Herrschaft über die ganze Schöpfung; allein eben darum wollen auch seine Kräfte geweckt, gebildet, und in beständiger Uebung erhalten werden. Das Thier, auf die enge Sphäre seines Daseyns eingeschränkt, ist meist schon bey der Geburt, was es seyn soll, und nach seiner Bestimmung werden kann.

III. Anlage für die Persönlichkeit. Durch das ganze Menschengeschlecht herrscht mehr oder weniger ein allgemeines Streben nach einem dunkel gedachten Zweck, der von dem Zwecke der Selbsterhaltung wesentlich verschieden ist; es erwacht mit der sich entfaltenden Jugendblüthe, begleitet uns durch das ganze Leben, und zuckt im letzten Lächeln des sterbenden Mundes. Selbst nach dem Tode wirkt es noch fort in den Denkmahlen des Geistes und der Kunstfertigkeit, welche der Mensch seinen Nachkommen hinterläßt.

Aus dem Triebe der Selbsterhaltung kann dieses Streben nicht erklärt werden, weil es in mehrern Fällen von der merkwürdigsten Art Handlungen erzeugt, die der Selbsterhaltung

wodurch sie sich von der thierischen Eingeschränktheit unterscheidet." Kant am a. O. S. 259.

furchtbar sind; gründet sich vielmehr auf die Herstellung der einzigen Bedingung, unter der wir als ein moralisches Wesen fortdauern zu können glauben, auf Veredlung und das Daseyn eines bessern Zustandes, folglich auf Empfänglichkeit der Achtung für das Sittengesetz, als eine an sich hinreichende Triebfeder der Willkür. Diese Empfänglichkeit aber ist nichts als Umschreibung der Anlage zur Persönlichkeit, welche, indem sie den Grund jenes allgemeinen Strebens enthält, unsere physische Existenz gegen ein dunkel gedachtes Gut in den Schatten stellt, und eben dadurch die menschliche Natur von ihrer erhabensten Seite zeigt.

Diese der menschlichen Natur eigne Thätigkeit *) hat also ihren Grund in der Anlage

*) Willaume (vom Vergnügen, Berlin 1788.) nimmt den Begriff der Thätigkeit in einem weitläuftigern Sinne. Thätigkeit ist ihm nicht nur die Uebung der Kräfte, die in dem Subjekte selbst ihren Anfang nimmt und aus innerm Reitz entsteht, sondern auch jene, welche den Stoß der Bewegung von außen erhält. Diese Ausdehnung könnte aber leicht Verwirrungen veranlassen, welchen auszuweichen man entweder den Begriff von Thätigkeit auf Wirken aus sich selbst einschrän-

zur Persönlichkeit und ist ihres moralischen Ursprungs wegen ein ausschließender Zug in der Charakteristik der Menschheit, an welchen selbst die vollkommenste Thierbildung keinen Anspruch machen kann. Bey allen übrigen Thiergattungen ist die Aeußerung der Kräfte auf den alleinigen Zweck der Selbsterhaltung — Genuß seines Daseyns — konzentrirt, und also instinktartig. Gegen diese Behauptung scheint zwar zu streiten, daß wir bey einigen Thiergattungen Handlungen wahrnehmen, die nichts weniger als Selbsterhaltung zum Zweck haben: allein bey genauerer Betrachtung wird man fast immer finden, daß diese Handlungen sich auf Zwang, Gewohnheit und Nachahmungstrieb stützen, und also bloß das Surrogat willkürlicher Handlungen sind, von denen hier allein die Rede ist. Der abgerichtete Elephant versteht die Sprache, und vollzieht die Befehle seines Führers, der Oran-Utang kopirt den Menschen in äußerlichen Handlungen, der Papagay ahmt mechanisch seine artikulirten Töne nach: aber bey allen diesen Erscheinungen liegt kein innerer Hand-

ken, oder zwischen Selbstthätigkeit und Thätigkeit überhaupt unterscheiden müßte.

lungstrieb zum Grunde; der Stoß von außen erzeugt sie, wo dieser aufhört oder nie vorhanden war, da schränken sich alle Handlungen dieser übrigens fein organisirten Thiergattungen auf den Erhaltungstrieb ein.

Ueber dieses allgemeine Streben nach einem dunkel erkannten Ziele haben alle Bemühungen voriger Zeiten keine Erklärung gegeben, welche zugleich für die Bestimmung des Menschen und die Forderungen der Vernunft genugthuend wäre. Man halte sie aber deßwegen nicht für unmöglich; ein neu aufgehendes Licht scheint ihre endliche Herstellung zu zeitigen. Begnügen wir uns vor der Hand mit den Anschauungen, in welche der Beobachtungsgeist über den Menschen seine Entdeckungen niedergelegt hat. Sobald diese Anschauungen auf jedes Individuum und die besondere Richtung seiner Kräfte anwendbar sind, ist ihr Einfluß auf die Bestimmung des Begriffs einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit erwiesen. Alle Forderungen der Pathognomik an die Philosophie schließen sich an eine Reihe von Erfahrungen, welche, unter einander verglichen und in einem allgemeinen Bilde dem Verstande vorgehalten, den Aussprüchen der Vernunft entgegen kommen.

Nun lehrt uns aber die Erfahrung, daß, so sehr jenes Aufstreben nach einem dunkelgedachten Zweck bey allen Menschen verschieden ist, dabey doch immer die mehr oder minder lebhafte Idee von einem vollkommenern Zustande, sowohl in als außer uns, zum Grunde liege. Alles, was der Mensch mit oder ohne deutlich gedachten Zweck vornimmt, verliert sich am Ende in diesem Grundzuge. Selbst Handlungen der rohesten Barbarey stützen sich auf eine dunkele Vorstellung von einem besseren Zustande im Allgemeinen oder Besonderen; und die Volkssprache druckt den Drang, wovon man keinen Grund angeben kann, durch ein Es ist so besser aus.

Aus der Anlage zur Persönlichkeit fließt also unmittelbar die Anlage zur Veredlung — jenes wohlthätige, umsonst bezweifelte Vorrecht der Menschheit.

In der ganzen Anlage der Thierbildung ist Eine und dieselbe Organisation, die sich zuletzt durch fortgesetzte Abstuffungen im Pflanzen- und Steinreiche verliert. Unter diesen unendlich variirten Thierbildungen ist der Mensch nicht nur an Vollkommenheit des mechanischen Bau's die Krone aller übrigen, sondern er ist es auch

allein, der, vermöge seiner Anlage zur Vernunft, durch Verbindung der Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart wirkt, und sich dieser Wirkung bewußt ist. Eben um dieses erweiterten Wirkungskreises willen ist er auch allein einer fortschreitenden und mit Bewußtseyn verknüpften Veredlung fähig. Das Streben aller seiner Kräfte zweckt auf die Verbesserung seines Zustandes ab, und diese Bestimmung für Veredlung gibt ihm selbst auf der untersten Stuffe der Kultur einen entschiedenen Vorzug vor allen übrigen Thiergattungen. Auch der wilde Insulaner strebt seinen Zustand zu verbessern, und nutzt die Bequemlichkeiten, die ihn Zufall oder Warentausch kennen lehren.

Warum sind aber bey diesem allgemeinen Triebe die Fortschritte zur Veredlung gleichwohl nur langsam? Wer das ewige Schweben des Menschen zwischen Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit — sein rastloses Ringen nach Veredlung, und den Kreisgang, auf dem er sie sucht *) —

*) Es ist so bekannt, als merkwürdig, daß selbst Mendelssohn glaubte, das menschliche Geschlecht im Ganzen schwanke beständig zwischen gewissen bestimmten Schranken der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, behalte in

mit einem Worte: wer den Menschen als Menschen beobachtet, dem drängt sich die unwillkürliche Frage auf: ob den Tantals Schicksal das Loos der Menschheit sey? ob denn die goldne Frucht immer sehen, und immer entbehren, alle die Anstrengungen belohne, in denen der Erdensohn sein Leben verzehrt? Die Erfahrung aller Zeiten lehrt uns, daß in einzelnen Weltgegenden das Menschengeschlecht fast nie einige Riesenschritte vorwärts machte, ohne bald nachher mit doppelter Geschwindigkeit zurück zu fallen. Es ist daher schwer, das Räthsel der Bestimmung des Menschen zu lösen. Indessen scheint die kritische Philosophie über das Problem: ob der Mensch endlich die gesuchte Veredlung erringen werde? befriedigende Aufschlüsse zu geben.

Daß die Fortschritte zur Veredlung im Ganzen nur langsam sind, davon liegt der Grund nicht sowohl in der Anlage des Menschen selbst, als vielmehr in den Erscheinungen um ihn her. Weil nähmlich diese Erscheinungen, in die Auftritte des gesellschaftlichen Lebens verflochten, mit dem Triebe nach Veredlung nicht gleichen Schritt

allen Perioden der Zeit dasselbe Maß von Religion und Irreligion, von Tugend und Laster, Glückseligkeit und Elend.

halten: so lebt der Mensch in beständigem Kampfe mit sich selbst. Um seiner Bestimmung gemäß zu wirken, ist ihm eine dieser Wirkungskraft entsprechende äußere Lage durchaus nothwendig; eine Lage, die bey der fehlerhaften Einrichtung unsrer bürgerlichen Gesellschaft so äußerst selten angetroffen wird. Die wirklichen Fortschritte zur Veredlung arten daher fast immer in Rückfälle zur Verschlimmerung aus, und schlagen die Hoffnungen des menschenfreundlichen Weisen nieder, die er in dem Reiche der Möglichkeiten fand. Dagegen ist das erhabene Gefühl der Menschheit nie stärker, die Begierde sich zu vervollkommnen nie lebhafter, als bey den Schöpfungen der schönen Kunst — in jenen wohlthätigen Augenblicken, wo die Phantasie, frey von den Fesseln äußerer Eindrücke, sich in idealischen Welten verliert, und alle Gegenstände mit der beabsichtigten Vollendung des Ganzen in Einklang setzt; wo die Seele sich über die Sinnlichkeit erhaben fühlt, und im Genusse reinerer Freuden — schwelgt. In dieser Bemerkung liegt, im Vorbeygehen gesagt, ein wichtiger Beweisgrund von dem Einflusse der schönen Künste auf Veredlung der Menschheit.

Auch die bekannte Erfahrung, daß die Fortschritte des Menschengeschlechts in Absicht auf

wissenschaftliche Kenntnisse ungleich merklicher sind, als in Absicht auf moralische Bildung, hat vielleicht ihren Grund in jener Dissonanz des Triebes nach Veredlung mit den wirklichen Erscheinungen des Lebens. Der Flug des Geistes im Gebiethe der Wissenschaften ist unbegränzt; die sittliche Veredlung aber hängt großen Theils von Verhältnissen ab, deren Aenderung nicht in der Macht des Menschen steht. Man hat daraus sehr irrig geschlossen, daß die Kultur der Wissenschaften den Sitten geschadet habe; und Rousseau wählte glaublich nicht das rechte Mittel, da er, um die Menschen tugendhaft zu machen, ihnen alle Gelehrsamkeit verleiden, und sie auf die einfachen Naturbedürfnisse zurückführen wollte. Wenigstens haben die Demagogen in Paris, welche gegenwärtig *) diese Grundsätze dem irre geführten Volk annehmlich zu machen suchen, noch keine große Hoffnung erregt, daß sie uns tugendhafte Menschen liefern werden.

Man würde nicht in diese Widersprüche verfallen seyn, wenn man sich Tugend und Wissen-

*) Dieser Aufsatz ist im Jahr 1794. geschrieben. d. H.

schaft immer in ihrem rechten Verhältniß gegen einander gedacht hätte. Unsre Tugenden sind relativ: manche Handlungen ungebildeter Völker, welche die Geschichte als Muster heroischer Tugenden aufgestellt hat, möchten wohl kaum diesen Nahmen verdienen, wenn wir, mit ihren Triebfedern bekannt, ihre innere Beschaffenheit durchschauen könnten. Mit verfeinten Kenntnissen verfeinen sich auch die Triebfedern der Handlungen, die Verhältnisse ändern, die Gesichtspunkte verschieben sich. Dieß Alles hat Einfluß auf die Moralität unsrer Handlungen, und hilft ihren Werth bestimmen.

Wenn wir die bisher angegebenen allgemeinen Eigenschaften des Menschengeschlechts unter die obigen Grundzüge zurückführen und diese sodann mit einander vereinigen: so bildet sich daraus ein Totalbegriff der Menschheit, der sowohl für die Forderungen der Vernunft befriedigend, als in der Erfahrung gegründet ist. Alle Beobachtungen über den Menschen, seine Erscheinung in Zeit und Raum, seine Geistes- und Körperkräfte — kurz, über die verschiedensten Aeußerungen seines Daseyns, fließen nähmlich in dem Axiom zusammen:

Der Mensch ist ein zur Thierheit, zur Vernunft, und zur Persönlichkeit organisirtes Wesen, dessen Hauptmerkmahl die Intelligenz oder Denkkraft ist, und dessen Körperbau mit den übrigen Thiergattungen in einem seiner edlern Bestimmung durchaus angemessenen Verhältnisse steht.

Um diesem Begriff der Menschheit auf ein letztes Prinzip zurück zu führen, wird die Philosophie ein allgemeines Obervermögen, eine letzte absolute Grundkraft aufsuchen müssen, welcher die drey angegebenen Grundzüge, und durch diese alle übrigen Kräfte, untergeordnet sind. Dieses allgemeine Obervermögen kann kein anderes seyn, als Vernunftfreyheit — jenes auszeichnende Geschenk des Himmels, wo, durch der Mensch gleichsam das Mittelglied wird, welches die thierische Natur an die Geisterwelt knüpft.

So würden denn Vernunftfreyheit mit den ihr untergeordneten drey Grundzügen der menschlichen Natur der Leitfaden seyn, an den alle pathognomische Beobachtungen sich reihen müßten. Es ist noch übrig, die Brauchbarkeit dieses Begriffs einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit für die Pathognomik darzuthun,

und die Belege dazu in der Erfahrung aufzusuchen.

Zweyter Abschnitt.

In wie ferne der angegebene Begriff einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit für die Pathognomik brauchbar sey? wird sich am besten aus seiner Anwendung auf einige Haupterfordernisse derselben bestimmen lassen. Postulate dieser Art, welche in der Natur der Leidenschaftsdeutung liegen, sind z. B. folgende: Empfänglichkeit der Form für die verschiedensten Kraftäußerungen; Daseyn einer Grundkraft, wodurch die Leidenschaften des Menschen bestimmt werden; Verkettung der Leidenschaften mit den Auftritten des gesellschaftlichen Lebens; gemeinschaftliche Quelle der Leidenschaften; Wirkung der Leidenschaften auf physische und sittliche Veredlung oder Verschlimmerung.

1. Empfänglichkeit der Form für die verschiedensten Kraftäußerungen. Die Pathognomik entwickelt die verschiedensten Leidenschaften in den verschiedensten Aeußerungen an Einem und demselben Objekte; sie mildert und ordnet ihre Züge zum reinen Ideale der Menschheit, um sie unter allen Umständen kennt-

lich, und für die schöne Kunst brauchbar zu machen. Das Wesen, von welchem sie ihre Beobachtungen abstrahirt, muß daher auch der verschiedensten Eindrücke empfänglich, und in den Aeußerungen derselben einer unendlichen Mannigfaltigkeit fähig, seyn.

Diese Mannigfaltigkeit läßt sich sehr ungezwungen aus der Vernunftfreyheit des Menschen und den ihr untergeordneten drey Grundzügen herleiten. Die Vereinigung dieser Grundzüge macht nähmlich sowohl die Sinnlichkeit, oder die Form der Rezeptivität, als die Spontaneität des Menschen einer unendlichen Mannigfaltigkeit empfänglich; sie ist gleichsam das Heiligthum, in welchem die Natur alle ihre zahllosen Erscheinungen niederlegt — um sie veredelt und verschönt wieder hervorkommen zu sehen; ein Spiegel der ganzen Schöpfung, der nicht bloß zurückgibt, sondern alle Eigenschaften der Strahlenbrechung in sich vereint, und eben dadurch neue Bilder hervorbingt.

Die Vernunftfreyheit, und die damit verknüpfte reproduktive Empfänglichkeit des Menschen ist also Grundlage der mannigfaltigsten Aeußerungen seiner Gemüthsbewegungen, womit wir es hier zu thun haben; reiner Zug seiner Charakteristik,

den schon die Alten durch eine Welt im Kleinen (Μικροκοσμος) sehr treffend ausdruckten.

2. Daseyn einer Grundkraft, wodurch die Leidenschaften des Menschen bestimmt werden. Die Leidenschaften sind in ihren Ausbrüchen nach Beschaffenheit des Temperaments und Charakters sehr verschieden. Es muß also eine Grundkraft vorhanden seyn, woraus sich diese Verschiedenheit erklären läßt, weil sonst die Pathognomik nie mit Sicherheit beobachten kann. Auch diese Grundkraft liegt in der angegebenen Charakteristik der Menschheit.

Wie schon im ersten Abschnitte dargethan worden ist, entwickelt sich aus der Vernunftfreyheit des Menschen, und ins besondere aus seiner Anlage zur Persönlichkeit, die Empfänglichkeit für fortschreitende Veredlung. Schon in dieser Anlage ist die Obermacht des Menschen über die Sinnlichkeit enthalten; folglich auch das Vermögen, über die Leidenschaften zu herrschen, und sie für die mannigfaltigen Zwecke des Lebens wohlthätig zu machen. Zu dieser Absicht aber müssen sich alle Beobachtungen über die Leidenschaften vereinigen, wenn sie für die schöne Kunst brauchbar werden sollen; denn nur

moralische Kraft im Einklange mit den unmittelbaren Ausbrüchen der Leidenschaften kann die Menschheit in einem vollendeten Ausdruck darstellen.

Und eine solche Darstellung, was ist sie anders, als der versinnlichte Uebergang der Menschheit in die Geisterwelt? der gemilderte Glanz der Gottheit, dem die Naturnothwendigkeit sich lächelnd anschmiegt?

Die Anlage des Menschen zur Vernunftfreyheit gibt nähmlich allen Aeußerungen seiner Kräfte etwas Eigenthümliches, in den Ring der Vorsehung gleichsam eingreifendes. Alle übrigen uns bekannten Kräfte sind Glieder in der Kette mechanischer Naturerscheinungen. Dem Menschen aber ist die verstärkende, mildernde, anordnende Schöpferkraft, die Anbildung neuer Verhältnisse, so sehr eigen, daß sie auch bey dem rohen Naturmenschen von seinem Wesen nicht getrennt werden kann; wohl aber hat sie ihre Grade, wodurch die Leidenschaften entweder zur Veredlung, oder zur Verschlimmerung bestimmt werden. In Allem, was der Mensch zurück gibt, ist ein Abdruck seiner Individualität.

3. Verkettung der Leidenschaften mit den Auftritten des gesellschaft-

lichen Lebens. In der dreyfachen Anlage des Menschen liegt der Grund aller seiner Leidenschaften. Aus der Anlage für die Thierheit entspringt der Trieb zur Selbsterhaltung, zur Fortpflanzung, und zur Gemeinschaft mit andern Menschen, welcher, so wohlthätig er für die physische Natur des Menschen ist, zugleich eine Menge Leidenschaften erzeugt, die aber noch alle das Gepräge des thierischen Instinkts tragen. Die Anlage für die Menschheit — die Mutter aller gesellschaftlichen Tugenden, in wie fern diese auf den Trieb nach Glückseligkeit sich gründen — vermehrt nicht nur die Summe der Leidenschatfen, sondern sie erhöht auch ihre Kraft, und macht sie weit gefährlicher, als bey dem rohen Thiermenschen. Die Anlage für Persönlichkeit aber zügelt und ordnet die Leidenschaften des Menschen, und wird daher durch ihren Einfluß auf seine Kraftäußerungen für die Pathognomik höchst wichtig.

Nun werden aber die Leidenschaften durch die physischen und moralischen Bedürfnisse des Menschen, durch die Erfolge und Auftritte des gesellschaftlichen Lebens — oder vielmehr durch die Vorurtheile, als Kinder der fehlerhaften Einrichtung unsrer bürgerlichen Gesellschaften —

modifizirt. Sie wirken also auch auf diese Erfolge und Auftritte des gesellschaftlichen Lebens zurück, verändern ihre Richtung, und lenken sie zu andern Zwecken; denn alle physischen und moralischen Kräfte, die sich in Raum und Zeit zugleich äußern, sind in unauflöslicher Wechselwirkung. Die Harmonie der Leidenschaften, in ihren verschiedenen Perioden und Verkettungen unter einander, mit den Erfolgen und Auftritten des gesellschaftlichen Lebens ist daher an sich klar; und diese Harmonie liegt, so wie die Leidenschaften selbst, in dem angegebenen Begriff einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit.

4. Gemeinschaftliche Quelle der Leidenschaften. Nur durch Zurückführung auf ein gemeinschaftliches Prinzip können die Beobachtungen über eine Reihe von Erscheinungen zur Wissenschaft geeignet werden. Diesem Grundsatze zu Folge ist die angegebene Charakteristik der Menschheit mehr als jede andere geschickt, die sich bisweilen widersprechenden Aeußerungen der menschlichen Natur aus einer gemeinschaftlichen Quelle herzuleiten, und also unter sich zu vereinigen; denn schwerlich wird eine Kraftäußerung des Menschen gefunden werden, die

sich nicht auf einen oder mehrere der angegebenen Grundzüge zurückführen ließe.

Es gibt z. B. im gemeinen Leben Ausdrücke und Redensarten, die, sobald man jene drey Grundzüge annimmt, als unrichtig erscheinen, und dadurch auf bestimmtere Begriffe reduzirt werden. So hört man viel von unnatürlichen Leidenschaften sprechen, und man muß gestehen, daß es beym ersten Anblicke schwer ist, die Gräuel, womit eine große Nation, die doch seit einem Jahrhundert auf den höchsten Grad der Kultur Ansprüche macht, sich noch täglich entehrt, aus einer natürlichen Quelle herzuleiten. Allein offenbar verwechselt man in diesem Falle die Begriffe von unnatürlich und unsittlich. Im strengsten Sinne gibt es keine eigentlich unnatürlichen Leidenschaften; alle haben ihren Grund in physischen und moralischen Veränderungen des Menschen, und also in seiner dreyfachen Anlage für Thierheit, Vernunft und Persönlichkeit. Was aber aus der Natur selbst entspringt, wie kann das unnatürlich seyn?

Wahr ist's, die äußerlichen Eindrücke können in einer verschobenen Vorstellung Symptome hervorbringen, die für den natürlichen Gang der Dinge eben so auflösend, als für das Sittenge-

setz empörend scheinen: allein hören sie darum auf, Resultate wirklicher Eindrücke zu seyn? Die Leidenschaften sind Ausbrüche heftiger im Innern des Menschen vorgegangener Veränderungen, die Natur aber bringt nichts ihr selbst Widersprechendes hervor. Die Septemberszenen zu Paris und die Verheerung der Pfalz sind so gut ihre Werke, als die Vulkane, der Sirokko und die Seestürme.

Wenn also von unnatürlichen Leidenschaften die Rede ist, so wird der Sprachforscher dieses dahin berichtigen, daß man Leidenschaften darunter verstehe, die das dem Menschen angebohrne moralische Gefühl mächtig empören, und also den Begriff des Enormen mit sich führen. Beydes kann aber sehr wohl mit natürlichen Erscheinungen bestehen, denn in der Welt geschieht nichts, was nicht seinen Grund in der Natur und der sie zurückgebenden Spontaneität des Menschen hätte.

5. Wirkungen der Leidenschaften auf physische und sittliche Veredlung oder Verschlimmerung. Die Wirkung der Leidenschaften auf die menschliche Natur, und die Gegenwirkung derselben auf die Leidenschaften, ist unmittelbare Folge aus dem angegebe-

nen Begriff einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit. Die Leidenschaften wirken nähmlich niemahls auf eine der drey angebenen Grundkräfte des Menschen allein, sondern auf alle zugleich. Dadurch — besonders durch die Anlage zur Persönlichkeit — werden ihre Eindrücke, nach der verschiedenen Empfänglichkeit des Subjekts, entweder veredelt oder verschlimmert; und diese Modifikation, indem sie sich den Handlungen des Menschen mittheilt, wirkt hinwieder auf die ihn umgebende Natur zurück. Es gibt keine Wirkung und Gegenwirkung von Kraft, die nicht durch die Vernunftfreyheit des Menschen auf mannigfaltige Art modifizirt werden könnte.

Diese Beobachtung ist besonders für die schöne Kunst wichtig, und also auch für die Pathognomik, welche der Beyhülfe derselben nicht entbehren kann. Sie lenkt unsre Aufmerksamkeit auf den wahren Gesichtspunkt, in dem alle Beobachtungen über die Leidenschaften zusammentreffen müssen. Ein allgemeines Band der Harmonie knüpft die Erscheinungen in der physischen Welt unauflöslich an das Vorstellungsvermögen, und die damit verbundene moralische Bildung; der empirische Charakter des Menschen ist aufs innigste mit dem intelligiblen verwebt, ob uns

gleich die Art, wie? wohl ewig unerforschlich bleiben wird. Ueberall sind Wirkung und Gegenwirkung mit einander im Einklang. — —

Dieses sind einige der hauptsächlichsten Resultate aus dem angegebenen Begriff einer allgemeinen Charakteristik der Menschheit; sie scheinen mir seine Anwendbarkeit auf Pathognomik hinlänglich darzuthun. Suchen wir jetzt in der Erfahrung, und in den Entdeckungen der Naturgeschichte die Merkmahle auf, wodurch der Mensch sich von allen übrigen Erdbewohnern unterscheidet, und welche die Belege zu der angegebenen allgemeinen Charakteristik der Menschheit enthalten.

So reichhaltig die Beobachtungen über den Menschen sind, so können doch ihre Resultate selten bis zur Gewißheit gebracht werden; denn es gibt nur wenige Wahrheiten, deren Evidenz allgemein wäre. Die prüfende Vernunft muß sich insgemein damit begnügen, die lichten Punkte, die sich ihr anbiethen, mit einander zu vereinigen. Solcher lichten Punkte nun gibt es auch in der Naturgeschichte des Menschen. Ihre Aufzählung und Vereinigung setzt uns in den Stand, wo nicht ein vollendetes Bild, doch die Skizze eines Bildes der Menschheit zu ent-

werfen, woran sich der Philosoph halten kann. Was aber diese Punkte, oder deutlicher zu reden, diese Erfahrungen über den Menschen zu Bestandtheilen seiner Charakteristik stempelt, ist ihre Allgemeinheit.

Unter der Menge charakteristischer Züge des Menschen scheinen hauptsächlich seine Form, seine Bestimmung, und sein Verhältniß gegen die übrigen Thiergattungen, die Aufmerksamkeit des Beobachters zu fesseln, indem sie alle übrigen in sich vereinigen.

I. Form des Menschen. Der Mensch ist das architektonischschönste, und nach wohlberechneten Verhältnissen vollendetste Geschöpf der Thierbildung. Die Uebereinstimmung aller gebildeten Völker fand von je her in der Menschengestalt den Maßstab aller sinnlich schönen Darstellung. Die griechische Fabellehre vereinte Alles, was schön heißt, in der Gestalt einer geidischen Venus; selbst das Erhabenschöne der Natur verschmolz bey ihr in der lieblichsten aller Gestalten, nähmlich der Menschengestalt, die in jenem glücklichen Himmelsstreich zur vollen Reife gedieh, und welcher Dichtung oder bildende Kunst, nach dem mannigfaltigen Bedürfnisse der Hoheit,

der Stärke, des Reitzes, ihre Vollendung gab. Der Gott des Tages ist dem Griechen ein schöner Jüngling, den eine reitzende Nymphe (das versinnlichte Bild der Morgenröthe) vom Schlummer weckt. Das Schreckbild eines Donnerwetters verschmilzt in den zusammengezogenen Augenbraunen Jupiters; und Iris, indem sie durch den Himmel gleitet, hinterläßt den Wiederschein ihres Kleides in einem farbigen Bogen. So trug der noch ungeschwächte Geist des goldnen Weltalters jede Schönheit der Natur auf die menschliche Gestalt über; so entstanden Ideale und Formen, die in der Folge zum Maßstab des Schönen dienten. Der berühmte Kanon des Polyklet stützt sich auf diese Beobachtung; alle Völker des Alterthums haben mehr oder weniger nicht nur den Begriff der Schönheit, sondern auch den Ausdruck der versinnlichten Gottheit, von der Menschengestalt entlehnt *).

*) Freylich hat dabey die Selbstigkeit des Menschen, womit er sogern Alles auf sich bezieht, großen Einfluß gehabt — eine Wahrheit, die auf manche sonst unerklärbare Erscheinung der Erfahrungsseelenkunde ein befriedigendes Licht wirft. Fast alle unsre Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen, werden durch den Umstand bestimmt: daß der Mensch seine Individualität

Indessen ist es wahr, daß diese Uebereinstimmung aller Völker, das Erhabenschöne durch die menschliche Bildung darzustellen, ihren Grund nicht bloß in der freylich äußerst gefälligen Form des Menschen, sondern auch in der *schönen Bewegung* derselben hat. Schönheit der Bewegung ist nur dem Menschen in einem vorzüglichen Grad eigen, und äußert sich, je nachdem sie das sittliche Gefühl des Erhabenen oder des Schönen begleitet, entweder durch Würde,

auf alle ihn umgebende Dinge und Verhältnisse überträgt; daß er sich selbst seinen Gott nach dem Ich bildet, daß in ihm handelt. Der Fanatismus sowohl, als der Synkretismus, entspringen aus dieser Quelle. Der intolerante Zelot bebt vor dem Gotte, der unerbittlich, wie er selbst, verdammt; der Heuchler will seinem Gott durch die Außenseite gefallen, weil er selbst nur den Schein des Guten kennt, und der Lüstling verwirft die Gottesverehrung, weil er keinen Sinn dafür hat. Allein auch diese Selbstigkeit des Menschen muß doch allemahl einen zureichenden oder wenigstens scheinbaren Grund haben, und dieser Grund muß sich entweder auf geistige oder körperliche Vorzüge stützen. Die erstern konnten aber nur bildlich dargestellt werden, und ein solches Bild gab — die Menschenform.

oder durch Anmuth. Kein Thier ist derselben in einem solchen Grade fähig; wohl aber ist die Approximation der schönen Bewegung des menschlichen Körpers der Maßstab, nach welchem wir selbst den Thieren Schönheit beylegen, wie z. B. dem Pferde, dem Hirsch, dem Hunde, u. s. w.

Allein hatten jene Völker Grund, alles Schöne der Natur in der Menschenform zu konzentriren? War ihr Gefühl so richtig, ihr innrer Takt so fein, daß er nur dem wahren Schönen entsprach? Die Auflösung dieser Fragen liegt in dem Daseyn eines gewissen Schönheitsgefühls bey wohlorganisirten Menschen, dessen untrüglicher Ausspruch der Berührung von außen entgegen kommt, und welches man besonders den ehemahligen Griechen in einem hohen Grade beyzulegen pflegt.

Daß bey den Alten sich der Begriff des Schönen durch ein solches Gefühl gebildet habe, ist daher klar, weil er schon vorhanden war, als man darüber zu philosophiren anfing. Ist nun dieser Begriff richtig — und alle neuere Beobachtungen haben in Ansehung der Menschenform noch keinen bessern aufzustellen vermocht — so scheint in dem Empfindungsvermögen des Menschen eine gewisse zarte Saite, sobald sie nicht

durch äußere Lage und Umstände verstimmt wird, das Schöne der Natur zurück zu tönen.

Es hat aber nicht an Gelehrten gefehlet, welche selbst dieses innere angebohrne Gefühl gelängnet, und es für ein Kind der Gewohnheit und des Zufalls erklärt haben. So hat der unlängst verstorbene Camper, in einer eignen i. J. 1782. gehaltenen Vorlesung über die Schönheit der Formen, das Daseyn eines solchen Gefühls verneinet, indem er ausdrücklich behauptet, daß die Alten das Schönheitsgefühl, das sie zu besitzen sich schmeichelten, in der That nicht besessen hätten *).

Es würde schlimm seyn, wenn die Gründe, die dieser berühmte Kunstkenner dem Geschmack der Griechen und ihrer Nachfolger entgegen setzt, wirklich so unumstößlich wären, als er glaubt. Allein sie sind das so wenig, daß jedem nachdenkenden Leser das Schielende und Einseitige derselben auffallen muß. Er beruft sich z. B. auf

*) Peter Camper's Vorlesungen über den Ausdruck der verschiedenen Leidenschaften durch die Gesichtszüge; über die bewundernswürdige Aehnlichkeit im Bau des Menschen, der vierfüßigen Thiere, der Vögel und Fische, und über die Schönheit der Formen. Berlin, 1793 S. 62 fgg.

das Wohlgefallen roher oder halbgebildeter Völker an grillenhaften und ungereimten Verbildungen des Körpers, und folgert daraus auf die Abwesenheit eines angebornen Schönheitsgefühls. Es möchte aber wohl schwerlich mehr daraus folgen, als Einseitigkeit und Verstimmung dieses Gefühls durch den Druck mitwirkender Ursachen.

Um das Schönheitsgefühl an dem Menschen in seiner ursprünglichen Lauterkeit zu beobachten, ist es nöthig, Alles, was Folge oder selbst Bedürfniß des Klima's, der Gewohnheit, und äußerer Verhältnisse ist, davon abzusondern; nur reiner, durch keine widrigen Eindrücke verstimmter Natursinn ist desselben empfänglich. Dieser innere Sinn für das Schöne kann nähmlich durch die Gegenwirkung äußerer Verhältnisse so gelähmt werden, daß er selbst bey wohl organisirten Menschen unthätig bleibt. Er bedarf einer günstigen Lage, um aus seinen Schlummer geweckt zu werden, und seine angebohrnen Rechte zu behaupten — das wirklich Schöne der Natur sowohl in der Sinnenwelt, als in Anschauungen der Seele, zu entdecken.

Auf diesen Umstand scheint Camper keine Rücksicht genommen zu haben, wenn er von dem Geschmack einzelner Menschen oder ganzer

Völker am Häßlichen auf den Mangel eines angebornen Schönheitsgefühls schließt. Ueber dieß beruht sein Argument auf einer Verwirrung der Begriffe. Was diese Völker zum Wohlgefallen an grotesken Verbildungen des Körpers bestimmt, ist nicht die Schönheit, sondern ein beabsichtigter Zweck, der aber freylich in die Länge, durch Verwechselung des Mittels mit der Absicht, in eine dunkle Vorstellung von Schönheit übergeht *). Der Japaner liebt einen großen Bauch, nicht weil er ihn für schön hält, sondern weil er ihm das Zeichen von Ansehen und Würde scheint; der Geschmack der Sinesen an den kleinen Füßen ihrer Frauen hat bekanntlich eine ganz andere Ursache, als das Gefühl für Schönheit; der amerikanische Wilde tattowirt und mahlt sich, nicht um schön, sondern um seinem

*) Home, im 1. Th. seiner Grundsätze der Kritik, hat auf diese Beobachtung besondere Arten der Schönheit gegründet, z. B. die Schönheit der Nothwendigkeit, Schönheit der Nutzbarkeit, u. s. w. Allein auch er verwechselt hier offenbar die Begriffe; das Wohlgefallen, welches uns ein Gegenstand in dieser oder jener für uns interessanten Lage einflößt, macht ihn um deßwillen nicht eigentlich schön; denn schön ist nur das, was ohne Begriffe allgemein gefällt.

Feinde schrecklich zu scheinen, oder sich selbst ein Abzeichen einzuprägen. So hatten einige Völker des alten Deutschlands, wie z. B. die Sueven, die Gewohnheit, das Haar auf dem Scheitel in einen Knoten zu binden, um, wie Tacitus *) berichtet, einen Vorzug anzudeuten, oder Schrecken einzuflößen. Eben das meldet Klemens **) von den Skyten und Celten, daß sie nähmlich große Sorgfalt für ihre Haare getragen hätten — nicht um des Schmucks willen, sondern weil der Anblick eines krausgelockten Barbars etwas Schreckliches habe, und sein rothgelbes blutähnliches Haar Krieg und Verderben drohe. Auch ist es nicht einmahl nöthig, die Betäubung des Natursinns für das wahre Schöne bey diesen entfernten Völkern zu suchen. Finden wir nicht selbst bey dem hochgebildeten Europäer Sitten und Gewohnheiten, gegen die sich sein Schönheitsgefühl

*) *De situ — Germaniae*, *cap.* 38. Insigne gentis obliquare crinem adeoque substringere — — — Principes et ornatiorem habent ea cura formae, sed innoxiae. Neque enim ut ament amenturve; in altitudinem quandam et terrorem adituri bella, compti ut hostium oculis ornantur.

**) Paedag. Lib. III. cap. 3.

sträuben würde, wenn es unter günstigen Umständen erwachte? Um neu und original zu seyn, entsagt er nicht selten dem wirklich Schönen, und übertäubt sein Gefühl mit allen Sophismen des falschen Geschmacks.

Wer wird aber diese Verirrungen mit dem Schönheitsgefühle vermengen? Dieses äußert sich mit merklicher Stärke nur in einem von der Natur begünstigten Klima, bey Menschen, deren Vorstellungen durch keine widrigen Eindrücke gepreßt werden, deren Geistes- und Körperkräfte in der schönsten Blüthe ihres Wachsthums zwischen Lässigkeit und Ueberspannung mitten inne stehen, und, empfänglich für die lebenathmende Natur, sie in volltönender Harmonie zurück geben. Eine solche Menschenrace nun liefert uns das alte Griechenland in seinen Bewohnern, deren Gefühl für das Schöne ewig unerreichbare Richtschnur für alle spätere Nationen seyn wird — nicht weil dieser feine Takt nur den Griechen ausschließend eigen war, sondern weil kaum zu hoffen ist, daß ein gleich günstiger Zusammenfluß mitwirkender Umstände ihn je bey einem andern Volk in eben dem Grade beleben werde; der Genius der Künste müßte sich denn in der am Ausflusse des Patowmak, zwischen Vir-

ginien und Maryland, neubeginnenden Stadt Washington (wovon uns der N. T. Merkur von 1793, 11. St. eine so reitzende Beschreibung macht,) niederlassen, und dort, wie ehemahls unter den Griechen, der Natur und den Grazien huldigen. —

Die Antiken also zeigen uns den Begriff eines höchsten Schönen in der Menschenform; und da die Antiken sich auf wirkliche Natur stützen: so berechtigt uns dieß, die Schönheit der Form des Menschen zum charakteristischen Kennzeichen seines Geschlechts zu machen. Der philosophirenden Vernunft kommt es zu, mit Rücksicht auf diese Beobachtung die Schönheit der Form aus Gründen zu entwickeln.

II. Bestimmung. Der menschliche Körper ist in allen seinen Verhältnissen, und in allen Aeußerungen seiner Kräfte, zu einer edlern Bestimmung organisirt. Die aufrechte Gestalt des Menschen verkündet sogleich seine edlere Bestimmung. Mit erhabenem Anlitz steht er da — einzig in der Thierwelt, wie durch das Geschenk seiner Vernunft, womit er die Wage der Natur ausspähet, das Dunkle enthüllet, oder sich selbst über die Gränzen der Sinnlichkeit hinausschwin-

get. Weder der Oran-Utang, noch ein anderes uns bekanntes Thier ist zum aufrechten Gange organisirt, wie geschickte Anatomiker dargethan haben. Dem Menschen allein ist diese Stellung eigen, und so sehr Ausdruck seines höheren Berufs, daß Alles, war derselben entgegen ist, außer dem Begriff der vollkommenen Menschenbildung liegt, und sie zur Thierheit herabwürdigt.

Zur Schönheit des menschlichen Körpers sowohl, als zum Ausdruck seiner edlern Bestimmung, gehört also die genaue Beobachtung des mit diesem aufrechten Gange verknüpften Schwerpunktes, nach welchem alle Gliedmaßen sich formen und bewegen müssen. Die Veränderung dieses Schwerpunkts, z. B. zum vierfüßigen Gange, zum hockenden Sitzen u. s. w., hat sehr merklichen Einfluß auf die Gestalt des Körpers, und macht ihn mehr oder minder thierisch. Dieser Umstand scheint mir die Frage: Welche Menschenbildung ist eigentlich schön? sehr richtig zu beantworten; und ich wundere mich, daß man bisher so wenig Rücksicht darauf genommen hat, da er doch das einzige wahre Prinzip der vollkommenen Menschenbildung enthält, und jedes Räsonnement entkräftet, das vom Geschmack mißgebildeter Nationen hergenommen wird.

Selbst Camper *) hat diesen Umstand übersehen, ob ihn gleich seine eigne Theorie in Bestimmung des Verhältnisses menschlicher Köpfe darauf führen mußte; denn derjenige Kopf, dessen Gesichtslinie er gegen die Horizontallinie, d. i. gegen die Linie, welche unter der Nase und dem Ohr durchgezogen wird, in einem Winkel von hundert Graden vorsinken läßt, ist offenbar, vermöge seines Schwerpunkts, für die aufrechte Gestalt des Menschen der angemessenste, und eben darum der geistreichste und ausdrucksvollste. Mit der Veränderung des Schwerpunktes neigt sich die Gesichtslinie mehr hinterwärts, die Kiefer dringen vor, und das Hinterhaupt verlängert sich. Je merklicher diese Veränderungen sind, je mehr nähert sich der Kopf der vierfüßigen Thierbildung, wie man an den Köpfen des Kalmuken und des Negers sehen kann.

Das Angesicht des Menschen wird also durch die aufrechte Stellung desselben, zum Ausdruck höherer Bestimmung veredelt, und das Vor-

*) Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge in Menschen verschiedener Gegenden und verschiedenen Alters, u. f. Berlin, 1792. wo man zur Erläuterung des hier Gesagten besonders S. 59 fgg. nachsehen kann.

sinken der Gesichtslinie bis auf einen gewissen Grad ist das charakteristische Merkmahl dieser Veredlung. Nun ist aber Veredlung der Menschengestalt immer mit Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit verknüpft, und es entsteht daher die Frage: in wie weit dieses Vorsinken der Gesichtslinie das Menschenhaupt mehr zur Denkkraft organisire — den Muskeln mehr Elastizität gebe, und die Nerven feiner stimme? "Die Veredlung zur Denkkraft," sagt Herder *), "liegt in dem Verhältniß des Geschöpfs zur horizontalen und perpendikularen Kopfstellung und Bildung, von der am Ende die glückliche Lage des Gehirns, so wie die Schönheit und Proportion aller Gesichtstheile, abhängt."

Noch deutlicher aber zeigt sich die Organisation des menschlichen Körpers zu einer edlern Bestimmung in dem Verhältniß aller seiner Glieder, sowohl unter sich selbst, als besonders gegen das Haupt. Er allein ist es, bey dem alle Theile sich mit einander in die schönste Harmonie setzen, wo kein lastender Druck die freyrichtige Bewegung des Ganzen hindert, oder

*) Ideen zur Philos. d. Gesch. d. M. I. Th. Riga u. Leipz. 1784, S. 213 sqq.

irgend eine animalische Kraft auf Unkosten der übrigen Kräfte verstärkte. Der Mensch trägt das Centrum der Schwere und Bewegung in der Mitte seines Körpers, und kann daher sich mit der größten Leichtigkeit wenden, laufen, aufrecht stehen, sitzen und auf dem Rücken liegen. Eben diese Gelenkigkeit stempelt seine Glieder zu Werkzeugen der Gedankenbildung, und zum Ausdruck einer durchaus edlern Bestimmung. Der Mensch sollte durch Vernunft Herr der Schöpfung seyn; auf diesen Zweck hat's die Natur bey Formung seines Körpers angelegt, und daher in das Verhältniß seiner Glieder eine Feinheit gebracht, deren sich kein anderes Geschöpf des Erdbodens rühmen kann. Wir nennen aber fein, was in seinen Verhältnissen homogen ist, und in jeder Kraftäußerung die stärkste Wirkung durch die leichteste Bewegung hervorbringt.

Dieß reitzende Verhältniß aller Glieder unter sich selbst und zum ganzen Körperbau ist es, was wir am Menschen architektonische Schönheit nennen; ein Verhältniß, wo keine Kraft die andere stört, und alle Kräfte mit freyrichtiger Bewegung zugleich den Gesetzen der Vernunft und des physischen Mechanismus folgen. Für den Begriff architektonischer Schönheit ist es nicht

einmahl nöthig, daß der Einklang aller Kraftäußerungen wirklich sey, sondern es ist genug, wenn ihn unser durch Erfahrung und Bekanntschaft mit den Gesetzen der schönen Bewegung geschärfter Sinn als wirklich voraussetzt.

Uebrigens fließt aus dem bisher Gesagten die eben so wichtige als von manchen Künstlern verkannte Regel: daß die bildende Darstellung nie das Höchste der Leidenschaft zeigen, sondern selbst die physische Wahrheit der ästhetischen Schönheit unterordnen müsse. Denn da der Körperbau des Menschen, sowohl in Ruhe als in Bewegung, Ausdruck seiner edlern Bestimmung ist: so muß er in der schönen Kunst durch keine äußerlichen Merkmahle und Symptome das Gefühl empören, und die höhere Menschheit verläugnen. Nur die Milderung heftiger Leidenschaften macht sie der Darstellung des Künstlers fähig, und ästhetisch schön.

III. Verhältniß. Der Mensch steht mit allen übrigen Thiergattungen in einem seiner höhern Bestimmung angemessenen Verhältnisse der Stärke und Gewandtheit; und dieses Verhältniß ist nicht nur der Zeit, sondern auch dem Klima nach ver-

schieden, überall aber Erscheinung der Obermacht des Menschen durch den Gebrauch seiner edlern Kräfte. Alle die schönen Tiraden, womit eine düstere Mönchsmoral, durch Vergleichung der individuellen Kraft des Menschen mit den Kräften der Thiere, seine Schwäche darthun und ihn herabwürdigen will, verschwinden, sobald man auf das wahre Verhältniß merkt, in welchem der Mensch mit den ihn umgebenden Thierarten steht. Er sollte herrschen; aber er sollte als Mensch, das ist, durch die Anwendung seiner geistigen Kräfte, herrschen. Dadurch unterwirft er sich die ihm an körperlicher Stärke weit überlegenen Thiere, so wie sie ihn auch alle seine Bedürfnisse befriedigen lehrt, und zwar auf Wegen, die dem thierischen Instinkte durchaus unzugänglich sind.

Man hat in der philosophischen Geschichte der Menschheit bisher noch zu wenig Rücksicht auf das klimatische Verhältniß genommen, in welchem der Mensch mit den ihn umgebenden Thiergattungen steht, welches doch zur Bestimmung seiner Charakteristik durchaus nothwendig scheint. Die Beobachtung der übrigen Geschöpfe, in deren Mitte der Mensch lebt, wirft in

manchen Fällen ein unerwartetes Licht auf ihn selbst, und die Aeußerung seiner Kräfte; denn nirgends hat die Natur Kräfte hingelegt, wo ihre Anwendung nicht Statt fände. Wir sehen dieß besonders bey den Völkern weitentlegener Welttheile, deren Anlagen, Triebe und Kunstfertigkeiten mit den Thieren ihres Landes in einem auffallenden Verhältnisse stehen. Der Naturmensch hat sogar manche Anwendung seiner Kräfte von den Thieren gelernet *).

Man würde mich mißverstehen, wenn man das Gesagte auf eigentliche Aehnlichkeit zwischen Menschen- und Thieranlagen ausdehnen wollte, wiewohl diese an sich nichts Widersprechendes enthält; denn wo es die Natur auf eine feinere Organisation der Thierbildung angelegt hat, da bleibt sie nie bey einer Gattung allein stehen. Ich verstehe aber hier bloß eine Art von Approximation, deren gegenseitige Kräfte in einander greifen — zur Harmonie des Ganzen wirken.

*) Herder, am a. O. S. 82. 83. war es vorzüglich, der auf diesen Umstand aufmerksam machte. Die Beobachtung enthält Keime, deren Entwickelung dem Forscher unerwartete Aufschlüsse über manche Erscheinungen in der Naturgeschichte des Menschen geben kann.

Werfen wir z. B. einen Blick auf jene Steppe des nordöstlichen Rußlands, die unter dem Nahmen der Tatarey bekannt ist, und bleiben wir bey dem Kalmucken oder Baschkir stehen. Er ist häßlich, rasch und ausdauernd, wie sein Pferd, das nur Er zu zähmen, und auf eine Art zu regieren weiß, die jeden Fremden in Erstaunen setzt. Sein Verstand ist instinktartig, und, wie sein Körper, nicht zur Reife eines mildern Erdstrichs gediehen. In den lachenden Gefilden von Natolien und Turkomannien hingegen, welche andere Thiergattungen! und welche andere Menschen! Hier war, nebst dem Schnellgefühl des Morgenländers überhaupt, die Verschlagenheit des Armeniers nöthig, um sowohl von der edlern Thiergattung dieser Länder allen möglichen Nutzen zu ziehen, als sich gegen ihre überlegene Stärke zu schützen. Der Löwe, der Tiger ist den Bewohnern dieser Länder nicht furchtbarer, als dem deutschen Landmann ein wildes Schwein, oder höchstens ein Wolf. Allein nebst der Sagazität, reißende Thiere zu bändigen und sich dieselben sogar dienstbar zu machen, zeigt ihr Charakter auch manche auffallende Schattirung von den Eigenthümlichkeiten derselben. Die Anwohner der lybischen Wüsten sind blut-

dürftig und feig, wie der Löwe, nachdem er hungrig oder gesättigt ist. Der Armenier vereint in seinem Charakter die Anstelligkeit des Elephanten mit der ausharrenden Geduld des Kamels — eines Thiers, das, so wie er, gleichsam zur Handlung gebohren ist; Unverdrossenheit, mit List, scheinbarer Demuth und Mäßigkeit verbunden, macht ihn zum besten Kaufmanne des Morgenlandes *).

So zeigt sich denn auch hier die Natur als die große Freundinn der Harmonie, in deren Schöpfungen die Umrisse nie schneidend, die Farben nie grell gegen einander abstechend sind! Man würde sich leichter in der Charakterisirung des Menschen zurecht finden, wenn man auf sein klimatisches Verhältniß gegen die ihn umgebenden Naturszenen beständig Rücksicht nähme.

Es bedarf aber nur einer mäßigen Aufmerksamkeit, um sich zu überzeugen, daß dieß Verhältniß, in welchem der Mensch mit den ihn umgebenden Thiergattungen steht, durchaus sei-

*) So schildert ein neuerer Völker- und Länderbeobachter den Armenier. Man sehe die Reisen des Grafen von Ferrieres Sauvebeuf durch die Türkey, Persien und Arabien. 2. Th. Leipz. 1790. S. 218.

ner edlern Bestimmung angemessen, und also Ingrediens seiner Charakteristik ist. Denn versteht man unter diesem Verhältniß die Approximation zum Thiercharakter — wie menschlich wird nicht, wenn ich so sagen darf, bey ihm die Thierheit! Auch im tiefsten Sinken verlöschen die Spuren seiner edleren Natur nicht gänzlich. Versteht man aber unter Verhältniß des Menschen gegen die Thiere die Gewandtheit seines Geistes, womit er über sie herrscht, und ihre Kräfte nach seinem Willen lenkt: wie so glänzend steht dann der Mensch in seiner ganzen Würde da — entlastet vom Druck mechanischer Nothwendigkeit, ein kleiner Gott durch den Gebrauch seiner Geisteskräfte, denen Alles, was die Natur Schaffendes und Zerstörendes hat, gehorchet! —

Diese wenigen in der Naturgeschichte des Menschen aufgefundenen Züge schließen sich genau an den oben angegebenen Begriff seiner allgemeinen Charakteristik, und dienen ihm zur Erläuterung. Mit Rucksicht auf diesen Begriff wird dann die Pathognomik die Leidenschaften des Menschen und ihre sichtbaren Merkmahle entwickeln. Sowohl die Unzulänglichkeit der bisherigen Versuche, als die Anwendbarkeit der

angegebenen Charakteristik des Menschen, wird dabey, wie ich hoffe, sogleich einleuchten. Um dieß deutlicher zu machen, will ich zwey Schlußfolgen hersetzen, welche unmittelbar aus dem Vorigen fließen, und dem darstellenden Künstler äußerst wichtig sind.

1. Der Ausdruck der Leidenschaften muß nie an thierische Rohheit gränzen, sondern allezeit die Intelligenz des Menschen mehr oder weniger durchscheinen lassen. Man vergleiche mit dieser Maxime einige Köpfe des Le Brun, z. B. Abscheu, Verzweiflung; man wird es unbegreiflich finden, wie man solche Verzerrungen jungen Künstlern als Muster aufstellen konnte.

2. Jede Leidenschaft muß einen vielleicht nur dunkel gedachten Zweck ausdrucken, der sowohl dem allgemeinen Triebe des Menschen zu Verbesserung seines Zustandes, als seiner individuellen Lage nach Zeit und Ort, angemessen ist. Nur durch Beobachtung dieser gar oft vernachlässigten Regel wird der Künstler aus Seele in Seele sprechen.

IV.

Der Löwenstein.

Etwa eine Viertelstunde nordwestlich von dem mitten zwischen Cassel und Marburg gelegenen Dorfe Ober-Urff erhebt sich das in der Erdbeschreibung Hessens bekannte Gebirge, der Keller genannt. Von diesem ziemlich großen Waldgebirge erblickt man einen hohen Fels in der Gestalt eines abgestumpften Kegels, und dieß ist der Löwenstein. Er hat diese Benennung von einem vormahls darauf gestandenen festen Schlosse, dessen ehrwürdige Trümmer noch jetzt zu sehen sind. Eine uralte adelige Familie führet davon den Nahmen. Fast am Fuße des Berges liegt ein derselben zustehendes kleines Dorf, und die ganze Gegend von der Stadt Treyß, längs der Schwalm bis an dieses Bergschloß und die Waldeckische Gränze, heißt der Löwensteinische Grund.

Seit Jahrhunderten ragten die Ruinen dieses Schlosses aus der dichten Waldung hervor, ohne daß man ihnen den nähern Blick der Beob-

achtung schenkte, — eben darum, weil man sie täglich vor Augen hatte. Erst in neuern Zeiten fing man an, das umliegende Gebirge, und somit den Löwenstein selbst, etwas aufmerksamer zu betrachten. Hierzu gab das in der Naturkunde mit Begierde ergriffene System, überall ausgebrannte Vulkane zu finden, die erste Gelegenheit. Dieses System ist vielem Mißbrauche unterworfen: allein kann man läugnen, daß es dessen ungeachtet in den meisten Fällen auf große und wichtige Entdeckungen führt? Der Graf von Büffon, durch seine Epochen der Natur, und der Ritter Hamilton, durch fortgesetzte Beobachtungen über die Vulkane, haben einen Geschmack in der Physik eingeführt, von dem sich viel Gutes (wiewohl freylich mit unter auch viel Schielendes) erwarten läßt. Noch nähern wir uns kaum von ferne den Kenntnissen, die jene Schriftsteller verbreitet haben. Fortgesetzte Beobachtungen der Natur, mit Vergleichung und Anwendung ihrer Gesetze, werden uns dereinst auf Entdeckungen führen, deren Möglichkeit auch von den klügsten Menschen lange bezweifelt worden ist.

Ich erinnere mich nicht, eine nähere Beschreibung des Löwensteins mit seinen Ruinen

gelesen zu haben. Ein Versuch, sie zu liefern, wird also, wie ich hoffe, bey aller seiner Unvollkommenheit, nicht ganz vergeblich seyn; um so mehr, da er nachdenkenden Männern Gelegenheit zu Muthmaßungen und Schlüssen geben kann, welchen, indem sie die Naturgeschichte bereichern, zugleich über manche dunkele Begebenheit der Vorzeit ein unerwartetes Licht verbreiten.

Die ganze Gegend, auf welcher der Keller, und folglich auch der Löwenstein ruhet, scheint an sich erhaben zu seyn, ob sie gleich mit verschiedenen kleinen Bächen durchschnitten ist. Sie hat viele Waldung, besonders westwärts nach der Waldeckischen Gränze zu, wo der Keller, welcher eigentlich eine Gebirgskette ausmacht, ganz damit bedeckt ist. Der Boden besteht meist aus einer röthlichen mit Sand vermischten Erde. Auf der Höhe durchirrt das Auge mit Vergnügen eine zahllose Mannigfaltigkeit von Flächen, Hügeln und wohlgebauten Dörfern, die auf den Wohlstand ihrer Einwohner schließen lassen.

Daß der Berg Fels sey, sieht man nicht nur auf seinem Gipfel, und an Stellen, wo der Regen die Erde weggeschlemmt hat, sondern

auch die Bäume und Gesträuche, womit er nach oben zu bewachsen ist, zeigen den dürftigen Grund an, in welchem sie wurzeln: sie sind durchgehends klein und niedrig. Ein Hohlweg, der von Ober-Urff nach den neben liegenden Meyerhöfen gehet, führt auch auf den Berg selbst. Der Gipfel ist an einigen Orten sehr steil, an andern aber mehr zugänglich.

Oben auf diesem Berge lag das Schloß Löwenstein, wovon er den Nahmen hat. Noch vor kurzem waren ehrwürdige Ueberreste dieses soliden Gebäudes aus dem Mittelalter zu sehen: allein der Geist der Oekonomie zerstörte sie, um die Steine zu einem andern Behufe zu gebrauchen. Außer einigen Resten von Mauern und unordentlichen Steinhaufen, ist nur noch die große Warte vorhanden, welche selbst nach Jahrhunderten der Vergänglichkeit zu trotzen scheint.

Diese Warte erregt — so wie fast alle Denkmahle jener traurigen Zeiten — einen lebhaften Begriff von dem Geiste und den Bedürfnissen eines mit sich selbst in beständigem Kriege verwickelten Volks. Nirgends eine Spur von Symmetrie und Wohlgefallen an schönen Verhältnissen; dagegen eine alle Begriffe übersteigende

Festigkeit, und eine ängstliche Sorgfalt, jeden Zugang möglichst zu erschweren. Von der sehr beträchtlichen Höhe dieser Warte läßt sich aus dem Umstande urtheilen, daß ich im Eingange die Dicke der Mauer dreyzehn bis vierzehn rheinländische Fuß gefunden habe. Doch möchte dieß wohl nicht von der ganzen Peripherie gelten, da der Eingang nicht nur etwas vorgesprungen, sondern auch (wie an den meisten alten Gebäuden) ein wenig gekrümmt ist. Der innere in den Boden hinabgehende Theil dieser Warte ist mit Steinen zugeworfen. Eine nähere Untersuchung desselben würde vermuthlich unterirdische Gewölbe, oder jene schauderhafte Art von Gefängnissen entdecken, die man bey den alten Ritterschlössern unter dem Nahmen der Verließe kennt. Der Eingang zu diesen Kerkern gleicht einem Ziehbrunnen, durch welchen die Gefangenen an einem Seile hinabgelassen wurden. Diese Gewölbe müßten aber, wenigstens zum Theil, in den Felsengrund selbst eingehauen seyn — ein Unternehmen, das man gewöhnlich nur dem ehrnen Fleiße der alten Aegypter zutraut! Uebrigens würde die Anwendung der wahrscheinlich hier befindlichen Gewölbe durch Auffindung schätzbarer Urkunden,

altdeutscher Geräthe, Waffen — vielleicht auch wirklicher Barschaften und Kleinodien — die daran gewandte Mühe gewiß belohnen. Man weiß, daß sie zur Zeit öffentlicher Unruhen die Behälter solcher Sachen waren, die man feindlichen Händen entziehen wollte. Bey erfolgter Verwüstung des Schlosses wurden die Eingänge zu diesen unterirdischen Gewölben mit Schutt bedeckt, und so dem Blick entzogen.

Die Mauern des Schlosses Löwenstein waren aus Steinen, die der Berg selbst liefert, errichtet. Ob die große Härte dieser Steine, oder der Mangel — wenigstens die Seltenheit — mechanischer Hebewerkzeuge die Ursache sey, daß sie durchaus klein sind, und kaum einen oder anderthalb Kubikfuß enthalten, ist schwer zu entscheiden. Die Härte der Steine kann wenigstens kein allgemeiner Grund seyn, da bey andern verfallenen Schlössern, welche aus Sandsteinen errichtet, oder doch damit bekleidet waren, die nähmliche Anmerkung Statt findet.

Ueberhaupt pflegt, nach meinen bisherigen Beobachtungen, dieser kleinliche Styl den uralten Gebäuden, deren Ueberreste wir noch sehen, eigen zu seyn; so wie er auch in anderer Rücksicht ein charakteristisches Merkzeichen von der

Kindheit der Kunst in allen Werken ist, welche eine grosse und mannigfaltige Zusammensetzung leiden. Die Produkte noch unkultivirter Völker sind immer getreue Kopien der Natur ihres Landes, und der dadurch modifizirten Denkungsart. In dem wollüstigen Klima von Hindostan z. B. verrieth sich die Kindheit der Kunst durch überladene Zierathen: in den kalten Nordländern that sie eben das durch die Menge der gebrauchten Materialien und ihre kleinliche Behandlung. Der Indier gab seinen Pagoden die Gestalt von ausgehöhlten Felsen, und bedeckte sie ganz mit geschmacklosen Zierathen *); der minder üppige, minder durch Bilder denkende und handelnde Deutsche thürmte die harten Massen seines Landes aufeinader, und baute

*) "Die so grossen Pyramiden Aegyptens sind sehr unbedeutende Denkmähler, wenn man sie mit den Pagoden zu Salsette und Ilure vergleicht. Die Figuren, die halberhobene Arbeit, und die vielen tausend Säulen, welche sie zieren, und welche mit dem Meissel in einen und eben denselben Felsen gehauen sind, beweisen, daß wenigstens tausend Jahre nach einander daran muß seyn gearbeitet worden." Sonnerat's Reise nach Ostindien III. B. IV. Kap. S. 173.

Vesten, die seinen tausendjährigen Eichstämmen nicht unähnlich waren.

Die ganze Bauart jener erfahrungslosen Epoche ist eine sonderbare Vermischung des Ungeheuren mit dem Kleinlichen. Die erstaunliche Festigkeit alter Gebäude würde daher bey der unverhältnißmäßigen Größe der Steine, aus denen sie mehrentheils errichtet waren, unbegreiflich seyn, wenn nicht erfahrne Baumeister längst dargethan hätten, daß sie dieselbe bloß ihrer Solidität und dem ungeheuren Umfange ihrer Mauren zu danken hatten. Eine Mauer nach moderner Angabe — sie sey aus den größten und härtesten Quadersteinen errichtet — wird nie die Festigkeit der altrömischen oder gothischen Gebäude erhalten, die durch ihre eigene Masse unterstützt, und eben dadurch gegen die langsamen aber unwiderstehlichen Verheerungen der Luftsäure und Witterung gesichert waren. Die Natur ist nie unthätig, sie wirkt entweder zur Dauer, oder zur Zerstörung. Jene Steinmassen, durch ihre eigene Last gedruckt und gegen das Eindringen scharfer Feuchtigkeiten gesichert, erhielten nach und nach die Dichtigkeit und Dauer eines natürlichen Felsen. Viel-

leicht hatten die Alten aber auch ein besseres Bindungsmittel der Steine.

Von der Bauart des ehemahligen Schlosses Löwenstein läßt sich nach den wenigen Ueberresten, welche davon noch zu sehen sind, nichts Bestimmtes sagen. Diese Trümmer — gleich den Fragmenten verloren gegangener Schriften der Vorzeit — lassen freylich zum Theil errathen, was sie ehemahls waren: aber Errathen ist in jedem Fall eine mißliche Sache!

Auf der südlichen Seite des verödeten Schlosses steht noch ein sehr massiver viereckiger Pfeiler. Mehr herunterwärts bemerkt man auf einer Seite einen Einschnitt in dem Felsengrunde, wie den Rest einer rings umher laufenden und auf einer Seite verschütteten Mauer. Der Ort ist aber unzugänglich, und ich konnte aus meiner Entfernung nicht genau erkennen, ob es natürlicher Fels oder Mauerwerk sey. Mir schien es das erste.

Ob der ziemlich scharfe Wind, welcher auf dem Gipfel des Berges wehte, das bekannte Phänomen hoher Gebirge sey, kann ich nicht mit Zuverlässigkeit sagen, weil der Tag, an dem ich den Löwenstein bestieg, überhaupt

etwas windig, und die übrigens heitere Luft mit treibenden Wolken angefüllt war.

Der Berg selbst ist, wie gesagt, öde und voller Steinhaufen. Kaum findet das Auge auf seinen abhängigen Seiten, welche mit Heidekraut, sparsam zerstreuten Bäumen und kriechendem Gesträuche dürftig bewachsen sind, einen Ruhepunkt, wo es mit Vergnügen weilen könnte. Die Aussicht in die umherliegende Gegend aber ist groß und mannigfaltig. Indessen kann ich doch nicht sagen, daß mich der Anblick mit jenem unnennbaren halbangenehmen Graußen erfüllt hätte, das ich mehrmahlen bey Besteigung des Frauenbergs in Ober-Hessen empfand. Die Ursache liegt vermuthlich in dem Umstande, daß dicht um den Löwenstein her, wenigstens auf einer Seite, die Gegend mehr angebauet, und also auch mannigfaltiger und lebhafter ist, der Frauenberg aber wie isolirt in einer ihn fast rings umgebenden Waldung liegt. Dagegen ist von lezterem die Aussicht in die Ferne ungleich mahlerischer, weil der Horizont offener ist, und man mehrere Städte, z. B. Marburg, Amöneburg, Kirchhayn, erblickt, hinter denen sich die Landschaft duftig verliert.

Dieses ist eine kurze Beschreibung des Bergs mit seinen Ruinen, so wie sich beyde dem Auge darstellen.

Aber diese Beschreibung, ich gestehe es, ist für den genauern Beobachter wenig befriedigend, wenn er zumahl Rücksicht auf die Geschichte nimmt.

Das Schloß mit seinen ersten Bewohnern vor seinen Augen gleichsam entstehen sehen, ihm und seinen mannigfaltigen Schicksalen durch alle Perioden bis zu seiner endlichen Zerstörung nachfolgen, und aus den daraus hergeleiteten Schlüssen die Geschichte der Menschheit bereichern: das ist es, was jeder denkende und geschmackvolle Mann erwarten wird.

Ich wünschte, im Stande zu seyn, eine solche zusammenhängende Geschichte dieses Bergschlosses liefern zu können: allein meine Bemühungen in Aufsuchung der nöthigen Hülfsmittel sind bisher ohne sonderlichen Erfolg gewesen. Das wenige, was ich davon habe erfahren können, zündet kaum ein Licht zum weitern Nachforschen an.

Zuverlässig ist das hohe Alterthum dieses Bergschlosses. Man hat drey Urkunden von den Jahren 1253. und 1254, welche auf diesem

Schlosse Löwenstein (oder, wie es daselbst geschrieben wird, Lewinstein) unterzeichnet sind *). Da kein Grund vorhanden ist, das Schloß als damahls erst neu erbauet anzunehmen,

*) Kopp, von Verfassung der Gerichte in Hessen, I. Th. Cassel 1769. liefert diese Urkunden in den Beylagen S. 120 bis 124. Die erste betrifft eine von Conrad von Embrechtsfeld an das Kloster Haina gethane Schenkung, welche Wernher von Bischoffshausen und Conrad von Elben beurkunden. In der zweyten werden einige Streitigkeiten zwischen dem Kloster Haina und Dieterich von Linsingen gütlich beygelegt; und in der dritten vergleicht sich der erwähnte Wernher von Bischoffshausen mit dem Kloster Haina wegen verschiedener Güter. Was bey diesen Urkunden auffällt, ist, daß unter den übrigenZeugen undKontrahenten nirgends eines von Löwenstein gedacht wird, da doch die Vorfahren mehrerer ebenwohl noch blühender adeligen Geschlechter genannt werden, z. B. ein Wigand von Gilse, Werner und Heinrich von Bischoffshausen, Wolpert von Borken, Heinrich von Urff, u. s. w. Man sollte hieraus fast schließen, daß damahls der Löwenstein seinen ersten Besitzer schon verändert, und derselbe einen andern Nahmen geführt habe. Dadurch würde sein Alterthum noch weiter hinausgesetzt.

so kommt man vielleicht der Wahrheit ziemlich nahe, wenn man seinen Ursprung gegen das Ende des elften, oder in den Anfang des zwölften Jahrhunderts setzt. Es müßte also — und seine Bauart, soviel sich aus ihren Trümmern erkennen läßt, scheint es zu bestätigen — sein Daseyn in den tiefsten Zeiten der Unwissenheit und Barbarey erhalten haben; in den Zeiten, wo innerliche Kriege das Reich zerrütteten, und bald darauf die Politik des römischen Hofs die so genannten Kreuzzüge aufbrachte.

Ein schätzbarer Schriftsteller der ältern Geschichte von Hessen *) berichtet, daß ein Graf

*) Wilhelm Scheffers genannt Dilich Hessische Chronica, Cassel 1605. II. Th. S. 124. "Als dieser König (Heinrich V.) zu mehrmahlen in Hessen geritten, und jederzeit Graff Werner von Greiningen mit ihm gereiset, hat derselbe Graff ihn umb die Gegend zwischen Homburgk vnnd Cassel gebeten. Wie er auch damit belehnet rottet er die wälde umb die Fulde vnnd Eder aus, bauet an einen Berg ein Schloß, das er Haltauff, jetzo Haldorff, genennet, und erlaubet deßgleichen denen vom Adel, so mit ihm kommen, auch zu thun. Darob dann nachfolgende Geschlechte, Städte, vnd Dörfer von ihnen erbaut, vnd benahmet worden, als Griffte, Elben, die Hunde, Wehrn, Falkenberg, die Wolffe von

Werner von Grüningen vom Kaiser Heinrich dem fünften im Jahr 1117. mit der Gegend zwischen Cassel und Homburg belehnet worden sey, und daselbst das Schloß Haldorf, so wie in der Folge das Kloster Breitenau erbauet habe. Er setzt hinzu, daß mehrere mit dem Grafen in das Land gekommene Edelleute nach seinem Exempel sich daselbst niedergelassen und Schlösser erbauet hätten, deren er einige anführt.

Diese sehr detaillirte Erzählung hat nur den einzigen kleinen Fehler, daß sie mit der Geschichte unvereinbar ist. Kaiser Heinrich V. ging nach dem Tode seiner Gemahlinn Mathildis im Jahr 1116. nach Italien, und kam erst 1119. von daher zurück. Er konnte also währender Zeit nicht zugleich in Hessen seyn; denn das System der Ubiquität ist in Ansehung irdischer Regenten niemahls gänge gewesen. Auch fängt mit dem Jahr 1117. die merkwürdige Periode an, wo Hessen mit Thüringen vereinigt wurde, und der Kaiser hatte um diese Zeit daselbst nichts mehr zu vergeben. Gleichwohl ist

Gudenberg, Felßberg u. s. w. Der Graff aber hat das Closter Breidenau erbaut, und den ersten abt Trutulnum darin verordnet."

eine gemeine Sage, die noch dazu von bewährten Historikern aufgezeichnet wird, selten ohne allen Grund. Vielleicht irrte Dilich nur in der Zeit und den Nahmen der Personen. Wirklich ist es wahrscheinlich, daß nicht Heinrich V. sondern dessen unglücklicher Vater Heinrich IV. eine solche Schenkung gethan habe *).

Unter den von Dilich angeführten Schlössern wird nun zwar des Löwensteins nicht ausdrücklich gedacht, allein es ist doch vielleicht mehr als bloße Vermuthung, daß auch dieses Bergschloß bey einer solchen Gelegenheit sein Daseyn erhalten habe. Daß von den mitgekommenen Edelleuten, die wohl nicht alle in der abgemessenen Gegend zwischen Cassel und Homburg Platz fanden, einer oder der andere sich mehr südwärts gewandt und daselbst angebauet habe, lag in der Natur der Sache. Auch werden wirklich unter den sich daselbst niedergelassenen Edelleuten die von Hund genannt, deren Raubschloß die Hundsburg, unfern Kerstenhausen, am Ausgang des Löwensteinischen Grundes, und kaum zwey Stun-

*) Dieser Meinung ist auch der Verfasser eines Aufsatzes über das Kloster Breitenau in den Hessischen Beyträgen zur Gelehrsamkeit und Kunst, 1785. I. St. S. 12 fg.

den vom Löwenstein selbst, lag. — Mit völliger Gewißheit läßt sich, in Ermangelung bestimmter Nachrichten, freylich nichts darüber sagen.

Aus dem Angeführten folgt, daß unser Schloß Löwenstein bereits längst vorhanden war, als die Landgräfinn Sophie, Mutter Heinrichs des Kindes, das nach ihr benannte Schloß Frauenberg erbaute; denn dieß geschah um das Jahr 1250. oder doch bald nachher. Gleichwohl sind von diesem letzteren Schlosse nur noch Ueberreste von Mauren zu sehen, da hingegen vom Löwenstein die große Warte fast noch unversehrt vorhanden ist, und erst vor kurzen der Geist einer kleinlichen Sparsamkeit nöthig war, um die übrigen Reste dieses Denkmahls der Vorzeit vollends zu zertrümmern. Man sollte hieraus fast schließen, daß sein Verfall mehr der Zeit, so wie jener des Frauenbergs mehr einer zerstörenden Gewalt, beyzumessen sey.

Wirft man aber einen Blick auf die Geschichte, so gewinnt die Vermuthung die Oberhand, daß auch unser Löwenstein mit so manchen Ritterfesten jener Zeit ein gleiches Schicksal gehabt habe, das ist, als ein Raubnest zerstört worden sey. Nur daß man nicht durch einen leicht möglichen Anachronismus diese Zer-

störung in jene Periode setze, welche dadurch auf immer merkwürdig gemacht wurde, daß die Landgräfinn Sophie, um die Regierung ihres Sohnes Heinrich zu sichern, mit ihren Reisigen im Lande umherzog, und die Raubschlösser der widerspenstigen Edelleute verwüstete. Sophiens Ankunft in Hessen erfolgte im Jahr 1248. und obgleich die ganze Zeit ihrer Regierung — so wie die ihres Sohnes Heinrich seit dem Jahre 1267 — eine Kette beständiger Unruhen war: so kann doch unser Löwenstein in diesem Zeitraume nicht verwüstet worden seyn, denn im Jahre 1466. stand das Schloß noch, wie aus einem über dasselbe und über das Thal Löwenstein, zwischen denen von Westerburg, Schweinsburg und Löwenstein errichteten Burgfrieden zu sehen ist*).

Aber scheint nicht selbst dieser Burgfriede, als ein nöthig gewordenes Verwahrungsmittel, auf die Vermuthung zu führen, daß auch unser

*) Kopp a. a. O. in den Beyträgen S. 203 fgg. Daß zur Zeit der Errichtung dieses Burgfriedens das Schloß noch nicht verwüstet war, zeigen die Worte desselben: "und dieser unserer Burgfriede soll angehen in und um unser Schloß und Thal, als daß mitt Rundelen und Mauren umbgriffen hat u. s. w."

Löwenstein durch die beständigen Landesverwüstungen gelitten haben müsse, und so sein Verfall allmählich vorbereitet worden sey, den die Folgezeit vollendete? — Das Gemählde der damahligen Zeiten ist zu empörend, als daß man sich nur den Löwenstein in stolzer Ruhe unangetastet denken könnte. Die Nachbaren verheerten das Land mit Rauben, Sengen und Brennen; und wo ihre Verwüstungen nicht hindrangen, da vollendeten die Ritter selbst durch ihre Widersetzlichkeit und wechselsweise Befehdungen das traurige Bild eines Kriegs Aller gegen Alle *).

*) Eine solche Befehdung war z. B. um 1264. zwischen dem Abte zu Fulda, und Graf Gottfried zu Ziegenhain, mit welchem letztern es auch der Abt zu Herßfeld, und in der Folge die Edelleute hielten. Allein der Abt zu Fulda zog den Landgraf von Hessen und den Bischoff zu Mainz an sich, und zerstörte mit deren Hülfe viele adelige Schlösser. Dilich Hessische Chronica, II. T. S. 168 fgg. Ein ander Mahl (1283.) weigerten sich einige adelige Landsassen, ihre Lehen vom Landgrafen zu empfangen, wodurch denn dieser Gelegenheit bekam, sie zu überziehen, und von ihren Rittersitzen zu vertreiben. Ebend. S. 172 fg. Die nächstfolgenden Jahrhunderte waren nicht ruhiger.

Wahrscheinlich ist also auch dieser Burgsitz bey einem solchen Anlaß, wo nicht gleich verwüstet, doch unwohnbar gemacht, und so seinem allmählichen Verfalle überlassen worden. Den Zeitpunkt seiner Zerstörung erst unter den Gräueln des dreyßigjährigen Krieges zu suchen, wird keinem Geschichtskundigen leicht einfallen. Die Hessischen Chronikenschreiber, welche die im J. 1635. von dem Baierischen Generale Bönninghausen im Löwensteinischen Grunde verübten Grausamkeiten aufgezeichnet haben, gedenken wenigstens des Schlosses Löwenstein nicht, da doch die nahegelegenen mit Feuer und Schwert verwüsteten Orte Zwesten, Ober-Urff, Nieder-Urff, Gilse u. a. m. genannt werden. Würden aber die Baiern wohl dieses Schloß, wo sie wahrscheinlich Beute erwarten konnten, verschont haben? —

Bloß urkundliche Nachrichten, die vielleicht hier und da dem Moder überlassen sind, können über die Erbauung und den Verfall dieses merkwürdigen Schlosses das nöthige Licht verbreiten. Mit Vergnügen werde ich weitere Belehrungen, die man mir zuzusenden die Güte haben möchte, annehmen und benutzen *).

*) Drey interessante, bisher ungedruckte und dem Vf. dieses Aufsatzes unbekannt gewesene

Aber belohnt es auch die Mühe, dießfalls mühsame Untersuchungen anzustellen? Ich sollte denken! Ohne hier zu wiederhohlen, was ich schon oben von den wesentlichen Vortheilen gesagt habe, die mit einer sorgfältigen Untersuchung alter Ritterschlösser verknüpft seyn möchten: so sind es gerade die Resultate einer solchen Untersuchung, welche uns mit dem Geiste unserer Vorfahren und den Eigenthümlichkeiten ihres Charakters bekannt machen. Daraus müssen herrliche Bruchstücke für die Philosophie der Völkerkunde entstehen: ein jedes wahres, individuelles Gemählde der Vorzeit und ihrer Sitten ist ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte des Menschengeschlechts.

Noch bleibt ein nicht unwichtiger Theil des Löwensteins übrig — der Theil, welcher die Naturgeschichte des Gebirges, seine innere Beschaffenheit, und folglich seinen muthmaßlichen Ursprung, betrifft.

Ist der Löwenstein wirklich ein vor undenklichen Jahren erloschener Vulkan? Ver-

Urkunden, das Schloß Löwenstein betreffend, s. in den von mir herausgegebenen Hessischen Denkwürdigkeiten Th. I. S. 172 fg. d. H.

schiedene sachkundige Männer haben diese Frage nicht ohne Wahrscheinlichkeit bejahet. Die Entdeckung des Ritters Hamilton von häufigen Vulkanen in den Gegenden des Rheins erregte natürlich Aufmerksamkeit. Man fand die Spuren dieser schaudervollen aber immer schöpferischen Naturerscheinungen auch in andern Gegenden, und dahin gehört vornähmlich der Kellerberg mit dem daran stoßenden Löwenstein. Man betrachtete seine Form, man entdeckte wirkliche Lava — und was war weiter nöthig?

Die abgestumpfte Kegelform des Löwensteins ist zwar für sich allein kein hinlänglicher Beweis seines vulkanischen Ursprungs: aber sie vermehrt doch das Gewicht der übrigen Gründe, wenn deren Richtigkeit dargethan werden kann. In der Gegend von Nieder-Urff ragt das Kellergebirge mit seiner dunklen Waldung hinter dem Berge mit seinen Ruinen hervor.

Eine mäßige Bekanntschaft mit der Naturgeschichte wirklicher Vulkane, eine lebhafte Einbildungskraft, und etwa einige Zeichnungen sind hinreichend, sich bey Erblickung dieses abgestumpften Kegels den vormahligen spitzer zulaufenden Gipfel des Bergs mit seinem Schlunde hinzu zu denken. Diese obere Hälfte des Kegels

müßte nähmlich nach Erlöschung des Feuers eingestürzt, und ihre lockeren Bestandtheile müßten durch Zeit und Witterung zerstreut worden seyn, indeß der untere verhärtete Theil als Gipfel stehen blieb. Alle ausgebrannte Vulkane haben dieses Schicksal; je älter der Berg ist, je weniger wird man Spuren seines ehemahligen Kraters entdecken.

Es ist also vergeblich, oder höchstens ein Spiel der Einbildung, auf den Löwenstein einen Krater finden zu wollen. Betrachtet man ihn von oben herab, so zeigen sich freylich hier und da, besonders in der Gegend von Ober-Urff hin, Spuren eines ihn umgebenden Ringes von Hügeln und Einschnitten, worauf sich ohne Mühe ein ganz artiges System bauen läßt. Dieser Ring wäre alsdann der ältere Krater, und der in seinem Innern liegende Theil des Bergs ein aus ihm empor getriebener neuer Kegel.

Nichts ist klarer! Allein aller Klarheit unbeschadet, möchte ich doch aus diesem scheinbaren Ringe nicht mehr schließen, als die ruhig prüfende Vernunft schließen kann. Es sind andere Merkmahle von dem vulkanischen Ursprunge des Bergs vorhanden: seine innere Beschaffenheit ist es hauptsächlich, worauf Schlüsse dieser

Art gebauet werden können. Das vulkanische Feuer liefert in allen bekannten Gegenden des Erdbodens Produkte, die überall analogisch sind.

Den Wirkungen des Wassers kann die Kegelform des Löwensteins nicht wohl beygemessen werden, da sein felsiges Gestein, so weit meine Nachrichten reichen, nicht kalkartig, und noch weniger schieferig ist, bey welcher Art von Gesteinen das Wasser bekanntlich eine Hauptrolle spielt. Daß aber solche Kegelberge einen von der allgemeinen Bildungsursache der Gebirge verschiedenen Grund ihres Daseyns haben müssen, daran zweifelt kein Naturkundiger mehr.

Der Löwenstein ist, wie ich schon angeführt habe, wenigstens auf seinem oberen Theile durchaus Fels, und, wie ich versichert worden bin, findet man unter seinem Gesteine wirkliche Schlacken von Lava. Nur eine nähere Untersuchung könnte uns belehren, ob das innere Gestein dieses Bergs auch die prismatische Form von Basaltsäulen habe, die aus Lava bestehen, und von denen es nach den Beobachtungen der Naturkundigen ganz zuverläßig ist, daß sie vulkanischen Ursprungs sind *).

*) Der Ritter Hamilton, in einem Briefe an Herrn Pringle, Präsidenten der königl.

Wäre meine oben geäußerte Vermuthung, daß der Berg unterirdische Gewölbe habe, richtig, so würde deren bloße Aufräumung uns hierüber einiges Licht geben, indem sich alsdann die Steinschichten und ihre Lagen erkennen ließen. Wir würden alsdann sehen, ob die eigentlich vulkanischen Steinschichten (wie man solches in den Gegenden des Vesuvs beobachtet hat,) mit vegetabilischer Erde oder Torf abwechseln. Dieses ist um so mehr zu vermuthen, da man in den tiefer liegenden Gründen um den Löwenstein herum wirklich Torf findet, wie z. B. unfern dem zwey Stunden davon gelegenen Dorfe Nas-

lichen Gesellschaft d. W. in London, sagt ausdrücklich: "Jeder Tag scheint neue Entdeckungen über alte Vulkane zu verschaffen, und so ist es nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß überall, wo Basaltsäulen — die durchaus aus Lava bestehen — zu finden sind, da auch Vulkane gewesen seyn müssen." Neuere Beobachtungen über die Vulkane Italiens und am Rheine, von Sir Wilhelm Hamilton, und Abt Soulawie. Frankf. und Leipz. 1784. S. 16 fg. Eben diese reguläre prismatische Form des Basalts ist es auch, wodurch sich die Wirkungen eines Vulkans von den Produkten einer brennenden Steinkohlenmine unterscheiden.

sen-Erfurt. Vielleicht ließe sich sogar aus diesen Schichten auf das muthmaßliche Alter der vulkanischen Ausbrüche schließen *).

Die Steinart selbst, woraus auch das Schloß errichtet war, scheint wirklich die gerühmten Eigenschaften jenes Basalts zu haben, den Plinius an Farbe und Härte dem Eisen vergleicht (ferri coloris et duritiei) und der, nach dem Ausspruche unserer Mineralogen, nicht anders, als eine halb verglaste sehr solide Lava ist. Diese Steine werden in Hessen häufig zur Chaussee gebraucht, wozu sie wegen ihrer Härte vorzüglich tauglich sind. Schon die alten Römer bedienten sich der Basalte aus den Gegenden des Aetna und Vesuv zum Straßenbau: die Via Appia war mit Lava gepflastert. Der Ritter Hamilton hält dieß für einen Grund,

*) Man weiß aus dem bekannten Werk des Hrn. Brydone: A tour through Sicily and Malta, daß der Kanonikus Recupero den untersten Lavaschichten des Aetna durch analogische Schlüsse ein Alter von 14000 Jahren beylegte. Auch ist es bekannt, daß dieser aufgeklärte Mann, als das Werk des Engländers in Italien bekannt wurde, deßwegen in die Inquisition kam — wie ehemahls Galilâi, welcher Antipoden behauptete.

warum heut zu Tage in den benannten Gegenden keine Basaltsäulen mehr gefunden werden.

Uebrigens müßten freylich die vulkanischen Erschütterungen, denen der Löwenstein sein Daseyn zu danken haben möchte, in den allerentferntesten Zeiten gesucht werden, und vermuthlich in mehrern weit von einander abstehenden Perioden erfolgt seyn. Dieß lehrt nicht nur die Natur der Sache, sondern auch die schwache Vegetation des Bergs beweist es. Nach den bisherigen Beobachtungen ist alle Lava im lockeren Zustande ihrer zweyten Periode vorzüglich geschickt, den Boden fruchtbar zu machen. Auf dem Löwensteine selbst ist dieß der Fall nicht. Dieß scheint also seinem vulkanischen Ursprunge zu widersprechen: allein der Grund ist leicht einzusehen. Ohne Zweifel hat der Regen die durch Beymischung vulkanischer Theilchen fruchtbar gemachte Erde durch die Länge der Zeit herabgeschwemmt, indeß der nackte Fels allein stehen geblieben ist. Das umherliegende Thal aber ist fruchtbar.

Nach dem bisher Angeführten läuft man wohl nicht Gefahr ein auf der Studirstube angenommenes Lieblingssystem in die Naturgeschichte des Bergs zu übertragen, wenn man

ihn für einen vor undenklichen Zeiten erloschenen Vulkan hält. Ich rede indessen davon bloß als Dilettant, der seine Beobachtungen mittheilt, und überlasse die nähere Prüfung einsichtsvollen Männern, deren eigentliches Geschäft es ist, die Natur gleichsam in ihrer Werkstatt zu belauschen. Auch das ist Verdienst, wenn man andern Gelegenheit gibt, die Wahrheit zu finden; und alsdann ist selbst gefehlt zu haben schön.

Die ältere Geschichte von Hessen — die natürliche sowohl als die politische — enthält reichen Stoff, beyde den Historiker und den Dichter auf eine würdige Art zu beschäftigen. Es ist daher kaum nöthig, das Angenehme und Täuschende zu berühren, welches eine verschönernde Einbildungskraft in jenen Erscheinungen der Vorzeit finden und nutzen kann. Man nehme z. B. die erzählten Umstände zusammen, man stelle sich den Löwenstein mit seinen ersten Eruptionen, und allen seinen nachfolgenden Perioden vor — man betrachte die Erbauung des Schlosses, seine Bewohner, deren Sitten und Schicksale — das Land und die Gegend in den traurigen Zeiten der Befehdungen, und so wie beydes jetzt ist. — Welch eine

Gruppe von Bildern, deren jedes für sich täuschend dargestellt nothwendig auf Geist und Herz wirken müßte! Virgil's Hirtenmuse, welche durch die reitzenden Gegenden von Neapel, Misene und Baiá begeistert wurde, sollte sich wohl nicht ungern in diesen Gefilden verlieren. Allein sie müßte dann nebst diesen Gefilden auch eine bestimmte, völlig ausgebildete Sprache, das Zeitalter des August, ein geschmackvolles dankbares Publikum vorfinden — lauter Dinge, die bekanntlich nicht immer beysammen zu seyn pflegen! —

V.

Ueber das Kunstgefühl.

Ursachen seines Mangels und seiner Verstimmung.

Die Gottheit der schönen Künste ist so auffallend für den Verstand, daß man selten Menschen von einiger Kultur antrifft, die sie nicht zugeben. Aber aus einem unbegreiflichen Widerspruch zwischen Urtheil und Empfindung werden diese Töchter des Himmels in manchen Gegenden nicht mit derjenigen leidenschaftlichen Wärme gepflegt, die sie heischen, und die in ihrer Natur selbst gegründet ist.

Nicht selten hab' ich, mitten unter dem eitlen Wortgepränge von Kunstsachen und der affektirten Liebhaberey von Gemählden und Kupferstichen, eine Kälte des Herzens entdeckt, die desto sonderbarer ist, je mehr sie dem herrschenden Geschmack zu widersprechen scheint. Es ist freylich Modeton, den Kunstkenner zu spielen; ob aber mit der warmen himmlischen Phantasie, der alle Scenen aus der Geschichte

und Fabel, die ein schönes Gemählde geben können, gegenwärtig sind? die auf der belebten Fläche täuschende Geister erblickt, und mit leidenschaftlicher Theilnehmung jedes Gefühl und jeden Reitz — mit einem Worte, die ganze Seele auffaßt, die der Künstler seinen Figuren eingehaucht hat? —

Ich vermuthe nicht, daß man diese Frage durch eine andere Frage werde entkräften wollen: ob das nicht vom Kunstkenner zu viel gefordert heiße? Die Liebe zu den Künsten, welche von vielen als eine gleichgültige Schattirung des Temperaments betrachtet wird, setzt Adel der Seele, überschauende allumfassende Geisteskraft, und ein fühlendes Herz voraus. Nicht nur die Züge des Pinsels oder Meißels, sondern auch das erblicken, was sich eigentlich gar nicht sinnlich darstellen läßt— den ganzen Umfang von Ideen — ist keine Eigenschaft gemeiner Menschen, über die sich der Kenner erheben muß. Weh' ihm, wenn er nichts ist, als ein Nachhall des Beyspiels und des gemeiniglich verstimmten Tons, welcher diesem oder jenem Stande eigen zu seyn pflegt! —

Der Probierstein des Kenners, und zugleich das unverkennbare Merkzeichen von vorhandenem Kunstgefühl ist die Natur selbst und die Art,

wie sie auf die menschliche Seele wirkt. Wer diese nicht mit lebendiger Theilnehmung umfaßt, sollte der von den Künsten gerührt werden, die sinnvolle Nachahmerinnen der Natur sind? — Großheit, Reitz, und Harmonie, oder Wirkung zu Einem Zweck — das Ganze der Natur und der Kunst! —

Wer den gestirnten und mondhellen Himmel mit der Fühllosigkeit eines Spielers betrachten kann; wer nur etwa das tödtliche Knallen einer Batterie hört, wenn der verschlossene Donner aus der schwarzen Wolke bricht und in furchtbarlichem Pompe die Gegenwart des Allmächtigen verkündigt; oder wer mit dummer Angst vom Ufer herstaunet, wenn der Sturm über das zornige Meer saust und seine Wogen gen Himmel thürmt — mit einem Worte: wer nicht Sinn und Gefühl für das Große der Natur hat, der hat es auch nicht für das Erhabene der Künste. Doch vielleicht hat er dagegen Sinn für das Schöne der Künste? — Mit nichten! Auch dieses muß er erst in der Natur aufsuchen. Wenn der Höfling und der Wucherer mich zu seinen Schildereyen führt, und mir von dem Werthe derselben ein Langes und Breites vorschwatzt: so such' ich den Kommentar

dazu in seinem Charakter und frage z. B. heimlich: "verfolgt der Mann mit wollusttrunknen Blicken den silbernen Bach, der im Schein der Morgensonne das blumige Thal hinabrollt? — oder ist ihm die Natur todter Buchstabe? —"

Wundern muß man sich, daß sogar Gelehrte die, sollte man denken, durch Kultur des Verstandes zugleich ihr Gefühl verfeinert haben, eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen die Künste nähren. Ueberhaupt ist die Zahl der Fühllosen größer als man denkt. Ich habe darüber einige Bemerkungen gemacht, die ich hier mittheilen will, weil sie wenigstens einen scharfsinnigen Beobachter aufmerksam machen können. —

Wo das Kunstgefühl nicht vorhanden ist, da liegt wohl unstreitig die nächste Ursache in der Trägheit des Geistes und der Nerven; es sey nun, daß diese vom Klima oder von andern zufälligen Ursachen herrühre. Sie besteht in der Schwierigkeit, womit die Seele Eindrücke annimmt und ausbildet; oder mit anderen Worten, sie ist Mangel an Wirksamkeit der innern Kräfte.

Ueber das Klima und dessen Einfluß auf Geist und Körper ist so viel Wahres und Gutes gesagt worden, daß ich das Ganze als bekannt voraussetzen und nur die einzige Anmerkung her-

ausheben will: daß weder die überspannte Einbildungskraft — eine natürliche Folge brennender Himmelsstriche — noch die langsame Bewegung der Lebensgeister in sehr kalter Luft zur Hervorbringung des feinen und geistigen Gefühls, das die Künste erfordern, geschickt sey. Die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß Völker aus solchen Weltgegenden sich am wenigsten in den Künsten hervorgethan haben. Wohl aber hat der kalte Nord die meisten Thiermenschen, so wie der brennende Himmel in den Morgenländern und einem Theile von Afrika die ärgsten Schwärmer und Fantasten hervorgebracht, in deren starrer oder glühender Einbildung das wahre Schöne der Kunst schlechterdings nicht haften kann.

Selbst die Aegypter, welche, wenn sie auch nicht geradezu als die Lehrmeister der Griechen betrachtet werden können, doch allemahl die Künste auf eine merkliche Stuffe der Vollkommenheit gebracht haben, machen hier keine Ausnahme. Wenn ihre Kunstwerke von einer Seite zum Erstaunen reissen, so sind sie von der andern, wie Vulkan, nach dem Pindar, ohne Grazie gebohren. Klima, Religion, Regierungsform, diätetische Lebensordnung — Alles vereinigte sich bey diesem Volk, die sonderbarste

Mischung jenes ganz originalen Charakters hervorzubringen, der sie vor allen übrigen Nationen des Erdbodens auszeichnete, und sich auch auf ihre Kunstwerke erstreckte. Das Wenige, was wir von ihrer Mahlerey wissen, und die Ueberreste ihrer Skulptur verrathen die ausschweifendsten Ideen — die aber mit einem gewissen schwerfälligen Wesen begleitet und mit Härte ausgeführt sind. Ich bin geneigt, diese letztern Eigenschaften mehr ihrem Klima und andern mitwirkenden Ursachen, als der Kindheit der Kunst beyzumessen.

Der ägyptische Styl ist mehr Bildersprache und gottesdienstlicher Prunk, als echte Kunst. Nirgends blickt Geschmack an Regel und Ordnung hervor, die Natur ist verunstaltet. Das Kolorit der Aegypter war diesen Begriffen gemäß. Sie sahen nebst der Dauer nur auf Glanz und Lebhaftigkeit; übrigens waren ihre Farben niemahls gebrochen, und konnten daher, aus Mangel der Schatten und Uebergänge, weder Harmonie noch Täuschung hervorbringen. Auch in ihrer Bauart, die fast allemahl ins Ungeheure geht, erblickt man deutliche Spuren jener erhöheten Einbildung, welche sie mit allen morgenländischen Völkern gemein hatten, die aber

durch die Lage des Landes und durch zufällige Umstände bey ihnen eine eigene Richtung bekam.

Man kann sich von dem, was ich hier gesagt habe, aus den besten hierher gehörigen Schriften überzeugen. Ich begnüge mich, einige Winke gegeben zu haben. Bey den Aegyptern bin ich darum stehen geblieben, weil Klima und Lage des Landes bey diesem Volk die sonderbarsten Phänomene hervorgebracht haben, und daher dem Forscher zum Maßstab dienen können, auch bey andern Völkern den Einfluß des Himmels auf die Kunst zu bestimmen. Zugleich soll das Gesagte meinen Begriff vom Kunstgefühl erläutern, und wie dasselbe auch sogar bey einem großen Vorrathe sogenannter Kunstwerke, den Aegyptern allerdings aufzuweisen hatte, mangeln könne. Ich kann mir das Kunstgefühl nicht anders als vom guten Geschmack unzertrennlich denken — und guter Geschmack ist der Geschmack an der Natur.

Wenn aber der Einfluß des Himmels fast allgemein anerkannt wird, so fragt es sich, ob man in der Anwendung der hieraus gezogenen Schlüsse nicht zu weit gehe? Man hat es wenigstens einigen neuern Philosophen zur Last gelegt, daß sie dem Klima zuviel Macht in Rücksicht

auf das Genie eingeräumt hätten. Vielleicht läßt sich der Vorwurf durch richtige Bestimmung des Begriffs von Klima heben: man muß die mitwirkenden Ursachen niemahls vom Hauptbegriffe trennen. Die Entfernung eines Landes vom Aequator ist wirkende Ursache, das Klima selbst ist Wirkung. Aber diese Wirkung kann auf unendliche Art gemildert und verändert werden. Länder, die unter gleichem Grade der Breite liegen, haben gar oft das verschiedenste Klima. Die Lage und Beschaffenheit, sogar auch der Anbau des Landes, bestimmen gutentheils die Witterung — welche fast immer zwey Drittheile von dem ausmacht, was wir Klima nennen.

Aber nicht bloß das Klima, sondern auch andere moralische und politische Ursachen erzeugen jene Trägheit, die so wenig Würde hat und so nahe an den thierischen Mechanismus gränzt. Sie kann Folge der Sitten, der Religionsbegriffe und der Regierungsform eines Landes seyn. In soferne nähmlich dadurch die Freyheit der Seele, und mit ihr der Flug des Genies, entweder gefördert oder gehemmt wird, in soferne wird dadurch das Gefühl für die Künste und die feinern Vergnügungen der Einbildung entweder hinauf geschnellt, oder bis zur völligen Atonie herabge-

stimmt. Die edle Ruhmbegierde sowohl, als das Wohlgefallen an schönen Künsten entwickeln sich nur in freyen Seelen; und ein Volk wird nicht leicht den Musen und Grazien opfern, als unter dem Schutz milder Gesetze, oder unter einem Regenten, der es liebt, und seine Unterthanen glücklich machen will. Knechtschaft erniedrigt den Geist, und bringt eingeschränkte Begriffe hervor. —

Ein anderer Grund der Unempfindlichkeit gegen die Künste, der mit dem vorigen viele Aehnlichkeit hat, aber nur in einzelnen Fällen Statt findet, liegt in der fehlerhaften Beschaffenheit der Empfindungswerkzeuge, welche falsche Bilder in die Seele bringen. Dieser Zustand ist eine wahre Krankheit und unheilbar, wenn er ohne äußerliche Veranlassung Kind der Natur ist. Doch kann er auch durch Erziehung, Nahrungsmittel, Gewohnheiten, Lebensart, Mißbrauch geistiger Getränke — hauptsächlich aber durch die vorherrschende Neigung für wilde Ergetzlichkeiten hervorgebracht werden. Wir können uns davon nicht besser einen Begriff machen, als wenn wir auf die Veränderungen Acht geben, die bisweilen während einer wirklichen Krankheit in unsern Organen vorgeht. Wenn z. B. in der Fieberhitze die Sehnerven

widernatürlich gespannt sind, so pflanzen sie das erhaltene Bild in veränderter Gestalt fort; die Körper erscheinen uns in einem andern Lichte, wir sehen Alles hochgefärbt, schneidend und unlieblich. Entgegengesetzte Wirkungen erfolgen bey allzugroßer Erschlaffung der Fibern; wir können alsdann nicht mehr unterscheiden; die Gegenstände schwimmen. Eben so wirkt die Beschaffenheit der Säfte des Körpers auf unsere Sinnenwerkzeuge. Die Lichtstrahlen, welche von einem blauen Körper zurückprallen, erregen bey einem Gelbsüchtigen den Begriff des Grünen; ein Hypochondrischer sieht Alles finster und widerlich, u. s. w. Was hier die Folge einer zerrütteten Gesundheit ist, das kann in andern Fällen Natur oder Resultat zufälliger Umstände seyn, welche die Organe affiziren — und ist es wirklich. Erziehung, Grundsätze, Gewohnheit, diätetische Lebensordnung (wie ich schon oben angemerkt habe,) verändern den Zustand des Körpers und stimmen seine Nerven in den ihnen angemessenen Ton — und mehrentheils ist dieß ein Mißton. In der Beschaffenheit der Nerven aber liegt der nächste Grund unserer Denkungsart; sie sind es, welche allen unsern Seelenkräften den Druck geben. —

Eingewurzelte Vorurtheile, die diesem oder jenem Stand' eigen zu seyn pflegen, Geringschätzung der Künstler, enge Begriffe und Mangel gehöriger Kenntnisse — dieß Alles sind neue Quellen der Fühllosigkeit gegen die Künste. So lange es Leute gibt, die es unter der Würde ihres Standes und ihrer Denkungsart zu seyn glauben, Leidenschaft für die Künste zu haben; so lange der Mann von Genie nicht den Grad von Achtung erhält, der ihm gebührt; so lange endlich die gewöhnliche Art zu studiren die Erwerbung der feinern und uneigennützigern Kenntnisse ausschließt: so lange werden die Künste unter einem Volke ihr Haupt nicht leicht empor heben. Ihr Wesen selbst ist Leidenschaft und Adel in den Gesinnungen; ihre schönste Belohnung ist der Ruhm. —

Ich bitte die Philosophie um Verzeihung, wenn ich sie beschuldige, daß sie in jenem winterstarren Gewande, das sie vor noch nicht gar langen Jahren abgelegt hat, den Künsten unendlichen Schaden zugefügt habe. Hiermit will ich der Philosophie weder eine Verbeugung machen, noch das Paradoxon aufstutzen, daß die Kultur der Verstandeskräfte dem Geschmack oder dem Kunstgefühl schade. Die einseitige Ausbil-

dung einer Seelenkraft mit Vernachlässigung der übrigen Kräfte, beweist weiter nichts, als die Endlichkeit des Menschen. Und dann kommt erst noch viel darauf an, wie diese einseitige Ausbildung beschaffen ist, und in welchen Lagen von Verhältnissen sie vorgenommen wird. Der damahls allgemein herrschende Hang zu abgezognen Begriffen und die freylich sehr preiswürdige Geschicklichkeit, aus einer willkürlich angenommenen Erklärung Alles, was man nur wollte, zu folgern, mußten nothwendig die sinnlichen Eindrücke erkälten, statt sie zu verfeinern und auf ihre Beobachtung ein Lehrgebäude zu gründen, das doch alle Mahl einem Traume weniger ähnlich sieht. Man wollte die menschliche Seele erforschen, und man vergaß ihr enges Band mit einem organisirten Körper. Der teutsche Volksgeist verschwand, eine sterile Spekulation wiegte die Vaterlandstugenden in Schlummer. Die Sucht auf der Syllogismenleiter bis zum — Ey hinanzu klimmen, mußte durch eine ganz natürliche Folge der verschiedentlich modificirten Entwicklung der Seelenkräfte, manchen guten Kopf, der vielleicht die beste Anlage zum Künstler, zum Staatsmann, oder zum praktischen Philosophen hatte, in ei-

nen sehr schlechten Metaphysiker umschaffen — und, welches einerley ist, dem Staat unbrauchbare Leute liefern. Dank sey es einigen neueren Philosophen, daß sie der Göttinn Philosophie ihr reitzendes Gewand wiedergegeben und sie gelehret haben, unter dem hohen Ernst ihrer Stirne mit Holdseligkeit um sich zu blicken und den Grazien zu lächeln. Statt die Künste zu tödten, ist sie ihre Führerinn geworden, so wie sie es bey den Griechen war *).

Aber so sehr auch die Philosophie sich zu sinnlichen Vorstellungen herablassen, sie ordnen, veredlen, und den ewigen Gesetzen der Schönheit anpassen mag: so ist es doch gewiß, daß der Geist des Jahrhunderts und die Entdeckungen, welche neuere Zeiten in der Naturlehre und Erdbeschreibung gemacht haben, den Künsten in mehr als einem Betrachte, diejenige

*) Um diese und andere Aeußerungen des Vfs. gehörig zu würdigen, muß man wissen, daß dieser Aufsatz bereits im Jahr 1778 geschrieben, und in eins der ersten Stücke der Meusel'schen artistischen Miscellaneen, mit E. unterzeichnet, eingerückt wurde. Wie sehr sich späterhin manche Ansichten des Vfs. geändert haben, sieht man aus mehrern Aufsätzen dieser Sammlung.

d. H.

Wärme und Wahrheit des Ausdrucks rauben mußten, die sie bey einem sinnlichern Volk hatten. Es verhält sich hier mit den Künsten, wie mit den Sprachen: diese sowohl als jene sind heut zu Tage reicher, bestimmter, biegsamer und zierlicher; sie haben aber nicht mehr das kühne Feuer und die männliche Stärke des Alterthums. Wir denken mehr, und fühlen weniger; unser rastloses Bestreben nach Vollkommenheit hat nur Kälte hervorgebracht. Bey den Griechen und fast allen Nationen der Vorwelt, welche die Künste zu einer merklichen Vollkommenheit gebracht haben, war über dieß mit den sinnlichen Eindrücken das Gefühl der Religion vermischt: bey ihnen lebte die ganze Natur, Alles athmete den Geist einer Gottheit und führte einen gewissen heiligen Schauder mit sich, der bey aufgeklärten Begriffen verschwand. — Mir scheint dieß mit eine Ursache zu seyn, warum die Allegorie unsern neuern Künstlern so selten glückt. —

Wenn übertriebene Spitzfündigkeit das Gefühl für die Künste tödtet, so thut es die sklavische Nachahmung natürlicher Formen, ohne Auswahl und Schöpferkraft, in einem noch höhern Grade. Zum Unglück ist jedes Land mit Sudlern überschwemmt, welche den ganzen End-

zweck der Kunst in diese Nachahmung setzen. Daher jene zahllose Menge von Schildereyen, bey denen man nichts fühlt — nichts fühlen kann, und die ganz natürlich zur Frage leiten: ob nicht in den meisten Fällen die Fühllosigkeit des Anschauers dem Künstler selbst zur Last falle, dessen Produkt bloß manierirte Nachahmung ist? — Gewiß in sehr vielen Fällen! Der Künstler, soll anders sein Werk die verlangte Wirkung thun, muß nur in solchen Stunden der Begeisterung arbeiten, wo die Phantasie mit unsichtbarer Gottheit über ihm schwebt und seine Figuren aus Aether formt, ehe die Hand sie entwirft, so wie Parrhasius sich rühmte, daß ihm Bacchus erschienen sey. Dies Anschauliche, diese mentale Gegenwart ist bey jedem noch ungebohrnen Kunstwerk unumgänglich nöthig, wenn es sich über das Mittelmäßige erheben und nach seiner Vollendung eine ähnliche Begeisterung einflößen soll. Diesen Zweck wird der Künstler nicht erreichen, wenn er dem Dilettanten nicht vorempfunden und seine Formen mit der ganzen Stärke des Genies so geordnet hat, daß beym Anschauen derselben eine der seinigen ähnliche Begeisterung entstehen muß.

Aber wo ist der Künstler, dem diese Geniusstunden auf seinen Wink gegenwärtig sind? der jeden glücklichen Augenblick haschen, und mit anhaltendem Feuer arbeiten kann, wenn er auch will? Der Zusammenfluß äußerlicher Umstände äußert auch hier seine fatale Wirkung. Oft ist der Erfindungsgeist vorhanden, aber er schlummert. Was ihn hindert zu glänzen, ist unter andern der übertriebene Hang zur Porträtmahlerey, dem sich fast jeder Mahler aus sehr begreiflichen Ursachen überläßt — und sich dabey wohl befindet. Es ist freylich nichts leichter, als ein ziemlich ähnliches Bildniß zu mahlen, und nichts schwerer, als ihm den Geist und den vollen Ausdruck zu geben, der es allein schätzbar machen kann.

Das, was die Porträtmahlerey mit den übrigen Arten der Mahlerey gemein hat, vorausgesetzt, erfordert sie die tiefste Kenntniß aller spekulativen und wirkenden Kräfte der menschlichen Natur — Kenntniß von dem innern Bau, dem Zusammenhange, der Gegeneinanderwirkung der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers, und ihres sichtbaren Ausdrucks; Kenntniß der Verstandeskräfte, Neigungen, Gesin-

nungen, Leidenschaften, der verschiedenen Art ihrer Mischung, und des daurenden oder momentanen Eindrucks, den sie auf die Oberfläche machen; Kenntniß der jedem Alter und jedem Geschlecht eigenen Unterscheidungszeichen, nebst alle den Veränderungen, die Klima, Lebensart, Beruf und Glückszufälle hervorbringen. — Ich will mich kürzer fassen: sie erfordert die tiefste philosophische, das ist richtige, deutliche, allgemeine Kenntniß des Menschen; und hiernächst noch das, was ich den poetischen Theil der Porträtmahlerey nennen möchte — Anwendung dieser Menschenkenntniß — Sensorium für das Charakteristische eines individuellen Gegenstandes. — Diese vielumfassende Kunst nun, die eigentlich Niemand treiben sollte, als Männer von besondern Talenten, wird zum Tagewerk geistloser Sudler erniedrigt. Was folgt hieraus? Die billige Verachtung, welche die unzählige Menge schlechter Porträte trifft, verbreitet sich unvermerkt auf die Mahlerey und ihre Schwesterkünste selbst. Der Leute, die ihr theures Ich vervielfältigen wollen, gibt es viele; sie haben von den Eigenschaften eines guten Porträts keinen Begriff, aber sie können bezahlen, wollen etwas Lebhaftes haben, und bald

befriedigt seyn — der Mann von Genie muß mit dem Strome schwimmen.

Aus dieser Bemerkung fließt sehr natürlich eine andere: Die Unempfindlichkeit gegen die Künste rührt guten Theils von dem übeln Geschmack derjenigen her, deren Stand und Ansehen dem Volksgeist seine Richtung geben. Man muß König oder Pöbel seyn, um bloß von sich selbst abzuhangen. Die mittlere Klasse von Menschen wird in ihrer Denkungsart, in ihren Handlungen, auch sogar in ihren Ergetzlichkeiten, vom Geiste der Nachahmung beherrscht. Die wenigen Edlen, die eine eigene Stimmung der Seele haben, bleiben unbemerkt, wenn nicht äußerlicher Glanz ihren Talenten das Gewicht gibt.

Hiernächst ist der Hang zur gröbern Sinnlichkeit — diejenige Art Luxus, welche die Menschheit herabwürdigt — dem Geschmack an den feinern Vergnügungen der Künste sehr nachtheilig. Rauschende Ergetzlichkeiten und moralische Erschlaffung gehen fast immer in gleichen Schritten; und wo moralische Erschlaffung beginnet, da ersterben die edlern Neigungen, das Gefühl wird stumpf, und dieser Mangel an Empfindsamkeit zieht einen Schleyer über jene verschönerte, ver-

edelte Natur, die, wie Venus Urania, bloß Erscheinung für Geweihte ist.

Vermuthlich ist es ein Wort gesagt zu seiner Zeit, wenn ich hierher auch unsere widersinnigen Kleidertrachten rechne. Sie hemmen offenbar das Aufkommen der Künste, indem sie die Natur ersticken und den Geschmack am Natürlichschönen tödten. Man hat die Ursachen sehr gut auseinandergesetzt, warum die griechischen Künstler in der Nachbildung menschlicher Körper so vortrefflich waren. Sie hatten täglich die schönen Formen vor sich; kein unförmlicher Faltenwurf, kein lächerlicher Schwall von vermeinten Zierathen verbarg ihrem Blick die reitzende Natur. Der Nutzen, den sie aus dieser simplen Bekleidung zogen, und wie sehr sie von deren Vorzug überzeugt gewesen, ist daraus abzunehmen, weil sie die Dorische als die älteste und natürlichste Tracht immer noch beybehielten, auch da die Jonier anfingen, sich in der Kleidung von den übrigen Griechen zu unterscheiden. — Und nun bey uns? — Es ist wahr, wir athmen nicht in griechischer Luft; Klima, Sitten, Geist des Jahrhunderts — verbiethen vieles, was damahls erlaubt war: aber ich will auch nicht, daß wir griechische Kleider

tragen, oder die gymnastischen und eleusinischen Spiele wieder einführen sollen; ich wünschte nur, daß unser Anzug mehr Natur und weniger Zwang wäre. Wenn Anakreon mit reitzender Einfalt dem Mahler das Ideal entwirft, nach welchem er ihm sein Mädchen mahlen soll: so bedarf dieser zur Begeisterung nichts mehr, als die Ode selbst und eine griechische Schöne. Aber man versuche doch was Aehnliches mit einer unsrer heutigen Modeschönheiten! — *)

Unter den bisher genannten Quellen der Fühllosigkeit gegen die Künste sind manche, die sich auf die einzige Bildung des beginnenden Menschen — das wichtigste und am meisten verabsäumte Geschäft — zurückführen lassen. Ich übergehe alle die nachtheiligen Folgen der versäumten Erziehung, als hierher nicht gehörig, und bleibe bloß bey dem Eindruck stehen, den schielende Grundsätze von der Natur und Bestimmung der Künste in zarten Gemü-

*) Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß unsren gegenwärtigen Modetrachten manche Vorwürfe des Verf. nicht mehr treffen, sosehr sie vielleicht in andrer Hinsicht den Tadel — des Moralisten und Arztes verdienen möchten. d. H.

thern hinterlassen. Welche unwürdige und erniedrigende Begriffe bringt man nicht z. B. den Knaben von den Abbildungen der altgriechischen Gottheiten bey? Unter der großen Menge derer, die sich mit dem Unterricht der Jugend abgeben, wird man lange und meist vergeblich den Mann suchen, der Einsicht und Geschmack genug hätte, seine Untergebenen auf den rechten Gesichtspunkt zu führen, aus dem die alten Kunstwerke betrachtet seyn wollen. Daß die weisen Künstler des Alterthums die Ideen ihrer Dichter und Philosophen benutzt, daß sie theils die Eigenschaften der höchsten Gottheit, theils die großen Ereignisse der Natur, in solchen Abbildungen zu erreichen und sinnlich zu machen gesucht haben, die über die Menschheit erhaben, und nur gleichsam körperlich sind — das wissen unsre Hofmeister und Schullehrer nicht. Dagegen dichten sie dem Geschmack der Griechen die ganze Niedrigkeit des ihrigen an; ein übelverstandener Religionseifer verschiebt ihren Gesichtspunkt in Ansehung der alten Kunstwerke dergestalt, daß sie ihren Zöglingen davon die lächerlichsten Vorstellungen beybringen. Jupiter ist ihnen ein alter bärtiger Mann mit dem Donner in der Hand, sehr geschickt die Kinder zu schrecken;

Bacchus ein ekelhaftes Mißgeschöpf mit ungeheurem Bauche, umgeben mit trunknen Faunen in den abscheulichsten Verzerrungen; Venus eine unzüchtige Weibsperson in der ärgerlichsten Stellung einer schamlosen Buhlerinn, vor deren Anblick man die Augen zuschließen müsse; u. s. w. — Ist es möglich, sich von der Kunst des geistreichsten Volks auf Erden so entehrende Begriffe zu machen? — Was würden diese Herren sagen, wenn man ihnen an einem Jupiterskopfe, der, wie beym Homer, mit einem Winke seiner Augenbraunen den ganzen Himmel bewegt, das Große und Göttliche zeigte? Wenn sie im Bacchus einen schönen Jüngling erblickten — im neidenswerthen Alter, wo der Frühling des Lebens beginnet — dem die unsträfliche Wollust nur jetzt erst ins heitre Angesicht tritt, und die im Entzücken versenkte Seele auf Stirn und Lippen mahlet? oder wenn sie im Bilde der Venus die morgenländische Liebe, das beste Geschenk des Himmels, fänden — frey von allen geilen Gebehrden, womit die Unwissenheit der Neuern sie verunstaltet hat? wenn sie sich belehren ließen, daß man selbst in Faunen, als niedrigen Arten von Göttern, die Natur reifer und schöner Jugend im Menschengeschlechte nach-

gebildet habe? — Was sie sagen würden, weiß ich nicht; das weiß ich, daß falsche Vorstellungen, die man den Knaben von Kunstwerken beybringt, ihren Geschmack auf lebenslang verderben, und den Keim, den die Natur für das Gefühl des hohen Schönen in ihre Seelen gelegt hatte, ersticken können. —

Trägheit des Geistes, stumpfe Sinnenwerkzeuge, verjährte Vorurtheile, enge Begriffe und Mangel gehöriger Kenntnisse, einseitige Ausbildung einer Seelenkraft mit Vernachlässigung der übrigen, düstre Spekulation und Hang zu abgezogenen Begriffen, Mißbrauch der Porträtmahlerey, übler Geschmack der Großen, ausgearteter Luxus, vernachlässigte Bildung der Jugend. — das möchten also wohl die hauptsächlichsten Quellen jener Fühllosigkeit gegen die Künste seyn; Quellen, deren Verstopfung zum Theil von der Zeit, dem Glück, und der vereinigten Bemühung vieler Edelgesinnten abhängt. Dann erst werden die Künste ihr wohlthätiges Licht in die Seelen gießen, wenn man aufhören wird, sie aus einem falschen Gesichtspunkte zu betrachten.

VI.

Johann George Nispel.

Ein Beytrag zur Künstler-Geschichte.

Unsre Großen sind nicht völlig mehr so gleichgültig gegen deutsches Verdienst, und daher ist auch unsre Künstler-Geschichte seit einiger Zeit ein wenig besser bearbeitet worden, als ehedem. Aber wie viel ist uns noch zu thun übrig! — Wie manches Genie vom ersten Range wird von Nacht und Vergessenheit gedrückt, weil es unter einem Volke gebohren wurde, welches unglücklicherweise nur das Ausländische schätzt! — So manche majestätischen Werke der so genannten gothischen Baukunst reitzen noch jetzt unsere Bewunderung, indeß die Baumeister dieser ungeheuren Massen mehrentheils unbekannt sind. Die Kunstkabinette unsrer Fürsten enthalten Werke, deren Erfindung und Ausführung dem deutschen Geiste in allen Jahrhunderten Ehre machen muß: aber die eigentlichen Erfinder bemerkt man nicht, und Jahrhunderte lang haben Ausländer ihnen die Palme geraubt.

Man ist daher jedem Patrioten Dank schuldig, der ein bisher wenig bemerktes Genie her

vor zu ziehen, und die davon vorhandenen Nachrichten bekannt zu machen und aufzubewahren sucht. In dieser Absicht habe ich folgende kurze Nachrichten von einem in jedem Betrachte merkwürdigen Manne aus zerstreuten Blättern gesammelt, und lege sie hier zum Gebrauche des Mannes nieder, der uns künftig eine deutsche Kunstgeschichte liefern wird.

Johann George Nispel ist zu Alsfeld im Hessen-Darmstädtischen am 6ten April 1694. gebohren worden. Sein Vater war Bürger und Schreinermeister in dieser Stadt, und in so schlechten Vermögensumständen, daß er zum Armenvogt bestellt wurde. Das Genie des jungen Menschen konnte sich also von dieser Seite nicht die mindeste Aufmunterung versprechen; aber Veranlassung konnte dessen ungeachtet da seyn, da so manches Genie durch die Noth gebildet worden ist. Vielleicht war es eben diese üble Lage, welche bey dem jungen Nispel die schlummernden Kräfte weckte, und ihn zu dem machte, wozu er gebohren war. Alte Leute seines Geburtsorts erzählen, daß er in seiner Jugend sehr unfolgsam und ein Feind vom Lernen gewesen sey, welches der Katalog der dasigen Trivialschule bestätigt. Dieß ist ein

bekannter Zug gebohrner Genie's: nur ist man nicht alle Mahl Genie, wenn man unfleißig ist. Desto eifriger war Nispel mit Betrachtung des Himmels beschäftigt, wodurch er bey dem Pöbel wechselsweise Staunen und Lachen erregte. Indeß lernte er bey seinem Vater die Schreinerprofession, und trat bald hernach bey einem Grafen von Schönborn, in Franken, als Hoftischler in Dienste, wodurch er Gelegenheit bekam, sich bey Künstlern umzusehen. Die Betrachtung des Himmels blieb immer sein Lieblingsgeschäft; er betrachtete den Lauf der Planeten, und brachte es darin so weit, daß er die astronomischen Rechnungen untersuchen konnte. Hierdurch gerieth er auf die Erfindung seiner künstlichen Weltmaschine, wovon er ein hölzernes Modell verfertigte, und sich damit nach Wien begab. Er überreichte dasselbe dem Kaiser Franz bey seiner Krönung, und dieser große Beschützer der Künste ließ nach demselben die bekannte Weltmaschine, welche den 24. May 1754. in die kaiserliche Bibliothek gebracht wurde, aus Messing und Stahl verfertigen *).

*) In der Universitäts-Bibliothek zu Würzburg ist auch eine Maschine des Weltsystems von Nispel, welche 4000 Rthlr. gekostet haben soll.

Nispel ist bis in seinen Tod in Wien geblieben. Er war von dem Kaiser, nebst dem Titel eines kaiserlichen Astronomen und Hofkünstlers, mit einer goldnen Kette und einer jährlichen Pension auf Lebenslang begnadigt worden. Er soll seine Religion verändert, und sich in der Folge Neßtfell genannt haben. Man erzählt, daß der kurbraunschweigische Gesandte ihm sechstausend Gulden für seine Maschine, und eine Pension von sechshundert Thalern schweres Geld angebothen habe, wenn er sich in dem Hannöverischen niederlassen wollte. Das Wesentliche dieser Nachrichten ist aus dem Schreiben eines Korrespondenten in Alsfeld gezogen.

Uebrigens behauptet die von unserm Künstler angegebene Maschine des Weltsystems vor allen bisher in England und Frankreich tentirten den Vorzug. Sie ist sechs Schuhe hoch und im Durchschnitt drey Schuhe breit. Die ganze Einrichtung und der Zusammenhang des von Messing, Kupfer, Eisen, Stahl und Silber verfertigten Werkes kann man durch Spiegelgläser sehen. Es stellt den Lauf der Planeten nach dem Kopernikanischen System so genau vor, daß man das Stillstehen, Zurückgehen, Vorwärtsgehen der Planeten, die motus vertiginis, ascen-

sus, descensus, aphelia, perihelia, nodos, eclipses solis, lunae, immersiones, emersiones satellitum Jovis et Saturni u. s. w. deutlich wahrnehmen kann. Eine acht Tage lang gehende Perpendikel-Uhr setzt das Werk in Bewegung, die man mit einem Schieber separiren, und das System mit der Hand in Bewegung bringen kann. Auf diese Art kann man alle Phänomene wahrnehmen, und Ephemeriden verfassen, worauf denn das Werk durch den Schieber wieder in vorigen Gang gebracht wird. Eine ausführliche Beschreibung dieser Maschine erschien zu Bamberg im Jahr 1761. Fol.

VII.

Charakteristik des deutschen Volksaberglaubens.

Eine Skizze.

Keine Darstellung eines so vielfach in sich verschlungenen Gegenstandes, sondern ein bloßer Versuch, seine auffallendsten Seiten zu fixiren, ist die Absicht dieser Skizze.

Um das Auszeichnende des deutschen Volksaberglaubens genau zu bestimmen, muß man vorher den Deutschen und seinen Charakter überhaupt kennen, und dieß ist keine so leichte Sache. Die Ausländer trauen uns gar keinen bestimmten Charakter zu, was man ihrer Eigenliebe zu gut halten muß: aber wenn selbst der bessere Theil unsrer Nation diese Meinung zu bestätigen scheint, so kann man es ihm nicht so leicht vergeben. Nach den bisherigen Beobachtungen lassen sich mit Zuverlässigkeit folgende Bestandtheile des deutschen Charakters angeben:

Der Deutsche tingirt alle seine Gedanken und Handlungen mit einem innern Gefühl von Zuverlässigkeit des Verstandes und der Sitten. Daher die Würde in seinem Betragen, aber auch das Kleben am Herkommen, und die Abneigung gegen alle Neuerungen, in so fern sie nicht bloße Moden betreffen. Denn so geneigt der Deutsche ist, sich in diesem letztern Falle nach seinen Nachbarn zu richten, so standhaft bleibt er in andern Dingen beym Alten, wo es nicht selten vernünftiger wäre, das Neue anzunehmen. In beyden Fällen handelt er nach einerley Grundsatz: er will nicht für einen Sonderling gehalten werden. Sein Talent für den Krieg ist weltkündig, und keine Nation kann ihm hier den Rang ablaufen. Als Gelehrter sucht er das Wissenswürdige in allen Sprachen und unter allen Himmelsstrichen auf. Seine Erfindungen sind, wie sein Charakter, solid und ohne Geräusch. Ueberhaupt ist stille Größe, die er oft selbst nicht ahndet, ein Bestandtheil seines Denkens und Handelns. Für Empfindsamkeit und Bonhommie ist er nicht eigentlich geschaffen; wer ihm weniger Anlagen des Geistes und Herzens zutraut, als den übrigen kultivirten Nationen von Europa, kennt

weder ihn, noch sein Land. Einige neuere Beyspiele von der auffallendsten Art haben gezeigt, was der Deutsche, da, wo er frey wirken kann, vermag. Fleiß und Treue vollenden den Umriß seines Charakters. —

Ich fürchte nicht, daß jemand so schwach seyn werde, das hier skizzirte Bild auf Alles, was deutsch ist, anwenden zu wollen. Auch möcht' ich dasselbe nur von solchen Momenten verstanden wissen, wo der Deutsche wirklich als Deutscher denkt und handelt; und das geschieht öfter, als man glaubt. Denn so sehr auch der gebildetere Theil unsrer Nation das Ausländische schätzt und annimmt, so behält er doch immer noch etwas von dem Eigenthümlichen seines Charakters, — einen Funken, der bey jenen schnelltreffenden und tief einschneidenden Veranlassungen, wo die Seele keine Zeit zum Nachdenken hat, in lichte Flammen auflodert, und den Deutschen oft größer, als er selbst seyn will, darstellt. —

Doch ich vergesse, daß ich diese Züge nur entworfen habe, das Charakteristische des deutschen Volksaberglaubens zu bestimmen, und durch Aufsuchung seiner Quellen ein Uebel auszurotten, das desto gefährlicher ist, da der

Kranke sich dabey wohl befindet und den Arzt, der ihn heilen will, als seinen Feind ansieht!

Man erstaunt, wenn man in den Gebräuchen der heidnischen Germanier den Grund großer Gaukeleyen und Wahrsager-Künste findet, die noch immer unter dem gemeinen Manne (welcher, im Vorbeygehen gesagt, der christlichste Theil unsrer Nation seyn soll,) im Schwange gehen. Dieß weiß jeder Geschichtskundiger, und meine Absicht ist nicht, Vergleichungen hierüber anzustellen; sondern das anzugeben, wodurch sich der deutsche Volksaberglauben eigentlich auszeichnet.

Der Deutsche hat vielleicht unter allen kultivirten Nationen Europens die größte Anhänglichkeit an die Sagen und Meinungen seiner Vorältern, davon er abzuweichen, fast für sündlich hält. Hierzu kommt noch die dunkle, aber angenehme Erinnerung, welche den Morgen unseres Lebens so schön mahlt, und bey dem empfindsamen Deutschen doppelte Stärke hat. Dieß bewegt mich, sie besonders als einen Bestandtheil des deutschen Aberglaubens anzusehen.

Vielleicht aber ist dieß Alles bloß Folge der Erziehung? Die Eindrücke, welche wir

in der Kindheit annehmen, sind schwer, wo nicht unmöglich ganz zu verwischen; und leider! sind sie bey dem großen Haufen von der Art, daß dadurch alle Freyheit des Denkens erstickt, und die zarte Vernunft gewöhnt wird, jeden aufstrebenden Zweifel zu unterdrücken, und sich dagegen auf Herkommen, Sagen und Autorität zu verlassen. "Die Alten waren auch keine Narren!" ist ein sehr wahres Sprüchwort, das aber zu sehr irrigen Grundsätzen gemißbraucht wird. Uebrigens ist Erziehung fast immer zweyte Grundlage des Charakters; und ich kann also die Anhänglichkeit des Deutschen an die Sagen und Meinungen der Vorzeit gar wohl als einen Zug seines Charakters annehmen, gesetzt auch, sie gründe sich mehr auf Erziehung, als auf Naturanlagen. In beyden Fällen ist sie schwer zu vertilgen, und geht fast immer in Leidenschaft über, gegen welche Vernunft und die sprechendsten Thatsachen nichts vermögen.

"Aber, wenn die Volkssagen der Vorzeit so stark auf den Deutschen wirken, woher kommt es denn, daß unsre Vorfahren sie uns nicht in ähnlichen Gesängen aufbehalten haben, wie diejenigen sind, wodurch Ossian in neuern Zei-

ten die Bewunderung aller kultivirten Nationen geworden ist? Man ist in der That zu dieser Frage berechtigt, da die Anlagen der Deutschen zu Gesang und Musik weltkundig sind. Aber eben dieser Umstand, und ein Blick in die ältere Geschichte unsrer Vorfahren, beantwortet die Frage zur Genüge. Die alten Deutschen hatten allerdings ihre Bardengesänge und Heldengedichte, so gut, als die Kaledonier; nur mit dem Unterschied, daß uns die neidische Zeit ihre Ueberlieferung versagt hat. Dieß läßt sich schon durch analogische Schlüsse darthun, wenn es auch nicht die alten Schriftsteller ausdrücklich versicherten.

Nicht selten, wann **Ossian** und die Natur meine ganze Seele füllten, hab' ich mich dem Gedanken überlassen, mit welchen Zügen die Barden der Germanier *) ihr Land und

*) Dieser Aufsatz würde lange vor dem Streit über die Existenz oder Nichtexistenz deutscher Barden geschrieben. Es ist zu beklagen, daß der scharfsinnige Verf. die Gründe eines Kretschmann für und die eines Anton gegen das Daseyn deutscher Barden nicht noch prüfen konnte. Auf jeden Fall wäre ein interessantes Resultat zu erwarten gewesen.

d. H.

die Thaten ihres Volks geschildert haben möchten? Ich fand immer, daß es mit Ossians Stärke, und vielleicht mit noch innigerem Gefühle, geschehen seyn werde, ohne daß sie gerad' seine Bilder gebraucht hätten. Wenn mich der Kelte am Strande des Meeres über felsige Gebirge führt, wo die Geister der geschiedenen Helden im dämmernden Lichte des Mondes einsam um ihre Grabhügel wallen, "umsaust vom Sturme, der die dunklen Wolken vom Meer heraufjagt, und in nächtlichen Feuern — furchtbar, wie das Schwert Fingals — über der Heide leuchtet," und dann mich die Natur mit ihren Allmachtsschauern ergreift: so wird mir's anschaulich, wie der deutsche Barde gefühlt und gesungen haben möchte. Sein Land war nicht Kaledonien, und von Seekriegen wußte er nichts. Dagegen war er an große Szenen gewöhnt, — er kämpfte mit Feinden und mit Thieren, die Ossian nicht kannte. —

Um nicht meinen Zweck aus den Augen zu verlieren, kann ich mich über diesen Gegenstand hier nicht weiter verbreiten. Genug, die Germanier hatten Volkssagen, so wie ihre Krieges- und Heldengesänge. Jedermann weiß, daß diese bey den alten Völkern immer Grund-

lage ihres Gottesdienstes waren; und so auch bey den alten Deutschen. Der Aberglaube ihrer spätern Nachkommen gründete sich diesemnach auf die stärksten Motive — vaterländische Geschichte und Volksreligion. Es kommt nun darauf an, welche besondere Schattirungen derselbe bey den Deutschen genommen hat.

Der Deutsche ist mißtrauisch gegen sich selbst. Da er von der Stärke seiner eigenen Vernunft bescheiden denkt, so legt er alle dem, was durch Alterthum und das Ansehen solcher Männer, die er für klüger als sich hält, gestempelt ist, einen großen Werth bey. Die Erziehung der niedern Stände muß im Allgemeinen diese Gesinnung bestärken. Die Andächteley des großen Haufens, und eine gewisse Rockenphilosophie, womit er seine Lieblingsmeinungen aufstutzt, gibt ihr ein neues Gewicht. Bey etwas gebildetern Ständen kommt die Empfindsamkeit hinzu, und diese darf nur durch eine fehlgeschlagene Hoffnung, oder jeden andern ganz natürlichen Zufall erschüttert werden, so artet sie in ominöse Schreckbilder aus, welche die Summe des menschlichen Elends vermehren, ohne ihren Grund in irgend einer wahren Widerwärtigkeit zu haben.

Was ich hier als einen Grundzug des deutschen Volksaberglaubens angeführt habe, findet freylich auch bey den übrigen Nationen Statt; nur daß es bey ihnen durch Sitten und Charakter anders modifizirt wird, und daher auch andere Wirkungen hervorbringt. Der Engländer z. B., der doch in Ansehung des Charakters die meiste Aehnlichkeit mit dem Deutschen hat, ertränkt einen guten Theil des angeerbten Aberglaubens in seinem Freyheitssinn; er hält die überlieferten Volkssagen für das, was sie sind — für Meinungen oder sinnliche Eindrücke, die einmahl andere Menschen gehabt haben möchten, und die es ihm zu glauben oder nicht zu glauben freystehe. Er ist also im Ganzen weniger abergläubisch, als der Deutsche, aber dafür auch desto hartnäckiger in einer einmahl angenommenen Meinung, sie sey so ungereimt, als sie wolle. Der Aberglaube des Engländers, so wie sein Charakter, zeichnet sich durch die auffallendsten Seiten aus, ohne daß er sie zu verbergen sucht, oder sich auch nur die Mühe nimmt, Gründe zu ihrer Beschönigung anzuführen. Er glaubt was ihm wahr scheint, und dabey läßt er es bewenden. Der deutsche Volksaberglaube hingegen verbirgt

sich mehrentheils hinter irgend ein Bollwerk, welches fast immer falschverstandene Religion, altes Herkommen, und vermeinte Klugheit des Lebens ist.

Man erlaube mir, diese Vergleichung, die überhaupt etwas Angenehmes hat, und über den Aberglauben des Deutschen Licht verbreitet, auch auf unsere südlichen Nachbarn auszudehnen. — Der Spanier hat drey Hauptfehler, die seinen wirklich erhabenen und achtungswürdigen Charakter verdunkeln; sie sind Stolz, Geitz und Aberglaube. Wegen der beyden ersten Eigenschaften wird er gehasset, die letztere nimmt bey ihm eine Wendung, wodurch sie wechselsweise Furcht, Mitleiden und Abscheu erzeuget. Er ist abergläubisch im höchsten Grade, aber auf eine Art, wie nur er abergläubisch seyn kann. Da alle seine Gedanken und Handlungen durch Stolz und Geitz bestimmt werden, so ist er finster und ungesellig; er meidet die Lebendigen, und sucht den Umgang der Todten. Dieß, und sein cholerisches Temperament macht ihn reitzbar gegen die Eindrücke — selbst der ausschweifendsten Phantasie — und also auch gegen die Sagen der Vorzeit. So wie sein Klima mit jenem des Orients viel Aehnlichkeit hat,

und sein Blut mit dem Blute der Afrikaner vermischt ist: so nimmt auch sein Charakter vieles von den Fehlern jener heißen Himmelsstriche an; — er ist geneigt, jede seiner Vorstellungen zu versinnlichen, wodurch er oft auf eine lächerliche Art schwülstig wird. In seiner verbrannten Einbildung entstehen nur giganteske Bilder; das Abenteuerlichste ist ihm das Liebste. Daher seine Cavalleria, seine romanhafte Liebe, seine Melusinen, Riesen, und Zauberschlösser, worin er allen übrigen Nationen Europens Muster war. Sein Aberglaube ist eben so gefärbt; er ist, wie seine Inquisition, verzehrendes Feuer, und weil er ihn, wie der Deutsche, meist aus einer schönen Quelle herleitet, unheilbar. Bey dem Italiener hingegen, welche gar andere Schattirung seiner Vorstellungen und Denkkräfte! Feuer und Reitzbarkeit sind so sehr in sein ganzes Wesen verwebt, daß sie selbst in seiner Sprache und in jeder seiner Bewegungen sichtbar sind. Dieses Feuer aber ist, wie das feine elementarische Feuer, nicht aufbrausend, sondern still und anhaltend. Die Natur wählte dieß glückliche Land, um, bey einer vollendetern Bildung des Menschengeschlechts, auch reifere Seelenfrüchte hervor zu bringen. Das

Hochgefühl des Italieners ist weltkündig: seine Einbildungskraft ist immer rege, in seiner Seele spiegelt sich die ganze Schöpfung, und er ist im eigentlichsten Verstande Dichter. Man sollte denkeen, daß er bey diesen Anlagen, und besonders bey einem so hohen Grade von natürlicher Reitzbarkeit sehr abergläubisch seyn müsse; und doch ist er es nicht. Seine glückliche Organisation, und der schöne Himmel, unter dem er lebt, setzen ihn über manche, sonst unvermeidliche Vorurtheile hinaus. Das neuere Religions- und Staats-System von Italien kann dem Charakter der Nation eine eigene Nüance gegeben haben: aber sie ist nur scheinbar, und meist das Gewebe der feinsten Politik. Bloß bey der niedern Volksklasse artet die Raffinerie des Italieners in Tücke und Treulosigkeit aus, und mit diesen traurigen Gefährten tritt auch der Aberglaube dieses Landes auf — da, wo er sich zeigen darf. —

Von dem Aberglauben des Franzosen läßt sich wenig Bestimmtes sagen, weil er, so wie die Tugenden und Laster dieser Nation, fast bloße Mode ist. Die Zeiten der Bluthochzeit zu Paris und die Dragonerbekehrungen Ludwigs XIV. sind vorbey; der neuere französische

Aberglaube ist viel galanter, und seine dermahlige Puppe, der thierische Magnetismus *) — die aber vermuthlich kein besseres Schicksal haben wird, als der Wundermann Cagliostro. —

Diese kurze Schilderung soll dazu dienen, das Wesen des deutschen Volksaberglaubens näher zu bestimmen. Der Deutsche hat bey seinem Aberglauben weder das Einseitige, Ueberspannte und Schreckliche des Spaniers, noch das Hochfliegende und Mahlerisch-Dichterische des Italieners. Dagegen nährt er sich mit Empfindsamkeit, und pocht auf die Zuverlässigkeit seiner Ueberzeugung. Er ist ein Mann und ein Deutscher; wer will ihn wiederlegen?

Wenn übrigens der deutsche Aberglaube in seinen Wirkungen selten so verheerend ist, als bey jenen Nationen, so ist sein Einfluß auf das Glück der Menschheit und des gesellschaftlichen Lebens darum nicht weniger nachtheilig. Immer aber wird man finden, daß Anhänglichkeit an die Sagen der Vorzeit eine seiner Hauptquellen sey.

*) Der Verf. schrieb diesen Aufsatz im Jahre 1786. Welche ganz andere Dinge haben seit jenger Zeit den Geist der Franzosen beschäftigt! — — d. H.

Der deutsche Volksaberglaube wandelt ferner einsamen Pfades; er sucht nicht zu glänzen, und zeichnet sich durch eine Nüance aus, die man bey der niedern Volksklasse mit dem Nahmen von häuslicher Klugheit belegt. Die Ideen und Gesinnungen des Deutschen sind minder hochfliegend, als bey den südlichern Nationen, — und so ist auch sein Aberglaube meist auf das häusliche Leben, oder höchstens auf gesellschaftliche Verbindungen, eingeschränkt. Die großen Leidenschaften und ihre Befriedigung liegen außer dem Gesichtskreise des gemeinen Mannes in unserm Vaterlande, und daher sind auch seine Wünsche und seine Bestrebungen auf den Fleck eingeengt, wo er zu ärnten und sein Glück zu finden hofft. Nur das, was ihn unmittelbar dahin führt, oder davon abhält, ist ihm interessant. Er wird also keine höheren Mächte zu Erreichung solcher Endzwecke bemühen, die er nicht kennet, — keine bezauberte Prinzessinnen befreyen wollen, zu Gottes Preis keine Ketzer verbrenen, oder, um den Stein der Weisen zu finden, den Fürst der Hölle citiren; sondern sein Wahn hat meist Beziehung auf die kleinen Familien-Verhältnisse, in denen er lebt. Daher sein Glaube an Hexer und

Unholde, Wahrsager, Segensprecher, Nestelknüpfer, Veruntreuer, Nachtschädiger, Augenverblender, — und wie die unseligen Geschöpfe einer verschobenen Einbildung weiter heißen.

Man halte mir ja nicht die Hexenprozesse vor, wenn ich behaupte, daß der deutsche Volksaberglaube nur selten in glänzende Ungeheuer ausarte! Jene furchtbare Verfolgung war nicht die einzige Hyder, die über die Alpen zu uns herüber kam, und ihr Gift über den größten Theil von Europa aushauchte; sie hatte ihren Grund — nicht in dem Charakter irgend einer Nation, — am wenigsten der deutschen Nation — sondern in dem engverschlungenen und in der That einzigen Gewebe von Mönchspolitik, Despotismus und Unwissenheit. Als Thomasius der Vernunft die Fackel anzündete, wie geschwind kam der größte Theil der Nation von seinem traurigen Wahn zurück! Andere Zweige des Aberglaubens, welche tiefer in ihrem Charakter wurzeln, haben sich länger erhalten, und sind bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgerottet. Wenn wir also gleich in Ansehung der Hexenprozesse eben so schauderhafte Beyspiele aufzuweisen haben, als unsere Nachbarn, so

bleibt uns doch die Ehre übrig, daß wir nicht die ersten waren, welche die gesunde Vernunft und die heilige Göttinn der Gerechtigkeit aus unsern Gränzen verbannten.

Aber es gibt noch andere Einwendungen. "Wie?" möchte man fragen, "bey der deutschen Nation kein Aufstreben des Aberglaubens zu Erreichung großer ungewöhnlicher Zwecke, und mitten unter ihr ein Doktor Faust, der auf seinem Mantel eben so leicht durch die Luft flog, als die Herren Blanchard und — von Lüdgendorf? — oder in neuern Zeiten ein Schröpfer, dem die Sterne am Himmel gehorchten? Scheint dieß nicht ein Widerspruch?" Ich denke, wir haben es hier mit dem Wesen, nicht mit dem Scheine zu thun! Sosehr alle Wunder und Erzählungen von diesem Doktor Faust national sind, so sieht man ihnen doch die Verschönerungen einer luxuri:enden Einbildung zu deutlich an, als daß man die Geschichte seines Lebens durchaus für Volkston der damahligen Zeit halten könnte. Sobald aber ein Wahn sich auf irgend eine vorsätzliche Fiktion stützt, so hört er auf, Aberglaube zu seyn, ob er gleich Aberglauben veranlassen kann. Die Gaukeleyen eines Schröpfer's aber sind

niemahls Nationalangelegenheit gewesen; sie waren nicht aus dem deutschen Volksaberglauben geschöpft: dieser steht noch, und jene sind vergessen.

Ich habe oben selbst gesagt, daß der Ursprung des deutschen Volksaberglaubens sich in den uralten Gebräuchen der Germanier verliere; und diese hatten ihre Wahrsager, ihre Mysterien, ohne deren vorhergängige Befragung und Anwendung sie nichts Wichtiges unternahmen. Dieß läßt sich also mit der Schattirung nicht wohl vereinigen, die der neuere deutsche Volksaberglaube angenommen hat. Allein wenn wir diesen Zug unsrer Vorfahren rein-historisch betrachten, so läßt sich daher auf ihre spätern Urenkel nichts folgern. Jene feyerlichen Vorbereitungen zu jeder großen Unternehmung waren Volksreligion eines noch ungebildeten Staats, die mit dem eigentlichen Aberglauben nicht vermischt werden muß. Dieser findet nur da Statt, wo helle Begriffe von der Gottheit sind —, weil er, als ihr Gegentheil, ohne jene nicht gedacht werden kann. Uebrigens mußte eben derselbe Wahn bey einem freyen nomadischen Volke freylich ganz andere Wirkungen hervorbringen, als bey unserer gegenwärtigen Verfassung. —

Allerdings scheint es also zum Wesen des deutschen Volksaberglaubens zu gehören, daß er mehrentheils im Kreise des häuslichen Lebens bleibt, und nur selten einer wüthenden Leidenschaft seinen Mantel leihet. Selbst das neueste und auffallendste Beyspiel seines traurigen Einflusses — der in Hamburg verübte Judenmord — widerspricht dieser Behauptung nicht. Auf einer Seite rohe Unwissenheit und gespannte Erwartungen der niedrigsten und zur Verzweiflung getriebenen Habsucht, auf der andern: beyspiellose Kühnheit welscher Arglist — was vermögen diese mit vereinten Kräften nicht auszurichten! — —

Die angegebenen Merkmahle des deutschen Volksaberglaubens finden sich nicht nur in allen individuellen Aeußerungen desselben, darüber man zahllose Erfahrungen sammeln kann; sondern sie gehören auch unter die sprechendsten Züge in den Volksmährchen und Gespenstergeschichten der Deutschen. Immer wird man finden, daß darin Hebung verborgener Schätze, geheimer Liebesverständnisse, Heilung hartnäckiger Krankheiten, Enträthselung versteckter Dinge — also in jeder Gestalt unbefriedigtes Bedürfniß be-

schränkter Gesinnungen — zum Grunde liegen; und daß Alles sich auf Tradition und Volkssagen gründet. Um dieß anschaulich zu machen, will ich bey einem dieser Lieblingsmährchen, womit die düstere Einbildung sich noch hier und da die Winterabende verkürzt, etwas stehen bleiben. Voraus muß ich hierbey erinnern, daß alle, auch die ungereimtesten, Legenden gemeiniglich in ihrem ersten Ursprung etwas Wahres haben; und das möchte auch hier der Fall seyn.

Wer sich noch an die Jahre seiner Kindheit erinnert, kennt ja wohl die Frau von Gehofen und ihr Nonnengespenst? Daß bey dieser schauerlich-frommen Legende Geschichte zum Grunde liege, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; lag sie doch bey Gellert's Mißgeburt auch zum Grunde! Ich übergehe die verschiedenen Abänderungen und theils lächerlichen Zusätze, womit die sogenannte Versuchung der Frau von Gehofen in den Spinnstuben erzählt wird, und halte mich an eine vor mir liegende sehr authentische Erzählung des Pfarrers Leonhard Thalemann zu Gehofen, die noch mit einem Berichte des Gräflich-Mannsfeldischen Konsistoriums zu Eisleben

und einem Gutachten der theologischen Fakultät zu Jena belegt ist. Nach einem simplen Auszug aus dieser Erzählung ist der ganze Verlauf der Sache etwa folgender:

Im Jahr 1683. lebte zu Gehofen, einem in der Grafschaft Mannsfeld in Kursachsen gelegenen Orte, eine adelige Dame, Frau Philippine Agnese von Eberstein, gebohrne Werterin aus dem Hause Brücken, welche als eine sehr gottesfürchtige, und — welches wir auch merken wollen — durch Komplexion oder Schicksal bängliche und trübsinnige, der Nervenschwäche und daher entstehenden Ohnmachten sehr unterworfene Person beschrieben wird. Einstmahls wurde diese Dame in ihrer Kammer mit einer Art von krampfhaften Konvulsionen befallen, wobey sie einen Geist zu sehen glaubte, und auch beschrieb. Die Erzählung meldet nichts Eigentliches von den vorhergegangenen Umständen und ihrem physischen oder moralischen Einflusse auf die Dame, welches sonst über die ganze Sache Licht verbreiten würde. Auf dreymahliges Rufen stürmten die Ihrigen zur Kammer. Sie berichtete bebend den Vorfall, mit dem Zusatze, daß sie von dem Gespenste mißhandelt worden sey. Man

fand auf ihrem linken Arm verschiedene mit Blut unterlaufene Flecken, welche, ihrer Versicherung nach, von dem Kneipen des Geistes herrührten, und sehr schmerzten. Man brachte sie in ein Bett; aber der Geist, den jedoch Niemand sah, reckte ihr den linken Arm mit wiederhohltem Kneipen. Als man sie in ein anderes Bett legte, wurde der linke Arm auf gleiche Art mißhandelt. Man setzte also die Leidende auf einen Stuhl, und ließ sie durch starke Leute festhalten; dessen ungeachtet dehnte und reckte ihr das Gespenst beyde Arme, und flüsterte ihr in die Ohren: "es wäre bald sechs Uhr, sie sollte mitgehen, und einen Schatz heben." Diese Worte hörte die Frau von Eberstein mehrmahls, ohne daß sie etwas dabey gesehen hätte.

Als die leiblichen Mittel, so gut man sie zu jener Zeit kannte, nichts helfen wollten, nahm man seine Zuflucht zu den geistlichen, und hohlte den Pfarrer des Orts, Hrn. Leonhard Thalemann. Dieser wußte von dem Vorfalle noch nichts, wurde aber im Vorgemache durch einige Herren — und, wie er sich ausdrückt, — nicht ohne Schrecken, dessen verständigt. Er begab sich darauf zur Frau von Eberstein, und

suchte sie in ihrer großen Bestürzung aufzurichten, mit dieser Anweisung: "daß sie bey Leibe nicht dem Ansinnen des Geistes folgen, und mitzugehen einwilligen möchte, weil es gewiß nichts Gutes, sondern ein Werk des Teufels sey, u. s. w."

Als es Abends sechse schlug, sagte die obige Stimme der edlen Frau in die Ohren: "weil du jetzt nicht bist mitgegangen, werd' ich dich die ganze Nacht quälen, daß du morgen um 6 Uhr mitgehest; denn du sollst und mußt den Schatz heben!" Dieses Flüstern wurde nicht nur bis nach Tische oft wiederholt, sondern der Geist zeigte sich auch der Dame in sichtbarer Gestalt, als eine weißgekleidete Nonne, mit einem rothen Kreuz auf dem Haupte, Mund und Kinn mit einem sogenannten Vorstrecktuch bedeckt, und sein Paternoster in der Hand.

Die ganze Nacht hindurch hatte die edle Frau nicht eine Stunde lang Ruhe, sondern sie wurde fast am ganzen Leibe unaufhörlich gekneipt und gezerrt. Als ihr Ehegemahl, voll Ungeduld, gegen das vermeintliche Gespenst in die Worte ausbrach: "Wenn du ein Teufel bist, was hast du in meinen Hause zu thun? warum quälst du meine Frau dergestalt? geh, packe

dich fort!" u. s. w. anwortete der Geist, jedoch so, daß es niemand, als die gnädige Frau hörte: "er sey kein Teufel, sondern der Geist einer von Trebelein, hätte einen Schatz in ihrem Hofe an einem sicheren Orte beygesetzt, welchen die Frau von Eberstein, und sonst niemand, heben sollte, weil sie ihre ehemahlige Stube, ihr gleichsam zu Ehren, hätte repariren lassen, und künftig darin wohnen wollte." Auf weiteres Zudringen des Herrn von Eberstein: "wenn sie diejenige wäre, die sie zu seyn vorgebe, so solle sie zwischen ihn und seinen Vetter treten, und ihm Rede und Anwort geben," versetzte der Geist: 'er habe mit ihnen nichts zu schaffen," antwortete auch nicht weiter auf Alles, was die übrigen vorbrachten, sondern blieb dabey: "wenn die sechste Stunde käme, sollte die gnädige Frau mitgehen; sie könne ihren Pfarrer (den das Gespenst mit Nahmen nannte,) auch wen sie sonst aus ihrem Hause wollte, mitnehmen." "Dabey möchte sie nur bethen und singen, besonders das Lied: "freu dich sehr, o meine Seele!" Es sollte ihr kein Leid widerfahren, würde auch außer ihr niemand etwas sehen. Es läge zwar ein schwarzer Hund dabey; wenn sie aber sehr furchtsam wäre, wolle es

denselben mitnehmen, zum Thor hinaus gehen, und nicht wieder kommen. Sie sollte alsdann nur ihre Schürze oder sonst etwas darauf legen, oder auch nur mit einer Stange darauf werfen; da sie denn hernach den Schatz von ihren Knechten, besonders dem Hirten, (den der Geist auch mit Nahmen nannte), welche fein stark wären, herein tragen lassen könnte. Es würde zwar anfangs nicht wie Geld aussehen, sie solle es aber nur im Kasten verwahren, bis vier Wochen um wären, da sie denn befinden würde, daß sie und die ihrigen genug hätten. Es würde eine silberne Kanne dabey seyn, darin drey Paternoster lägen, diese sollte sie an eine katholische Kirche verehren; ferner drey schöne goldne Ringe, welche die alte von Trebelein, so auf einem Grabmahl ihrer Kirche in Stein gehauen stünde, an den Fingern hätte, diese möchte sie bey ihrem Hause erhalten, und nicht von sich lassen. Ihr selbst (dem Geiste) deren Grab in dem Begräbniß wäre, wo jetzt der Frau Amtmanninn größter Kasten stünde, sollte sie einen Grabstein, mit folgender Inschrift, verfertigen lassen:

Habe Dank für diese Gaben,
Gott der wird dich ewig laben!

Endlich sollte sie die Kirche decken, und alles Baufällige ausbessern lassen."

Mit diesen und vielen andern Reden setzte der Geist der gnädigen Frau sehr zu. Auch hörte dieselbe die Nacht hindurch drey Mahl stark rufen: "Hans, geh mit!" Sie blieb dessen ungeachtet standhaft, und sagte dem Gespenst: "es solle sie mit Frieden lassen, man verlange das Geld nicht." Der Geist weinte, und wischte sich die Thränen mit dem Tüchlein, das er vor dem Kinne trug, wich aber endlich, da die Stunde vorüber war. Die Frau von Eberstein lag so abgemattet, daß sie kein Glied regen konnte. Sie ließ ihren Seelsorger, den Pfarrer Thalemann, von neuen rufen, welcher, wie er sich ausdrückt, nach Erheischung seines Amts, weitläuftig mit der gnädigen Frau über diesen Vorfall diskurirte, auch ihr Tags darauf, "zu mehrerem Unterricht und beständigem Trost, ein einfältiges Scriptum informatorium et consolatorium, mit einem herzlichen Morgengruße," wohlweislich übersandte, welches die edle Frau mit Dank und Freude annahm.

Den Tag über mußte ein wachsames Auge auf die Leidende gehalten werden, wiewohl dennoch das Kneipen und die Blutmahle nicht

gänzlich vermieden werden konnten. Man sprach viel von dem Geiste und dessen angeblicher Figur. Der Herr von Eberstein erinnerte sich, daß in seiner Kirche ein altes Gemählde hange, welches drey Nonnen vorstelle. Man hohlte dasselbe augenblicklich, verdeckte die Rahmen, und zeigte es sodann der edlen Frau. "Diese ist's!" rief dieselbe sogleich aus, und deutete auf eine der drey Nonnen, deren Gestalt genau mit der obigen Beschreibung des Gespenstes übereintraf. Gar merkwürdig setzt die Erzählung hinzu: "daß die Leidende in der folgenden Nacht sehr unruhig gewesen sey, und das Gespenst unter heftigen Peinigungen immer vor Augen gehabt habe, welches ihr unaufhörlich zurief: "du sollst und mußt den Schatz heben!""

Es würde zu ermüdend seyn, den Leitfaden der Erzählung von einem Tage zum andern zu verfolgen, da ohnehin viele Wiederhohlungen vorkommen. Ich will also bloß das Merkwürdigste auszeichnen.

Einstmahls wollte die edle Frau mit einem Herrn, der sie führte, zur Kirche gehen. Beym Austritt aus dem Hause stand das Gespenst vor der Brücke, winkte und deutete nach einem

Orte, wo der Schatz läge. Die Frau von Eberstein wandte das Gesicht, und hielt den Muff vor, worauf sie augenblicklich mißhandelt und am Rock gezerrt wurde. Als sie beym Rückweg unwissend dem Orte näher kam, sah sie denselben plötzlich offen, und einen großen Stein sich in die Höhe heben. Sie lenkte aus. Der Geist bath flehentlich, sie möchte etwas darauf werfen, und hielt sie bey den Kleidern. Auf beständiges Nein aber wurden die Mißhandlungen ihrer Person fortgesetzt. Immer lag ihr der Geist an, sie sollte mitgehen, oder nur versprechen, daß sie mitgehen wollte, so würde sie Ruhe haben. Die ordentliche Angst- und Peinigungsstunde war Abends gegen sechs Uhr.

Mehr als ein Mahl gab das Gespenst zur Ursache seiner Peinigungen an: daß man das obige Gemählde nicht wieder an seinen gehörigen Ort gesetzt, und vielfältig insultirt habe. Bisweilen that es sehr fromm, und gab der Leidenden Lieder an, die sie singen und bethen sollte. Ein ander Mahl, wenn die heftigsten Paroxysmen vorüber waren, sagte es: "ich muß dir ein wenig Ruhe lassen;" ging dann ans Fenster, um etwas zu verschnaufen — war aber leider augenblicklich wieder da, und trieb sein Wesen. Dem

Hrn. Pastor Thalemann hat es, ungeachtet seiner öftern Provokation und Beschwörungen, durchaus nicht antworten wollen; — vermuthlich, weil dessen Nervensystem weniger zerrüttet war, als man aus der vorliegenden Erzählung schließen sollte.

Als das Kneipen, Drehen und Renken der Glieder unter heftigen Konvulsionen viele Wochen lang gewährt hatte, fing der Geist an, der Frau von Eberstein mit ihren eigenen Händen — Maulschellen zu geben. In der Folge beschenkte er auch die Umstehenden mit diesen Gaben. Einstmahls kniete das Gespenst, während dem Morgengebeth, auf dem Bette der Leidenden nieder. "Da kniet es!" rief diese, und ihr Mädchen rief auch: "da kniet es!" Hieraus schloß man sogleich, das Mädchen habe den Geist gesehen — der einzige Fall im ganzen Vorgang! Die Paroxysmen, (oder, wie der Erzähler sagt, die Pulse) waren, wie schon erwähnt worden ist, periodisch, und mit unbeschreiblicher Herzensangst verknüpft.

Gegen das Ende der Prüfungstage war gar nicht mehr die Rede vom Schatzheben, sondern der Geist setzte der Frau von Eberstein beständig zu, daß sie die Religion verändern und

katholisch werden sollte. Auch dieser Zug trägt das Gepräge der damahligen Zeit, wo das Andenken an die Religionskriege noch frisch, und der wechselseitige Haß in voller Kraft war. Das Unwesen ging übrigens in einem fort, bis dasselbe allmählich etwas erträglicher wurde; nur daß die Symptome von Zeit zu Zeit mit ihrer ganzen Särke wieder eintraten. Es fehlte nicht an Rathgebern, die zu diesem oder jenem Mittel riethen, womit man Geister bannen könne: allein die edle Frau wies es ab. Endlich bald nach dem Osterfeste 1684. sagte das Gespenst einmahl frühe Morgens zu der Frau von Eberstein: "daß, da sie bisher zu nichts zu bewegen gewesen sey, es sie verlassen wolle." Von dieser Zeit an blieb die Erscheinung aus. Ob nicht die Leidende bisweilen Rückfälle von Ohnmachten, Zuckungen und dergl. gehabt habe, davon sagt die Erzählung nichts. Alles dauerte vom Monath Oktober 1683. bis in den May des folgenden Jahres. —

Das dieser Erzählung angehängte Informat oder Gutachten der theologischen Fakultät zu Jena ist zwar nicht durch seine Gründlichkeit, wohl aber als Bruchstück von der damahligen Beschaffenheit der Gottesgelahrtheit merkwürdig.

Die Väter nehmen darin die Sache selbst als ungezweifelt richtig an, und finden "den Casum fast bedenklich und mißlich." Den Geist, der in diesen Werk sein Spiel habe, erklären sie für einen bösen, feindseligen Geist, der, ob er wohl in weißer Gestalt sich verbergen wollen, doch seine Klauen durch die zugefügten Stigmata und Verletzungen genugsam an den Tag gegeben habe. Man müsse billig zweifeln ob von diesem Geiste wahrhaftig ein Schatz und zeitliches Gut, oder eine schnöde Blendung zu erwarten sey; und wenn es auch wegen des versprochenen Schatzes zutreffen sollte, so müsse man doch allewege in Furcht stehen, als suche dieser Betrüger einen größern Schaden, und dieser oder andrer Personen Seelenverderb darunter. Jener weise Mann zu Troja habe schon gesagt: Metus daemones vel dona ferentes, und man habe Beyspiele, daß der böse Geist solche Personen, denen er Geld gebracht oder nur angebothen, hernach beredet habe, als ob sie sein wären und ihm dienen müßten. Der übrige Theil dieses Informats enthält Vorschriften, wie mit der angefochtenen Person umzugehen sey; und diese Vorschriften sind — die einzige Voraussetzung einer wirklichen Ver-

suchung vom Satan ausgenommen — in der That erbaulich und zweckmäßig. Auch blicken hier und da Strahlen der Vernunft durch. So werden z. B. zur Stärkung der Leibeskräfte auch leibliche Arzeneymittel angerathen, und daß man die angefochtene Person nicht allein lassen möge, "weil die Einsamkeit nicht nur an sich die Betrübniß vermehre, sondern auch solche zur Melancholie gebrachte Personen sich in derselben leichtlich ein Leid zufügten." —

Dieß ist der Verlauf einer Geschichte, die damahls in ganz Deutschland Aufsehen machte, und mehr als ein Dezennium hindurch in allen Familienzirkeln widertönte. Ich selbst habe sie in meiner Kindheit, wiewohl mit andern und zum Theil sehr sonderbaren Umständen und Zusätzen erzählen hören. Sie trägt übrigens so ganz das Gepräge des deutschen Aberglaubens, daß ich sie um deßwillen hauptsächlich als Probe seiner Schattirungen angeführt habe.

Erstaunen muß man über die Schwäche des menschlichen Geistes, der aus vorgefaßten Meinungen und aus Liebe zum Wunderbaren, mit freywilliger Verblendung den Fürst der Hölle und seinen Abgesandten in der Gestalt einer Nonne sah, wo die unbefangene Vernunft nichts,

als die zur Zerstörung oder zum neuen Leben wirkende Natur würde gesehen haben. Es ist nicht schwer, Exempel des sich selbst betrügenden Wahnes aufzufinden: aber nur wenige werden seyn, wo alle zusammen treffende Umstände sich so ganz natürlich erklären lassen, als bey dem gegenwärtigen. Wem muß nicht die offenbare Krisis kataleptischer und krampfhafter Zuckungen auffallen? Wem nicht der Umstand, daß der ganze Vorgang sich in den düsteren Herbst- und Wintermonathen ereignete, wo Aberglaube und Schwärmerey im Dunkeln schleichen, weil sich die Seele wie der Himmel trübt, und bey dem Lächeln des Frühlings wieder verschwand? Und daß ich ja nicht die Hauptsache, das Nonnengespenst, vergesse — wer sieht nicht überall die Spuren einer verschobenen Einbildung? Die so standhaft behauptete, und mit so sichtbaren Symptomen begleitete, Erscheinung eines Geistes in Nonnengestalt könnte einigen Zweifel erregen, wenn nicht der Erzähler selbst Winke gäbe, der Sache auf den Grund zu kommen. Das Gemählde der drey Nonnen erklärt das ganze Räthsel; und jeder unbefangene Leser wird es sehr begreiflich finden, daß, wie die Legende sagt, auf den Anblick desselben, sich

bey der leidenden Frau von Eberstein die Symptome verdoppelt hätten, und die folgende Nacht sehr unruhig gewesen sey? Ich habe gesagt, daß uns der Erzähler gerad' in die Geschichte des angeblichen Geistes hinein führt, ohne auf die vorhergegangenen Umstände und deren Einfluß auf den Gemüthszustand der Frau von Eberstein zu achten. Das ist schlimm! Aus Allem kann man indessen unschwer abnehmen, daß sie schon lange vorher an Nervenkrankheiten gelitten haben müsse. Eben so hat man Grund, zu vermuthen, daß ihre Einbildung vielleicht durch das Lesen oder Anhören alter Rittergeschichten — selbst ihrer Vorfahren — wo immer von vergrabenen Schätzen, Erscheinung nach dem Tode u. drgl. vorkommt, erhitzt worden sey, und daß endlich Zweifel wegen der Religion hinzu kamen, die in einem durch zusammentreffende Umstände tief einschneidenden Momente das Ganze zur Reife brachten. Vielleicht wurde die Unglückliche just von allen ihren schreckhaften Vorstellungen bestürmt, als ihr in der Kirche das Gemählde der drey Nonnen in die Augen fiel; vielleicht gewann das ihrer Einbildungskraft dadurch eingedrückte Fantom bald darauf, durch irgend eine schauerliche Erzählung, oder

selbst einen wahren Unglücksfall, neue Stärke; — und mehr bedarf's wahrlich nicht, um bey einer ohnehin reizbaren Konstitution alle die Erscheinungen hervorzubringen, die man gar erbaulich für Spukwerke des Teufels ausgab.

"Aber die Blutmahle vom Kneipen?" Auch die lassen sich sehr natürlich erklären! Einmahl ist es ein möglicher Fall, daß die Leute, welche bestellt waren, die Frau von Eberstein während ihrer Zuckungen zu halten, ihr Amt so handfest verrichteten, daß nothwendig rothe und blaue Flecken entstehen mußten, welche dann die Sage in mit Blut unterlaufene Kneipmahle vergrößerte; und daß man also auf Rechnung des Teufels schrieb, was sonst niemand gethan haben wollte. Sodann aber weiß jeder Naturkundige, welche Veränderungen eine gespannte Einbildungskraft auch auf der Oberfläche der Haut hervorzubringen vermag. Wirkt doch die Einbildung bey Schwangeren sogar auf ihre Leibesfrucht. Der bekannte Engländer Digby, sonst ein großer Verehrer der verborgenen Wissenschaften, führt ein Exempel von einer Dame an, die bloß durch die gereitzte Einbildung ein Kind mit einem schwarzen Fleck auf der Stirne zur Welt brachte.

Daß einmahl das Kammermädchen der Frau von Eberstein nachrief: "da ist das Gespenst!" beweist eben so kräftig, daß es den Geist gesehen habe, als eine närrische Behauptung dadurch zur Wahrheit wird, wenn eine allgefällige Zofe sie mit einem: "Ja, ihre Gnaden haben Recht!" begleitet. —

Ich würde mich bey dieser Legende nicht so lange aufgehalten haben, wenn sie mir nicht so geschickt schien, den deutschen Volksaberglauben von seinen auffallendsten Seiten zu zeigen, und wenn sie nicht — welches wir im Vorbeygehen auch merken wollen — so viel Aehnlichkeit mit dem neuern Popanz von thierischem Magnetismus und Desorganisation hätte. Ich muß mich in der That wundern, daß noch niemand auf diesen Umstand gemerkt hat. Der ganze Unterschied liegt nur in unsern mehr verfeinerten Begriffen und Redensarten. Die Frau von Gehofen, welche man im Jahr 1684. für eine vom Satan angefochtene Person ausgab, würde hundert Jahr später eine Somnambülaire heißen. Was dort der leibhafte Teufel that, das thut hier eine verborgene Kraft der Seele, wovon kein Mensch

einen Begriff hat — eine Kraft, die mit verbundenen Augen durch alle Wände guckt, und im Traume so viel Schönes weiß, was sie nicht mehr weiß, wenn sie wacht. Uebrigens hoffe ich die Zeit zu erleben, wo man von der Desorganisation nur noch in Spinnstuben reden wird, so wie man jetzt von den Gespenstermährchen der Frau von Eberstein nur noch in Spinnstuben redet *).

Aber traurig ist es, daß der Aberglaube nur seine Gestalt, wie sein Wesen ändert. Was er unter den Deutschen von jeher war, das ist er auch noch, trotz allen Bemühungen des besseren Theils der Nation, — ein im Finstern schleichendes Uebel, durch Sagen und Auktorität geschützt, und genährt von niedrigen Leidenschaften, Furcht und Habsucht. Da er die Strahlen der Vernunft scheuet, so ist es seine Art, sich hinter irgend eine Maske zu verbergen, und diese nach Zeit und Umständen zu verwechseln. Mit der Fackel der Inquisition

*) Das mit dem Magnetismus getriebene Unwesen ist nicht einmahl bis in die Spinnstuben gekommen.

d. H.

in der Hand, und im offenbaren Streite mit der Naturkunde, darf er sich nicht mehr zeigen: er ändert also die Farçe, scheint sich mit der Natur und ihren Kräften versöhnt zu haben, und borgt sogar ihr Gewand, um den Geist des Menschen desto sicherer zu umnebeln — dadurch, daß er ihn zu erleuchten verspricht.

Beym ersten Anblick leuchtet es freylich nicht ein, wie der thierische Magnetismus, nach den von mir angegebenen Merkmahlen des deutschen Volksaberglaubens mit diesem zusammen hange. Aber würde derselbe unter uns soviel Eingang gefunden haben, wenn er nicht auf das Ansehen Lavater's und einer Nation gestützt wäre, die in jeder neuen Thorheit für Europa den Ton angibt *)? und würde er sich bis hierhin erhalten haben, wenn er nicht unserm auf alle Sagen gegründeten Hange zum Wunderglauben im Zirkel häuslicher Bedürfnisse so angemessen wäre? In Wien wurde Mesmer's Magnetismus, so lange er nur bloß der seinige war, als eine Thorheit

*) Man vergesse nicht, daß der Verf. im Jahr 1786. schrieb! — d. H.

verlacht. Der Erfinder ging also nach Paris; die gefällige französische Nation zog seiner Puppe ein Modekleid an, in dem sie den Deutschen noch nie bemerkte Reitze zu haben schien. Wir nahmen unsre eigne Erfindung von Frankreichs Schöpferhänden mit Staunen und Bewunderung an, und eben diese gefällige Nation lacht jetzt unsrer Bereitwilligkeit, womit wir alles Fremde vergöttern, und unsrer seltsamen Gleichgültigkeit gegen Alles, was unter uns selbst vorgehet. "Deutschland" sagte noch kürzlich ein Pariser Journalist, "will durchaus das Echo von Frankreich seyn." Deutsche Männer, könnt ihr diesen Vorwurf leiden, ohne mit edlem Unwillen zu entbrennen, und eure Kräfte zu vereinigen, um die Nation endlich einmahl dahin zu bringen, daß sie aufhöre, ihn zu verdienen? —

Alle diese Winke und alle diese angegebenen Merkmahle möchten wohl deutlich genug seyn, den deutschen Volksaberglauben unter jeder angenommenen Gestalt zu erkennen: aber wie er zu schwächen, und, wenn er nicht ganz ausgerottet werden kann, wenigstens unschädlich zu machen sey, — dahin müssen alle Bemühungen,

ihn zu erkennen, abzwecken, wenn sie nicht zu jenen Untersuchungen gehören sollen, die sehr gelehrt oder sehr witzig sind, und — die man nicht brauchen kann.

Alles kommt hier auf eine verbesserte Erziehung an. Der Mensch, um dem entehrenden Aberglauben zu entsagen, muß frühzeitig auf die Würde seiner Natur aufmerksam gemacht, und sein Verstand muß gewöhnt werden, sich selbst von Allem, was er glaubt, Rechenschaft zu geben. Dieß findet bey allen Menschenklassen mehr oder weniger Statt. Ob wir gleich nicht alle zu einem merklichen Grade von erweiterten Einsichten bestimmt sind, so sind doch helle Begriffe und ihre große Folge — Glückseligkeit des Lebens und behauptete Würde unserer Natur — ein Ziel, das für alle Menschen aufgesteckt worden ist, und das jeder, nach Maßgabe seiner Kräfte, erreichen kann. Diese Aufhellung der Begriffe aber muß in dem Alter geschehen, wo die Seele noch weich und für Wahrheit und Irrthum gleich empfänglich ist. Der Menschenfreund wird diesemnach wenig von einer künftigen Generation hoffen dürfen. Ein tief eingewurzeltes Nationalübel läßt sich nicht

ausrotten: aber seine fernere Ausbreitung zu verhindern, ist das Geschäft aller Edlen; — und dieß können wir durch Aufsuchung seiner Quellen und durch Winke zu deren Verstopfung bewirken. Wenn man übrigens das Charakteristische des Aberglaubens überhaupt, und also auch des Deutschen insbesondere kennet, so wird der aufmerksame Volkslehrer auch bald die Heilmittel, und die Art, wie ihm zu begegnen sey, entdecken.

VIII.

Der Elisabeth-Brunnen bey Schröck unweit Marburg.

Ich hatte vorlängst einigen Freunden, welche den Elisabeth-Brunnen mehrmahls besucht hatten, und durch das ehrwürdig-Feyerliche, so wie durch die abwechselnden Naturscenen dieser Gegend gerührt waren, versprochen, eine Beschreibung davon aufzusetzen. Dieß Versprechen ist ohne mein Erwarten laut worden, und unter andern auch in einen Artikel des Journals von und für Deutschland eingeflossen *). Ich will also mein Wort nicht

*) Zweyt. Jahrg. IV. St. S. 328. Vergl. dritt. Jahrg. IX. St. S. 189 fg. K. W. Justi's Elisabeth die Heilige, Landgräfinn von Thüringen, u. s. w. (Zürich 1797.) S. 187. fg. Wieland's N. D. Merkur v. J. 1804. II. Bd. Seite 7 fg. C. W. Justi's hessische Denkwürdigkeiten. IV. Bd. I. Abtheil. S. 1 fg.

d. H.

zurücknehmen, da es an sich unschuldig ist, und mir das doppelte Vergnügen gewähret, meinen Freunden zu willfahren, und die angenehmen Stunden, die ich selbst in dieser Gegend hingebracht habe, in der Erinnerung noch einmahl zu genießen.

Wenn es billig und von anerkanntem Nutzen ist, den eigentlichen Kunstwerken des Mittelalters den Blick der Untersuchung zu weihen: so haben der Menschenbeobachter und der Alterthumsforscher nicht weniger Anlaß, jene feyerlichen Monumente, wodurch die Denkart oder der fromme Enthusiasmus unserer Vorfahren sich so merklich auszeichnet, mit mehr Aufmerksamkeit zu betrachten, als gemeiniglich zu geschehen pflegt. Dieß Geschäft ist von der angenehmen Art: wenigstens muß der Mensch im hohen Grade pflegmatisch seyn, den nicht bey Betrachtung so mancher ehrwürdigen Denkmahle der Vorzeit ein heiliger Schauer anwandelt, der ihn dem Dichter um eine Stufe näher bringt. Die Einbildungskraft wirkt fast nie so lebhaft in entfernte Zeiten zurück, als beym Anschauen dieser feyerlichen Ueberreste verschwundener, oft auch beginnender Größe, oder jener Naturerscheinungen, die seit Jahrhunderten bestehen, und

uns beständig an Begebenheiten erinnern, die sich in ihrer Nähe zugetragen haben. Dieß ist bey mir und vermuthlich auch bey andern, die diesen Brunnen besuchten, nicht selten der Fall gewesen. Der durch die Landgräfinn Elisabeth berühmt gewordene Brunnen liegt eine Stunde Wegs von Marburg, jenseits einem waldigen Gebirge, unweit dem Dorfe Schröck. Wenn man diese Gegend in allen ihren Abwechselungen recht genießen will, so muß man den Weg dahin von Marburg aus nehmen; denn hier scheint die Natur sich das Vergnügen gemacht zu haben, den Wanderer durch alle ihre Scenen zu führen, ehe er an diesen Mittelpunkt der stillen, ländlichen Schönheit gelangt, wo die Seele, wie nach einer überstandenen mühsamen Arbeit, ihre heitere Existenz fühlt.

Etwa fünfhundert Schritte südostwärts von Marburg erhebt sich ein felsiges Gebirge, welches man mit vieler Beschwerlichkeit ersteigen muß. Der sich hinauf krümmende Hohlweg wird oft von drohenden Klippen und Gebüschen überschattet. Weil er sandig ist, pflegen ihn die Fußgänger mehr hinauf zu verlassen, und durch meist ungebahnte Nebenwege den Berg hinan zu klimmen. Hier erblickt man vor sich

hin nichts als nakten Fels, mit Moos und Heidekraut kümmerlich überzogen, und sparsam mit Bäumen bewachsen, die nicht selten halb verdorret sind. Das Schauderhafte dieser Gegend wird noch dadurch vermehrt, daß man den Halsgerichtsplatz vorbey gehen muß, wo die Natur über diese sichtbaren Zeichen der menschlichen Bosheit zu trauern scheinet. Man kann den Augen keine andere Erhohlung verschaffen, als wenn man sich umwendet, wo denn die am Berg hinangebaute Stadt Marburg mit ihren vielen Gärten sich im schönsten Prospekte zeigt. Nach überstandener Mühe gelangt man an den Meierhof eines einsam hier ansässigen Landmanns, der mit seiner Familie das umherliegende Feld bauet. Müde pflegen hier auszuruhen. Von nun an wird der Boden besser, der Weg führt nach und nach in einen reitzenden Wald, wo der menschliche Fleiß die Natur verschönt hat; denn die jungen Bäume sind so angepflanzt, daß man nach allen Seiten mit angenehmer Täuschung in eine tiefe Allee blickt. Mehr hinaufwärts ist ein sehr großer Baum, dessen weit ausgebreitete Krone den müden Wanderer wohlthätig unter ihre Schatten nimmt, besonders merkwürdig. Allmählich

wird der Wald dichter und dunkler, der ebene grüne Boden geht zwischendurch eine geraume Strecke fort, bis der Rücken des Berges überstiegen ist, und der Weg wieder zu sinken anfängt. Nah' am Ausgang dieses Waldes verwildert die frische blühende Natur von neuen, man gelangt in einen schroffen und jähabhängenden Hohlweg, den man mit Vorsicht, nicht auszugleiten, hinabsteigen muß. Unmittelbar bey seinem verbüschten Ausgang aber, eröffnet sich dem Auge die heiterste Aussicht in die rings umher liegende Gegend, welche noch dadurch gehoben wird, daß man hinter sich lauter Wald und Gebirge hat. Man wendet sich jetzt rechter Hand, und gelangt nach etwa hundert Schritten an den Brunnen, dessen Beschreibung hier folgt, und dem nur ein H o r a z fehlt, um Blandusien wieder herzustellen.

Die Quelle rinnt am Fuß des Waldgebirgs zwischen Klippen hervor, und würde nur durch die natürliche Güte und Klarheit ihres Wassers merkwürdig seyn, wenn der Fleiß unsrer Vorfahren sich nicht dankbar bewiesen hätte. Man hat um und über dieselbe von röthlichem Sandsteine, welcher in dieser Gegend häufig gebrochen wird, eine Grotte oder Halle erbauet, deren

Gewölbe 4 Schritte tief und 2 Schritte breit ist. Hier wird das Wasser in einem steinernen Trog aufgefangen, und alsdann durch eine in dem Fußboden gemachte Rinne abgeleitet. Innerhalb der Halle sind zu beyden Seiten steinerne Bänke angebracht. Das äußere Gebäude derselben ist noch um einen Stock weiter hinauf geführt, und endigt sich in den Fronton eines flachen Daches. Zu beyden Seiten des Eingangs sind zwischen zwey Pfeilern dorischer Ordnung Sitze mit Nischen dahinter angebracht, wo man die ganze Gegend mit ihren Dörfern und die Bergstadt Amöneburg übersehen kann. Der Anblick von Heerden, das Murmeln der Quelle und der Gesang der Vögel gibt diesem Allen etwas Dichterisches. Der obere Stock des Gebäudes hat sechs Pfeiler jonischer Ordnung in drey Stellungen, zwischen denen zwey große steinerne Tafeln mit Inschriften angebracht sind, die ich bald anführen werde. Oben in dem Fronton steht mitten das Hessische, zur Rechten das Würtembergische, und zur Linken das gräflich Mannsfeldische Wappen, zum Andenken des Landgrafen Ludwigs, des ältern, als Erbauers, und seiner beyden Gemahlinnen. Darunter auf dem Frise des Hauptgesimses der jonischen Säulen-

ordnung stehen vierzehn adelige Wappen, die jetzt nicht wohl mehr zu erkennen sind; eben so sind auf dem Frise der untern Säulenordnung die Wappen der fürstlichen Räthe und Bedienten, zwölf an der Zahl, angebracht.

Diese Brunnengrotte steht, wie gesagt, dicht am Fuße des Berges, in der Vertiefung eines Halbzirkels, den der buschige Wald bildet, und der eine anmuthige grüne Ebene einschließt, durch welche die Quelle in einem unmerklichen Bächlein abfließt, und eine gute Strecke von ihrer Mündung durch die Rinne einer aufgemauerten Terrasse in steinerne Tröge geleitet wird. Das ganze Gebäude ist übrigens durchgehends aus Quadersteinen und mit mehr Geschmack aufgeführt, als man von den damahligen Zeiten erwarten sollte. Auch die dauerhafte Bauart unsrer Vorfahren findet man hier, wiewohl die Alles verheerende Zeit und menschlicher Frevel auch dieses Monuments nicht geschont haben. Die eingehauenen Wappen sind halb erloschen, hier und da zeigt sich ein Ansatz von Moos, und das Gebäude ist mit eingemeisselten und eingekratzten Nahmen verunziert, welches in der Nähe den Eindruck des Ganzen schwächt. Von den oben erwähnten steinernen

Tafeln hat die zur Rechten des Gebäudes befindliche folgende, mit römischen Quadratlettern eingehauene, Inschrift:

Si, viator, quis ſim, quidve portem, quaeris?
Fons ſum Divae Eliſabethae,
Terram matrem grato rigans fluxu,
Qua fagi, quercus, arbuſta, fruges
Et omne genus herbaceum provenit:
His cervi et ſerae refectae de meis bibuntaquis.
His volucres recreatae ſitim ex me leniunt.
Sed quid inde ſentio commodi?
Grata omnia.
Quid enim ſpecioſo praedictorum aſpectu pulcrius?
Quid hac umbra gratius?
Quid aeris iſta temperie ſuavius?
Quid denique volucrum concentu iucundius?
Haec omnia praeclaro gratitudinis exemplo mihi cernis retribui.
Addo ego liquoris praeſtantiam,
Et blandos aquarum ſuſurros,
Itaque unus ex praecipuis dicor Haſſiae fontibus.
At quid amplius?
Me fruitur omnis Haſſiacae terrae gens,
Non plebeia tantum, ſed quaecunque e Regum,

Principum, Comitum, Nobilium et claritate excellentium prodit Prosapia.

Auf der andern zur Linken befindlichen Tafel liest man die Fortsetzung:

Ex hac olim Diva Elisabeth, Hung. Reg. filia,
Landgr. Ludovici coniux, in pauperes munifica,
In quosvis clemens, humilis et patiens,
Devotis ad Deum precibus ardens ad me venit saepius,
Deoque, Naturae et mihi grata
Sacellum iuxta me posuit.
Meque primum simplici structura,
Vt aevi istius ferebant mores, exornavit,
Nomenque indidit
Elisabethicum.
Post inter plurimos illustres
Huius posteros illustriss. et potentiss.
Princeps Ludovicus,
Magni istius Philippi, Hessorum Macedonis, filius
Natalem cum suis Proceribus hilari fronte subinde celebrans,
Meis fruitur amoenitatibus,

Et ostiolo, ob horum memoriam, avito
exemplo urnam et solidum
saxum ordine
Dorico et ionico elaboratum Anno Christi
1596. F F.
Haveto itaque Lector, et si meis et tu vis frui
Commodis, ad suppositas Leges te componito.

Die hier erwähnten Gesetze sind auf einer untern über dem Eingang angebrachten Tafel zu lesen, und lauten, wie folget:

Purus esto, nec me sermonibus obscoenis, corpore aut opere polluito, aut turbato
saxum, aream,
Stucturamve meam ne laedito, aestum, si urget,
Hic vitato, sitim extinguito, et lavato, murmure
Et susurro reliquisque amoenitatibus fruitor:
Denique *) Autorem meum celebrato!

*) So lesen die ältesten Chroniken, und auch Winkelmann in s. Hess. Chronik, S. 65. Gegenwärtig aber steht nicht Denique, sondern Deumque. Dieß rührt vermuthlich von einer neuern Ergänzung her, da man die halberloschene Schrift wieder nachgegraben hat. d. V.

Zweifel gegen diese Meinung siehe in den Hessischen Denkwürdigkeiten, Th. IV. I. Absch. S. 13.

d. H.

In einer, so viel die Natur beyder Sprachen zuläßt, wörtlichen Uebersetzung möchte dieß also lauten:

Fragst du, Wandrer, wer ich sey, und was ich darstelle?
Ich bin der Heiligen Elisabeth Quell,
Tränkend mit dankbarer Welle mein Mutterland,
Welchem Buchen, Eichen, Gesträuche, Feldfrüchte,
Und zahllose Kräuter entsteigen:
Hirsch' und Wild verjüngen sich durch meine Fluth,
Neubelebte Vögel löschen ihren Durst aus mir!
Was aber hab' ich des Genuß'?
Alles Seelerhebende!
Denn was ist schöner, als der herrliche Anblick des Erwähnten?
Was labender, als dieser Schatten?
Was lieblicher, als diese Luftmilde?
Was endlich wonniger, als dieser Einklang von Vogelstimmen?
Dieß Alles wird mit rühmlichem Beyspiel der Dankbarkeit mir zugeeignet!
Dem füg' ich bey mein köstliches Wasser
Und das liebliche Rauschen seiner Fluth!

Drum werd' ich eine der ersten von Hessens
Quellen gepriesen.
Allein was weiter?
Mein genießet jeder Bewohner Hessens,
Nicht bloß das niedre Volk, nein jeder Sprosse
Aus königlichem, fürstlichem, und gräflichem
Geschlecht
Oder edel durch den Ruhm seiner Vorfahren.

Unter diesen war weiland die Heilige Elisabeth, Hungariens Königstochter,
Landgraf Ludwigs Gattinn, reich nur für die
Armen,
Mild gegen alle, demüthig und duldend.
Voll heiligen Eifers besuchte sie mich oft, und
baute,
Dankbar gegen Gott, Natur, und mich,
Neben mir ein Bethhaus, schmückte mich zuerst
Nach Zeitgebrauch mit schlichtem Bau, und nannte
mich Elisabeth-Brunnen.
Unter vielen ihrer glorreichen Enkel hat nachher
Der ruhmvolle und mächtige Fürst Ludwig,
Sohn des großen Philipps, jenes hessischen
Macedoniers,
Im Genusse meiner Anmuth

Seinen Geburtstag mit den Edlen des Hofes
fröhlich
Und wiederhohlt bey mir gefeyert,
Auch dessen zum Gedächtniß, folgend seiner
Ahnmutter,
An meine Mündung ein Steinbecken und festes
Gebäude,
Dorischer und Jonischer Ordnung, errichten
lassen,
Im Jahr Christi 1596.
Gehab dich wohl, Leser! und lüstern auch du
Meine Süßigkeiten zu kosten,
Füge dich nachstehenden Gesetzen!

Sey rein, entweih' und trüb mich nicht
Durch Zoten, Körper, oder That,
Meine Halle, Stein und Gebäu verletze nicht,
Gedrängt von Hitz' entfleuch hieher,
Lösche deinen Durst und wasche dich,
Horch auf das murmelnde Geräusch' und
schmeck'
Alle übrigen Annehmlichkeiten,
Endlich aber preise meinen Erbauer!

Wenn bey diesen Inschriften das Latein nicht so ganz echt römisch ist, so sind sie darum nicht ohne Werth. Die beym ersten Anblick etwas ungewöhnliche Prosopopöie, da der Brunnen redend eingeführt wird, hat in der That ihre Annehmlichkeit: für eine lebhaftere Einbildung kann sie dichterisch werden. Aus diesem Zuge, so wie aus der warmen und der Natur gemäßen Schilderung der reitzenden Gegend, leuchtet eine Feinheit der Empfindung hervor, die man in diesem Zeitalter nicht zu suchen pflegt. Unsere Vorfahren, ehe die unglückliche Nachahmungssucht ihren Geschmack verstimmt hatte, fühlten stärker, und dachten daher auch nicht selten besser. Eine Anmerkung, die ich in mehr andern Fällen gemacht habe, und die sich überhaupt oft machen läßt! Außerdem enthalten diese Inschriften Verschiedenes, das zur Geschichte dieses Brunnengebäudes gehört, und daneben manchen Zug in dem Gemählde der Sitten dieses Jahrhunderts aufhellt. Unsere Großen müssen damahls noch nicht zu groß, und also glücklich genug gewesen seyn, um an den Schönheiten der Natur Geschmack zu finden, weil, laut der Inschrift, dieser Brunnen ein Erhohlungsort für Personen vom ersten Range war.

Die Landgräfinn Elisabeth, von welcher dieser Brunnen den Nahmen hat, legte den ersten Grund zu seinem Gebäude, und besuchte denselben fleißig, während ihres Wittwenstandes, um sich in dieser anmuthigen Einsamkeit dem helldüstern Vergnügen religiöser Gefühle zu überlassen. Ich wüßte auch in der That keine andere Gegend um Marburg, die so geschickt wäre, die Seele in eine gewisse wonnevolle Melancholie zu wiegen. Der Ort, wo das oben erwähnte Bethhaus gestanden hat, wird, nebst einigen Resten von Ruinen, noch oberhalb der Brunnengrotte im dichten Walde gezeigt. Elisabeth ließ ein steinernes Pflaster von Marburg bis an die Quelle oder das Bethhaus führen, wovon noch jetzt einige Spuren zu sehen sind. Das gegenwärtige Brunnengebäude aber ist, wie die Inschrift zeigt, vom Landgraf Ludwig zu Marburg im J. 1596. zum Andenken seines hier gefeyerten Geburtstags, errichtet worden.

Von dieser Zeit an haben selbst die Fürsten von Hessen nicht selten in dieser Gegend ihr Vergnügen gesucht, zumahl da dieselbe reich an Wild und allerley Geflügel ist. Besonders aber fanden die Gelehrten diese ländliche Einsamkeit

zu allen Zeiten sehr reitzend, und sie wird auch noch jetzt von den zu Marburg Studirenden häufig besucht; wiewohl freylich nicht immer des Denkens wegen. Hier ist in jedem Betrachte der Ort, wo das Gefühl und die Denkkraft sich zu neuer Thätigkeit sammeln können. Der dunkle Wald erfüllt die Seele mit einer gewissen heiligen Ehrfurcht, indeß das Auge auf der Schönheit der vor ihm liegenden Ebene ruhet, deren Gegenstände nicht zu weit entfernt sind, um einförmig zu werden, aber auch nicht zu nahe liegen, um die feyerliche Stille dieser Einsamkeit zu stören. Das Einzige, was man an der Aussicht noch wünschen könnte, wäre, daß der Horizont sich irgendwo öffnen, und in eine unbegränzte Ferne verlieren möchte, welches, wegen des sich sanft erhöhenden Bodens nicht geschiehet. — Es ist zu verwundern, daß seit dem Jahre. 1527. wo Marburg anfing ein Musensitz zu heißen, die nahen Musen hier noch keinen Dichter begeistert haben.

Was übrigens von dieser Quelle und der heiligen Elisabeth in den Legenden hin und wieder gefabelt wird, muß man den Wunderdichtern damahliger Zeit zu gut halten, und — stillschweigend übergehen!

IX.

Die Perle und der Thautropfe.

Titania, die Königinn der Elfen, verlor eines Tags, bey einem Spaziergange früh Morgens, eine Perle aus ihrem Diadem, die nicht weit von einem blühenden Rosenbusche im Sande liegen blieb.

"Man vergleicht mich so oft mit dir, ich weiß nur nicht warum?" sprach ein Thautropfe, der im Busen einer halbaufgeblühten Rose glänzte, zur unbemerkten Perle am Boden.

"Ich glaube selbst, daß die Vergleichung nicht sehr passend sey," antwortete die Perle.

"Ich bin himmlischen Ursprungs," fuhr der Thautropfe fort, "ich labe die Königinn der Blumen, und werde hinwieder durch sie verschönert; selbst die Sonne leiht mir ihren Glanz, und spiegelt sich mit Wohlgefallen in meiner Klarheit. Wie bedaur' ich dich, Perle, unter dem Fuße des Wanderers! Aber freylich darf dein trüber Schein sich mit meinem Lichte nicht messen. Dich hat man aus dem Grunde des

Meers gehohlet, ich — ich bin das Kind der himmelgebohrnen Morgenröthe."

"Unter dem Fuße des Wanderers," erwiederte die Perle, "und auf Titaniens königlicher Binde bin ich mir selbst gleich; denn ich trage meinem Werth in mir."

Ein Wanderer kam, sah die Rose und den strahlenden Thautropfen in ihrem Busen. Er bewunderte die Schönheit der göttlichen Blume, und den lieblichen Thautropfen, der sein Silber mit ihrer Röthe mischte. Bald darauf erblickte er die bescheidene Perle, hob sie auf, und ließ sie in der nächsten Stadt in Gold fassen.

Indessen stieg die Sonne immer höher, ihre Strahlen wurden brennend, und verzehrten den Thautropfen noch vor der Mittagsstunde. Wenige Tage nachher war auch die Rose verblüht. —

Benebelt von Wollust, und stolz auf die Reitze der Jugend setzte sich die eitle Rosalie über das unbemerkte aber wesentliche Verdienst hinaus. Ihre Schönheit verblühte. Die belebende Freude entfernte sich mit den Anbethern, und Rosalie war im strengen Laufe der Zeit bald vergessen.

Sappho und Karschin leben noch in den Werken ihres Geistes.

X.

Just Pöllner

oder

Abenteuer und Besonnenheit.

Mit einer leichten Fassungskraft, und mit nicht gemeinen Anlagen des Geistes verband Just Pöllner, aus dessen Lebenslauf ich jetzt ein Bruchstück erzählen werde, das Talent, in jeder Laune des Zufalls den Grund einer freyen Selbsthandlung zu finden. Es war ein Charakter, in welchem die Extreme einander berührten, und der eben darum zu jeder Unternehmung aufgelegt war, wo ein gewisses Schnellgefühl, verbunden mit rascher Ausführung, entscheidet.

Dieser genialische Instinkt bedurfte nur einer sorgfältigen Leitung seiner Kräfte, um auf Wegen, die der gewöhnliche Mensch nicht betritt, außerordentliche Wirkungen hervorzubringen. Allein das Glück, welches der Natur nicht immer entgegen kommt, hatte ihm diese Leitung versagt.

Als der jüngste Sohn eines Leinwandhändlers in einer schlesischen Provinzialstadt, dem sein Vermögen Anspruch auf Wohlstand gab, hatte Pöllner das Studiren ergriffen — freylich mehr aus Hang für die so genannte akademische Freyheit, und eine glänzende Laufbahn, als aus Neigung für die Wissenschaften selbst. Die mühsame Erwerbung nützlicher Kenntnisse hatte minder Reitz für ihn, als die glückliche Kühnheit, welche die breite Heerstraße verläßt, und auf Nebenwegen in kürzerer Zeit und mit weniger Anstrengung das Ziel zu erklimmen strebt.

Mit den ausschweifendsten Erwartungen eines unternehmenden Kopfs, aber mit entschiedener Abneigung gegen alle Anstrengung, trat er also in die Welt; und die natürliche Folge davon war, daß er nach einem zweyjährigen Aufenthalt auf der Universität zu Leipzig sich selbst und die Hoffnung seiner Anverwandten getäuscht sah. Dieß war indessen noch nicht Alles.

Einem so gemischten Charakter fehlt es nie an mannigfaltigen Gelegenheiten, verführt zu werden, und in der Folge selbst zu verführen. Pöllner bestätigte diese Wahrheit von neuen. Ein Kopf, in dem sich die widersprechendsten Ideen ungesucht fanden und zu nie gesehenen

Formen sammelten, und der also nach den Gesetzen der natürlichen Verwandtschaft zwischen Allem, was in Raum und Zeit zugleich ist, in einer günstigen Lage die außerordentlichsten Wirkungen hervorbringen konnte — ein solcher Kopf, sage ich, mußte durch die Folgen einer fehlerhaften Erziehung das Werkzeug unedler Leidenschaften werden, und lange Zeit den Geistesadel eines von der Natur begünstigten Charakters verläugnen.

Die Sittlichkeit zieht einen Schleyer über manche akademische Auftritte, wodurch Pöllner die Aussicht zu einer ehrenvollen Versorgung immer mehr von sich entfernte, bis endlich der Bankerutt eines Handelshauses in Warschau auch die Vermögensumstände seines Vaters zerrüttete.

Dieser Schlag war zu hart für einen jungen Unbesonnenen, der weder durch Grundsätze der Philosophie, noch durch eine zweckmäßige Thätigkeit, gegen ein solches Schicksal gewaffnet war. Vergeblich sah er sich unter allen Freunden, die er bisher an den Busen gedruckt hatte, nach einem Pylades um, der sein Schicksal mit ihm theilen wollte, vergeblich unter allen Freundinnen nach einer Ariadne, die ihm den Leit-

faden gereicht hätte, um aus diesem Labyrinth einen Ausweg zu finden.

Hülflos an einem fremden Orte den Vorwürfen seines Gewissens, und den Zudringlichkeiten zahlreicher Gläubiger ausgesetzt, blieb ihm jetzt nichts übrig, als die mißliche Hoffnung, ein Glück, das er so muthwillig verscherzt hatte, in den Verbindungen des Zufalls wieder zu finden. Die Klugheit des Lebens mißbilligt eine Erwartung dieser Art: allein Pöllner besaß bey einem Grade von Selbstgefühl, der an Eitelkeit gränzte, eine gewisse Anstelligkeit, eine Art von Welt- und Menschenkenntniß, die ihm Muth einflößte. Er wußte die Schwächen der Menschen zu berechnen, und selbst aus der mißlichsten Lage Vortheil zu ziehen. Im Vertrauen auf dieses Talent entschloß er sich, sein Glück weiter zu suchen.

An einem neblichten Herbstabend verließ er ganz stille den bisherigen Ort seines Aufenthalts, und wanderte, der Lenkung des Augenblicks überlassen, einem ungewissen Schicksal entgegen. Er nahm nichts mit, als was er unumgänglich nöthig zu haben glaubte, und hoffte alles Uebrige in der Verschlagenheit seines Geistes zu finden. So gewagt diese Hoffnung war, so gehört doch

ein gewisses Maß von Talenten dazu, ihr in dem entscheidenden Augenblick der Gefahr Raum zu geben. Auch täuschte sie unsern Mann nicht, wie die Leser bald sehen werden.

Die Nebel — sowohl der natürliche, als der künstliche, den die Furcht eingeholt zu werden, hervorbrachte, war Schuld daran, daß Pöllner am fünften Tage nach seiner Auswanderung den Weg verlor, und in den Gebirgen, welche Sachsen von Böhmen trennen, seitwärts in einen tiefen Wald gerieth, wo er zwar der nahen Gottheit seines Führers, des Zufalls, bald inne wurde, sich aber dadurch in seiner Hoffnung nicht sonderlich gestärkt fühlte. Die einbrechende Dunkelheit vereitelte jeden Versuch, einen Ausgang zu finden, und die wachsende Furcht vergrößerte das Mißliche seiner Lage mit jedem Schritte, den er that. Das leiseste Getöse war ihm schrecklich; ein zu lauter Fußtritt schien ihm laurende Räuber herbey zu locken.

Die erschöpfte Natur behauptete endlich ihr Recht: die Schritte des Irrenden wurden langsam und abgebrochen, er stand endlich stille. Ermüdung, Einsamkeit und Nacht wirkten mit vereinten Kräften auf seine Phantasie; die Muthlosigkeit ging in Betäubung über. Er

warf sich auf den Boden, und erwartete, den Kopf gegen einen bemoosten Eichenstamm gelehnt, mit Resignation sein weiteres Schicksal. Der süße Bändiger aller Sorgen, ein wohlthätiger Schlummer, drückte ihm bald die Augen zu; Pöllner schlief so sanft, als ob er auf Rosen läge.

Er hatte etwa zwey Stunden in diesem Zustande hingebracht, als ihn ein Geräusch erschreckte. Hastig sprang er auf, erhohlte sich aber bald, als er fand, daß es bloß ein durch's Gesträuch setzender Eber gewesen war.

Der Vorfall, so unbedeutend es schien, hatte indessen seine Folgen. Pöllner, dessen Blicke die Furcht geschärft hatte, glaubte zwischen den Bäumen den Schimmer eines Lichts wahrzunehmen. Er schloß daraus auf die Nähe eines Dorfs, oder sonst einer menschlichen Wohnung, und hatte das Herz, trotz aller Bedenklichkeiten, die sich einer ruhigern Ueberlegung anbiethen mußten, diesem unerwarteten Führer zu folgen.

Mit neu angestrengten Kräften arbeitete er sich durch das Dickicht des Waldes, und wenn die Nerven ihm fast ihre weiteren Dienste versagen wollten, so belebte der immer näher kommende Lichtschein seinen Muth mit neuer Hoffnung. Endlich öffnete sich die Aussicht; er ge-

langte bald auf einen verzäunten Fußpfad, der, wie er zu seinem Vergnügen fand, nach einer mit vielen Lichtern erhellten Wohnung führte.

Muthig ging er nun immer vorwärts; das Nachdenken ergriff ihn nicht eher, als etwa hundert Schritte vor der weitoffnen Thüre des Hauses, dem er sich näherte. Plötzlich stand er stille. Er sah eine ganz einsame Wohnung, deren verdächtige Außenseite noch durch die hinter ihr hervorragenden Ruinen eines alten Bergschlosses verstärkt wurden. Alles, was eine durch Erzählungen von Räuberwohnungen aufgeregte Einbildung Abschreckendes hat, stand vor ihm: allein der Gedanke, daß er nichts zu verlieren habe, flößte ihm neuen Muth ein, und als er näher kam, zerstreute das Rauschen eines Mühlrades alle seine noch übrigen Zweifel. Ueber dieß gab ihm ein ausgehängtes Schild zu erkennen, daß hier für die Bedürfnisse der Menschen auf mehr als eine Art gesorgt werde.

Er trat entschlossen zur Thür hinein, und fragte nach dem Herrn des Hauses. Niemand schien sich um ihn zu bekümmern. Eine gewisse Emsigkeit, und die festliche Kleidung aller Personen, die er erblickte, spannte seine Aufmerksamkeit. Ein junger Bauerbursch, an den

er die Frage zum andern Mahle that, maß ihn mit einem flüchtigen Blick, und ging darauf in ein Zimmer, dessen Thür an den Hauserden stieß.

Es währte nicht lange, so trat ein wohlbeleibter Mann in blauem Kamisol und weißer Schürze heraus. Er hielt in der einen Hand ein großes gefülltes Bierglas, auf dem oben ein Stück Kuchen lag, und nachdem er mit der andern die rothe Pelzmütze ein wenig gelüftet hatte, sprach er in einem gewissen selbstzufriedenen Tone; "So späte noch ein neuer Gast? Nu, ein Labetrunk bringt Gottslohn, da nimm Er! Heute soll sich Alles in meinem Hause freuen, es ist Verlobungstag meiner Gretel, daß Er's weiß. Aber Sapperment, welch ein Aufzug? Er träuft ja wie mein Nußbaum um Aller Heiligen Tag, und ist von Dornen ganz zerfetzt. Was ist Ihm leids geschehen?"

Unser Abenteurer nahm den Kuchen an, leerte das Glas, und gab es darauf dem freundlichen Wirthe mit den Worten zurück: "Wenn Sie ein Mahl — welches ich Ihnen aber gar nicht wünschen will — in den Fall kommen sollten, nach einer Verirrung im Walde, von Furcht, Hunger und Durst entkräftet, den

Werth einer solchen Labung zu fühlen, dann erinnern Sie sich an die Größe meiner Dankbarkeit. Jetzt aber, Herr Wirth, muß ich Sie noch um eine andere Gefälligkeit bitten."

Auch damit hat mich Gott gesegnet! sprach der Wirth, indem er seine Mütze auf ein Ohr stieß, und einen ledernen Geldbeutel hervorzog, mit dem er klingelte.

"Das nicht, mein Freund! Ich habe jetzt ein dringenderes Bedürfniß; ich bitte Sie nur auf eine einzige Nacht — — —"

Um ein hübsches Mädchen? Warum nicht gar? —

"Nein, hören Sie mich doch! Ich bitte bloß — — —"

Nu, warum denn sonst? (Er hielt den Beutel empor).

"Um Obdach und Quartier bis morgen."

Der Wirth besann sich ein wenig, schüttelte den Kopf, und schien unentschlossen. Endlich ergriff er den Fremden bey der Hand, drückte sie treuherzig, und sprach: "Erst muß Er — — was mach ich doch? erst müssen Sie, Herr, an der Freude meines Hauses Theil nehmen; und dann — — und dann — — wenn Sie sich nicht fürchten — — gibt's auch wohl noch ein

Ruheplätzchen. Da droben ist noch ein unbesetztes Zimmerchen. Aber, hört — —, hören Sie wohl? Wann Sie sich nicht fürchten! Daß Sie das thun werden, denk' ich nun eben nicht; denn die Wahrheit zu sagen, Sie scheinen mir so ein Gelehrter zu seyn, vor dem die Gespenster mehr Respekt haben, als vor unser einem. Jetzt näher herein!"

Ohne weitere Umstände führte der Wirth seinen Gast in ein Zimmer, wo eine Gesellschaft von Männern sich mit Kartenspielen beschäftigte, indessen in dem daran stoßenden Gemache wacker getanzt wurde. Pöllner begnügte sich, seine dringendsten Bedürfnisse mit den dargebothenen Erfrischungen zu stillen, indem er nebenher den Beobachter machte. Erst jetzt fielen ihm die letztern Worte des Wirths auf, der sich unterdessen im Gewühle verloren hatte. Er konnte nicht begreifen, was hier vorgeblicher Gespenster wegen zu fürchten seyn sollte, beschloß aber, auf alle Fälle den vermutheten Aberglauben zu benützen.

Man lud ihn ein, an dem Vergnügen des Tanzes oder des Spieles Theil zu nehmen; allein seine Nerven und sein Geldbeutel waren gleich stark entkräftet, welches bey einem länd-

lichen Gelage sowohl, als im Redoutensaal und am Pharaotisch, ein schlimmer Umstand ist. Er bediente sich der Entschuldigungen, welche ihm seine Lage darboth, mit so vieler Gewandtheit, daß man nicht weiter in ihn drang.

Indessen hatte der Wirth die Bitte des Fremden um ein Nachtquartier, und daß er ihn in dem bewußten Stübchen oben schlafen lassen wolle, überall bekannt gemacht. Pöllner war eben im Begriffe sich zur Ruhe zu begeben, als ein ehrbar gekeideter Mann, der bisher in einem Großvaterstuhle sein Pfeifchen ruhig geraucht hatte, zu ihm trat, und ihn folgender Maßen anredete:

„Sie glauben wohl, mein Herr, an unserm Hauswirth einen sehr aufrichtigen Mann gefunden zu haben?"

Ich wüßte nicht, was mich anders zu denken bewegen könnte, gab Pöllner mit einer Art von Befremdung zur Antwort.

„Und doch wär's ein möglicher Fall, daß Sie sich irren," fuhr der Unbekannte fort. „Sie trauen ihrem Manne, weil er freundlich und, wie es scheint, willfährig ist. Aber ich sage Ihnen: Trau, schau, wem? Sie kamen aus der Irre, er nahm Sie auf, er that noch mehr —

er nöthigte Sie, Theil an der Freude seines Hauses zu nehmen. Alles gut! Aber das Nachtquartier, oben in dem einzigen noch unbesetzten Zimmer zur linken Hand? — Freund, bedenken Sie das Heil Ihrer Seele!"

Pöllner stutzte. Sollt' es möglich seyn, sprach er, daß ich mich hier unter verdächtigen Leuten befände?

"Das nicht; aber das Stübchen da oben — — — Freund, Freund, bedenken Sie das Heil Ihrer Seele!"

Unser Mann, noch mehr betroffen, drang mit Macht in den Unbekannten, sich deutlicher zu erklären.

"Glauben Sie Geistererscheinungen?"

In gewissem Sinne — ja!

"Nun so wissen Sie denn, daß jenes Zimmer, welches man Ihnen zum Nachtlager angewiesen hat, in dieser Rücksicht beschrien, und daher unbewohnbar ist."

So? Lassen Sie mich den Grund hören!

"In den Zeiten des dreyßigjährigen Kriegs diente dieß Haus einem Edelmanne zur Wohnung, nachdem seine Burg, wovon auf dem nahen Berge noch die Ueberreste zu sehen sind, ein Raub der Flammen geworden war. Dieser

Edelmann hatte eine schöne Tochter mit Nahmen Judith. Ein junger Offizier von dem kaiserlichen Heere verliebte sich in sie, und fand Mittel, ihr nächtliche Besuche zu geben. Die seidene Strickleiter, durch deren Hülfe er in Fräulein Judiths Zimmer stieg, wird noch gezeigt. Eine geraume Zeit blieb dem Vater dieß Liebesverständniß verborgen, bis thätige Aufmerker ihm den ganzen Handel entdeckten. Er ward wüthend, verbarg aber seinen Zorn, um die im Stillen bereitete Rache desto mehr zu sichern. Eines Tags gegen Mitternacht, als er durch seine Kundschafter von der Anwesenheit des Liebhabers versichert war, ging er, einen Dolch in der einen, ein Wachslicht in der andern Hand, nach dem Zimmer seiner Tochter. Er trat hinein, sah, und — die beyden Liebenden fielen durch den Dolch des erzürnten Vaters."

Die Geschichte (erwiederte Pöllner ganz kalt,) ist ihrem Zeitalter vollkommen angemessen. Aber wozu das jetzt? Glauben Sie mich in Gefahr, von einem erzürnten Vater überfallen zu werden? Es wird keine schöne Judith bey mir seyn!

"Hören Sie weiter! Der grausame Vater fiel bald darauf in eine hitzige Krankheit, und

starb im Wahnsinn. Seitdem erscheint er jede Nacht in dem erwähnten Zimmer, den Dolch in der einen, ein Wachslicht in der andern Hand. Er kommt immer aus der Gegend jener zerstörten Burg, und kehrt auch wieder dahin zurück, wie die Hirten in mondhellen Nächten beobachtet haben. Keine Thür, wäre sie noch so fest verschlossen, kann ihn aufhalten. Einige Reisende, die keck genug waren in dem unsichern Zimmer zu schlafen, fand man am nächsten Morgen erstarret. Kaum daß man sie in das Leben zurückbringen konnte, wo sie dann erzählten, daß ein langer schwarzgekleideter Mann, ein brennendes Licht in der Hand, vor ihr Bett gekommen sey, und sie mit gezücktem Dolche gefragt habe: ob sie ein Mädchen liebten, welches schön wäre, und einen unglücklichen Vater hätte? Niemand hat daher seit vielen Jahren in diesem Zimmer schlafen wollen. Mit Ihnen aber gedenkt unser leichtsinniger Wirth eine neue Probe zu machen. Er hat so seine Launen; aber, Freund, seyn Sie auf Ihrer Huth, und auf alle Fälle — denken Sie an mich!"

Pöllner, dessen ganzer Sinn für Erzählungen dieser Art nicht sehr empfänglich war, sah bald, daß er einen Mystiker vor sich habe, des-

sen Glauben an Geistererscheinungen zu bestreiten eben so vergeblich, als — wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch die Seele — den Vortheilen, die er aus diesem Umstande ziehen konnte, entgegen seyn würde.

Durch gesunden Verstand, noch mehr aber durch jene Art von Menschenkenntniß, welche mit einem freyen akademischen Leben verknüpft zu seyn pflegt, gegen alle Schreckbilder des Aberglaubens gerüstet, baute Pöllner auf die Erzählung des Unbekannten einen Plan, zu dessen Ausführung sich alle Umstände vereinten. Er schloß richtig, daß bey dem geringsten Anschein eines Geisterbesuchs die allgemeine Stimmung zur Freude durch plötzlichen Uebergang den Schrecken erhöhen, und eine Verwirrung erzeugen würde, die ihm in seiner gegenwärtigen Lage mehr als eine Aussicht, sein Glück zu verbessern, darboth.

Ihre Erzählung, mein Herr, ist schaudernd (sprach er nach einer langen Pause); sie müßte jeden andern muthlos machen, mich aber kann sie nicht abschrecken.

"Wie? mein Herr, Sie wollen — — —"

Ich will nichts, als was ich mit völliger Sicherheit wollen kann. Sie waren aufrichtig

gegen mich; ich erkenne mit Dank Ihr Wohlwollen, und um Ihnen davon einen Beweis zu geben, will ich auch meiner Seits zutraulich gegen Sie seyn. Vernehmen Sie ein Geheimniß, das ich sonst im Innersten meines Herzens verwahre! Ich bin der letzte von sieben Geschwistern, und am siebenten Tage des siebenten Monaths im Jahre gebohren. An diesen Umstand knüpften, wie Sie wissen werden, die Gestirne das Vermögen, die Geister nicht nur ohne Furcht zu sehen, sondern auch über sie zu herrschen, und ihnen sowohl Erscheinung als Entfernung zu gebiethen. Ein Talisman, den ich zu dem Ende bey mir führe, sichert und verstärkt diese Kraft noch mehr. Kurz, mein Herr, ich bin sehr müde, seyn Sie meinetwegen ohne Sorgen, und stören Sie nicht das Vergnügen der Gesellschaft. — He! Jungfer im hellblauen Mieder da, ein Licht! — Gute Nacht, bis auf Wiedersehen!

Mit diesen Worten ging Pöllner hastig die Treppe hinauf, nach dem ihm bezeichneten Zimmer. Niemand hatte das Herz ihm zu folgen. Die Verwegenheit des Fremden verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Gesellschaft, ohne jedoch den Freudetaumel merklich zu stören.

Man fand den Einfall des Wirths drollig, und eine Starkgeisterey dieser Art reif zur Züchtigung.

Völlig entschlossen zu der Rolle, die er jetzt spielen wollte, trat Pöllner in das verrufene Zimmer, und sah sich nach allen Seiten um. Die Natur behauptete ihr Recht; ein geheimer Schauder ergriff ihn beym Anblick mehrerer Gegenstände, die selbst eine nicht unbewachte Vernunft erschüttern konnten.

Auf einem mit grünem Tuche bedeckten Tische stand ein metallenes Kruzifix, nebst einem Todtenkopfe. Daneben lag ein großes schwarz eingebundenes Buch mit messingenen Beschlägen, die aber grün angelaufen und kaum für Metall zu erkennen waren. An den Wänden herum hingen verschiedene alte Waffen und Rüstungen. In einer Ecke stand eine längliche Kiste mit darin steckendem Schlüssel, und daneben in einem Alkoven ein ordentlich gedecktes, aber vor Alter ganz unscheinbares Bett. Kurz, Alles verkündigte einen Ort, den seit mehrern Menschenaltern der Aberglaube zu betreten nicht gewagt hatte.

Indessen war der Eindruck, den alle diese Gegenstände auf unsern Abenteurer machten, nur vorübergehend. Seine Imagination, genährt

durch das Lesen guter und schlechter Ritterbücher, war mit Gegenständen dieser Art schon vertraut, und er erhohlte sich bald vom Schauder des ersten Anblicks. Nachdem er das Licht auf den Tisch gesetzt hatte, warf er sich in einen Armsessel, um über seinem Plane zu brüten, und die zur Ausführung desselben bestimmte Mitternachtsstunde abzuwarten. Ein balsamischer Schlummer entfernte bald mit dem Bewußtseyn alle noch übrigen Reste von Furcht.

Er hatte nur eine kurze Zeit in diesem Zustande hingebracht, als ein heftiges Zuschlagen der Stubenthür, das sich in ein rollendes Getöse verlor, den Sicheren weckte. Er sprang vom Stuhl auf, und suchte mit ängstlichen Blicken den Gegenstand, den er scheute. Aber nirgends war eine Spur eines belebten Wesens. Endlich zog der Tisch seine Aufmerksamkeit an. Das Buch war aufgeschlagen, neben dem Todtenkopfe stand ein kleiner mit Blut angefüllter Becher; ein blinkender Dolch lag auf der andern Seite.

Einer schüchternen Einbildung würden diese Merkmahle hinreichend gewesen seyn, die Nähe irgend eines Geistes außer Zweifel zu setzen: allein Pöllner, den die Erfahrung mit den

Krümmten der menschlichen Verschlagenheit bekannt gemacht hatte, zog daraus Schlüsse von ganz anderer Art. Das aufgeschlagene Buch reitzte seine Neugierde. Er las, und fand, daß es in einer veralteten Sprache eine spanische Rittergeschichte enthielt, worin viel von Melusinen und verwünschten Königstöchtern vorkam. Das Buch war mit Holzschnitten geziert, die Alles darstellten, was eine regellose Phantasie erschaffen kann. Allein das Merkwürdigste war ein schlechtes Gemählde, welches hinten eingeklebt war, und einen Ritter in altdeutscher Tracht mit einem Dolch in der Hand vorstellte — gerade so wie man ihm das Gespenst beschrieben hatte.

Pöllners Blicke forschten nun weiter umher. Er öffnete die Kiste, und entdeckte recht nach seinem Wunsch eine Sammlung alter Kleidungsstücke. Bey weiterem Suchen fand er mehrere Kleinodien, die er wohlbedächtlich zu sich nahm. Besonders schien ihm ein goldner Fingerring mit einem feuerrothen Tafelsteine zu seinem Vorhaben sehr bequem. Die Ideen zur Ausführung seines Plans hatten sich allmählich geordnet; jeder Rest von Bedenklichkeit war verschwunden, und der Glockenschlag zwölf erinnerte ihn, daß keine Zeit mehr zu verlieren sey.

Er zog eine schwarze Ritterkleidung an, deren goldene Besetzungen vor Alter fast allen Schein verloren hatten. Um den Hals hing er eine doppelte metallene Kette, und gürtete sich mit einer weißen Scherpe, die mit gelben Schnüren umwunden war. Alsdann rieb er sich das Angesicht mit Kalk von der Mauer, bis es eine völlige Todtenblässe erhielt. Endlich setzte er ein schwarzes Barett mit Federn auf, die ihm tief in das Gesicht hingen.

So ausgerüstet nahm er den auf dem Tische liegenden Dolch in die rechte, ein vorgefundenes Wachslicht in die linke Hand, und schlich sachte die Treppe hinab.

Die Stille der Nacht begann im Hause zu herrschen; die laute Freude des Tanzzimmers schwieg, und der balsamische Schlaf stärkte die Nerven nicht zu neuen Genüssen. Nur die Gesellschaft am Spieltische schien das Fortrücken der Zeit nicht zu bemerken, und wurde durch Gewinn oder Verlust in immer gleicher Thätigkeit erhalten. Pöllner schlich durch die halboffne Thür, und blieb in einer kleinen Entfernung vom Spieltische stehen. Niemand bemerkte ihn, denn aller Augen waren auf das Spiel geheftet, und ein dicker Tabaksnebel, der das Zimmer

erfüllte, gestattete kaum einige Schritte weit deutlich zu sehen.

Plötzlich unterbrach Pöllner die Stille, indem er mit hohler Stimme rief: "Ist hier keiner, der ein Mädchen liebt, welches schön ist, und einen unglücklichen Vater hat?" Die Gesellschaft fuhr vor Schrecken zusammen. "Der Geist!" riefen alle zugleich, und flüchteten durch verschiedene Thůren, ein jeder so gut er konnte.

Der vermeinte Geist, welcher diesen Schrecken und seine Folgen im voraus berechnet hatte, nahm Alles, was er auf dem Tisch an baarem Gelde, Dosen, einigen Taschenuhren und mit Silber beschlagenen Tabakspfeifenköpfen fand, zu sich, und schlich mit dieser nicht unbeträchtlichen Beute ganz unbemerkt wieder auf sein Zimmer. Hier verbarg er Alles in die Taschen seiner Kleider, und warf sich alsdann ganz ohne Sorgen auf das Ruhebett, wo er bald einschlief. Kein Geist, und — was in manchen Fällen einerley ist — kein schreckhafter Traum störte diesen Schlummer; es war hoch am Tage, als er erwachte.

Der Schrecken hatte sich indessen durch das ganze Haus verbreitet, und eine sehr gemischte Gruppe von Menschen im Wohnzimmer zusam-

mengedrängt. Man theilte sich einander seine Gedanken und Empfindungen mit, man erschöpfte sich in Muthmaßungen, und man würzte das Gespräch mit Erzählungen von Geistererscheinungen, deren immer eine schauderhafter war, als die andere. Niemand getraute sich das Zimmer zu verlassen, dessen mahlerische Darstellung eine ganz artige Aufgabe für einen Hogarth gewesen seyn würde.

Als endlich der anbrechende Tag mit den Schatten auch die Furcht vor dem Geiste verdrängte, sammelten sich das Bewußtseyn, und ging nach den verschiedenen Launen der Anwesenden in eben so verschiedene Aeußerungen über. Einige erlaubten sich über das Vorgegangene zu scherzen; — denn die fröhliche Stimmung des vorigen Tages wollte ihre Rechte nicht so geschwind aufgeben; die Gesetztern aber theilten sich einander ihre Gründe für und wider die Möglichkeit der Geistererscheinungen mit.

Allmählich wurde die Unterhaltung lebhafter: der erste und letzte Gedanke des Gesprächs aber war immer der Fremde und sein Schicksal in dem verrufenen Zimmer. Der Wirth, durch das Vorgegangene nicht wenig niedergeschlagen, empfand zwischen Furcht und gespannter Erwar-

tung eine nagende Reue, seinen Gast zu diesem Schritte bewogen zu haben. "Aber ich sagt's ihm ja vorher," sprach er endlich mit einer Art von Unwillen; "wenn ein Tollkühner in die Grube fällt, die ich ihm gezeigt habe, ist's denn meine Schuld?"

Er hatte diese Worte noch nicht völlig ausgesprochen, als Pöllner mit sorglosem Anstand in das Zimmer trat, und der Gesellschaft einen guten Morgen wünschte. Alle sahen sich unter einander an, und niemand wollte zuerst reden.

"So sind Sie mir doch mit heiler Haut davon gekommen?" nahm endlich der Wirth das Wort auf; "aber ich dacht's wohl, daß Sie mehr wissen, als unser einer! Der Talismann, den Sie da am Finger haben, erklärt mir das Alles. Bravo, Herr Wundermann! Aber den Schrecken vergeß ich mein Lebtag nicht."

Hat sich der Geist im Hause blicken lassen? fragte Pöllner mit anscheinender Befremdung.

"Sie fragen noch?" erwiederte einer der Anwesenden; "unser Glück und unser Unglück war's, daß er bald wieder verschwand."

Ihr Unglück?

"Freylich; unsre Beutel, Uhren und Dosen sind mit verschwunden!"

Ich will nicht hoffen — oder Sie belieben zu scherzen.

"Nein, man ist bey solchen Anlässen nicht zum Scherzen aufgelegt. Der Vorfall war kein Spaß, und wahrscheinlich kamen wir mit einem blauen Auge noch wohlfeil davon. Es war tief in die Nacht, wir dachten nichts Arges, als uns die Donnerworte aufschreckten: Ist hier keiner, der ein Mädchen liebt, welches schön ist, und einen unglücklichen Vater hat? Wir sahen uns um — dicht vor uns stand der Geist mit aufgehobenem Dolche. Sinnlos stürzten wir zur Thür hinaus. Wo unsre Beutel, Uhren und Dosen geblieben sind, wird der Geist wissen."

Brauchen die Geister auch Gold und Silber?

"Sie müssen wohl; wo nähmen sie sonst das Gold her, das sie ihren Vertrauten bringen?"

Nun, so muß ich wenigstens keiner ihrer Vertrauten seyn, denn der Geist hat mir nichts gebracht. Aber dieser hier (er zeigte den vermeinten Talisman) hat mich wenigstens gegen seine Mißhandlungen geschützt.

"Sie haben — — —"

Nicht in's Wort gefallen! Im Vertrauen auf die Kraft meines Ringes legt' ich mich sorglos in das gefährliche Bett, und schlief bald ein. Es währte nicht lange, so schreckte mich ein Lichtschein, der das ganze Zimmer erhellte. Zugleich schallten mir die Worte in die Ohren: Liebst du ein Mädchen, welches schön ist, und einen unglücklichen Vater hat? Ich fuhr auf, sah den Geist, und hielt ihm meinen Talisman entgegen. Sein Dolch, der vorhin schwefelblau glühte, verdunkelte augenblicklich; der Geist sandte mir einen zürnenden Blick, und verschwand. Ich glaubte ein rollendes Getöse zu hören, das sich die Treppe hinab zog. Was weiter vorgefallen ist, wissen Sie. Von meinen Sachen vermiß' ich nichts; aber freylich bin ich auch nicht reicher geworden. Fast hätt' ich Lust, es noch eine Nacht in dem Zimmer zu wagen; vielleicht bringt mir der Geist etwas von den Schätzen, die er nicht braucht. Ich würde dann wenigstens im Stande seyn, meinem wohlthätigen Herrn Wirth auf eine mehr wesentliche Art zu danken.

"Das sollen Sie mir hübsch bleiben lassen!" sagte der Wirth, indem er Pöllnern eine Faust ballte. "Durch Ihren Talisman haben Sie

mir den Geist in das Haus herunter gejagt, um meinen Gästen die Taschen zu leeren. Ich denke, Sie wollen mir in der nächsten Nacht die Sparthalerchen aus dem Kasten hohlen lassen, und mich damit bezahlen. Ei, schönen Dank! Uebernachten können Sie, denn noch ist Platz in meinem Haus: aber droben schlafen sollen Sie mir nicht — es sey denn, daß Sie mir den Geist ganz aus dem Hause bannen. Thun Sie das — ein silberner Becher, auf dem die drey Weisen aus Morgenland stehen, ist Ihr; und hätt' ich noch ein Mädchen, topp! da kämen meine Gäste bald wieder zusammen, und Sie wären mein Tochtermann!"

Man belachte diesen Einfall des Wirths, dem der unerwartete gute Ausgang der Sache seine jovialische Laune wieder gegeben hatte; Pöllner aber bezeugte eine verstellte Verwunderung darüber, daß man ihn nicht noch einmahl oben schlafen lassen wolle. Als indessen die ganze Gesellschaft dieser Aeußerung des Wirths beytrat, schien er nachzugeben, und schloß mit der Versicherung: daß er bey diesen Umständen die Güte seines Wirths nicht mißbrauchen, sondern seinen Weg weiter fortsetzen werde.

Dem Wirth und seinen Gästen war dieses Erbiethen nicht unangenehm; denn bey allem Schein von Herzlichkeit konnte man sich heimlich nicht verhehlen, daß der Fremde der alleinige Freudestörer und Ursacher der Erscheinung des Geistes gewesen sey. Es blieb also bey allgemeinen Versicherungen, daß man ihn gern noch länger sehen würde, deren wahren Sinn Pöllner zu gut begriff, als daß er sich in der Wahl seiner Maßregeln hätte irren sollen.

Allmählich begann die wiederkehrende Freude die Schrecken der vorigen Nacht zu überstimmen; alle Furcht verschwand, nur das Andenken an die Beutel, die Dosen und die Uhren hatte tiefere Wurzeln geschlagen. Pöllner, dem — wiewohl aus ganz andern Gründen — dieser Umstand nicht weniger Nachdenken verursachte, hielt für gut, nach eingenommenem Mittagsmahle sich der Gesellschaft zu empfehlen. Er dankte dem Wirth für seine Güte, und gab ihm einen Medaillon von Bronze, den er in der oben erwähnten Kiste gefunden hatte. "Lassen Sie," sprach er, "diesen Schaupfennig durch eine reine Jungfer unter die Thürschwelle des unsichern Zimmers legen, so wird sich der Geist

nicht weiter blicken lassen." Alsdann trat er seine weitere Wanderschaft an.

Er hatte sich gegen Erwarten verspätet, und schon glühte der Abendhimmel über den Ruinen des zerstörten Schlosses. Indessen ging er, dem Zufall und seinen Gedanken überlassen, eine geraume Strecke fort, bis ihn das Geschrey einiger aus dem alten Gemäuer hervorstöbernden Eulen aufmerksam machte. Der Anblick der Ruinen regte schnell einen Gedanken in ihm auf, der sich aus den Begebenheiten des vorigen Tags ungezwungen entwickelte, der aber, um wirksam zu werden, erst die Dazwischenkunft des Zufalls nöthig hatte. Die allgemeine Volkssage, und was ihm selbst im Schlafzimmer begegnet war, ließ ihn diesen Ort als den Schlupfwinkel einer Räuberbande betrachten, der durch verborgene Gänge mit der Wohnung des Wirths zusammen hange, und dadurch alle das Spukwerk hervorbringe.

Die Nähe eines so verdächtigen Orts und die hereinbrechende Nacht erinnerten ihn an seine Gefahr. Er stand stille, und blickte zweifelhaft umher. Ihm zur Linken ragte der Kirchthurm eines Dorfs aus dem Gebüsche hervor. Froh über diese Entdeckung richtete er

seinen Gang dahin, als ihn eine menschliche Gestalt erschreckte, die aus der Waldung trat, und hastig auf ihn zuging. Es war ein Mann von untersetzter Statur, mit braungelbem Angesicht und wildem Blick. Er trug einen weißen blau aufgeschlagenen Rock, und auf dem Kopf einen wachstuchenen Jägerhut. Im Gürtel, an welchem ein breiter Pallasch hing, stachen zwey Terzerolen; überdem war er mit einem dicken Knotenstock bewaffnet.

Diese Außenseite bezeichnete nur zu deutlich einen von den Söhnen der Nacht, die diese Gegend unsicher machten. Pöllner sah, daß hier alle Gegenwart des Geistes nöthig sey; er hatte Sachen von beträchtlichem Werthe bey sich, und war unbewaffnet. Ohne den mindesten Schein einer Verlegenheit lenkte er durch eine unmerkliche Wendung seinen Pfad nach den Ruinen des alten Schlosses hin.

"Wohin geht Dein Weg, Landsmann?" redet' ihn der Räuber an, als er ihm bis auf zwanzig Schritte nahe gekommen war. Pöllner sah sich gleichgültig um, und antwortete kalt: — Nach einem Orte, wohin Du mir nicht folgen wirst! Der Räuber stutzte, und sprach nach einer Pause: "Doch wohl nicht nach dem

alten Neste dort oben?" Warum nicht? (versetzte Pöllner) schrecken dich die Geister der Nacht? Er bückte sich bey diesen Worten, und legte seinen Stab verschiedene Mahl' und in einer solchen Richtung auf den Boden, daß dadurch ein Dreyeck abgebildet wurde. Alsdann dreht' er seinen Ring drey Mahl am Finger herum, und wandte sich gegen den Räuber mit den Worten: "Landsmann, ich habe von dem Wirth in jener Mühle Wohlthaten empfangen; aus Dankbarkeit versprach ich ihm, sein Haus vor den Störungen listiger Gaukler zu sichern. Jetzt eil' ich Wort zu halten, mit mir ist einer, der mehr vermag, als Menschen."

Dieß gesagt sah er scharf auf den Stein seines Rings, wie in einen Spiegel, und ging, nachdem er dem Räuber einen bedeutenden Blick zugesandt hatte, nach dem alten Schlosse zu, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Betroffen und erstaunt verfolgte ihn der Waldmann mit seinen Blicken, und hatte nicht das Herz ihn aufzuhalten, viel weniger etwas gegen ihn zu unternehmen. So wahr ist es, dachte Pöllner, daß Verbrechen und Rohheit die Herrschaft des Aberglaubens am stärksten fühlen; die Furcht vor einer höhern, unsichtbaren

Macht hat den Räuber gänzlich entwaffnet, er zweifelte nicht, daß Pöllner einen Schwarzkünstler vor sich habe. Mit sich selbst und seinem Muthe zufrieden, schrieb er seiner Geistes-Gegenwart seine Befreyung aus dieser Gefahr zu. Indessen hatte ihm der Zufall mehr Dienste geleistet, als er selbst wußte.

Ruhig ging er seines Weges fort, und vermied sorgfältig, sich umzusehen. Erst bey einer kleinen Krümmung des Pfads wurde er seine Befreyung inne; der Räuber war in den Wald zurück gegangen.

Er überlegte nun, was weiter zu thun sey. Die Nacht brach ein, die Ruinen des alten Schlosses, denen er immer näher kam, wurden in eben dem Verhältnisse mehr abschreckend, und die Furcht, die er so eben einem andern einzuflößen gewußt hatte, übte nur ihre Herrschaft über ihn selbst aus. Unmittelbar umzukehren, war in jedem Betrachte mißlich, weil der Räuber es bemerken, und andere Maßregeln ergreifen konnte. Er beschloß also, auf dem gegenseitigen Abhange des Bergs einen Weg zu suchen, und waffnete sich mit Muth gegen den Anblick des alten Gemäuers, wo die Ueberreste dunkler Kreuzgänge und gähnende Schlünde mit jedem

Schritte den Gedanken an eine Räuberhöhle aufregten.

Nach vieler Mühe und überstandener Furcht gewann er die Gegenseite des Bergs, auf welcher zu seinem Vergnügen sich ein Fußpfad hinab wand. Er folgte diesem neuen Führer, und gelangte bald durch ein kleines Gehölz auf einen offnen Platz, wo ein Obst- und Gemüsegarten ihm die nahe Wohnung friedlicher Landbewohner anzuzeigen schien. Nicht lange, so fiel ihm zwischen hohen Nußbäumen der Schimmer eines Lichts in die Augen, auf den er entschlossen zuging.

Er gelangte bald vor das äußere Thor einer isolirten Meierey, und klopfte an. "Wer da?" rief ihm eine rauhe Stimme entgegen, die ihn nicht wenig erschreckte. Auf die Antwort: "Ein Freund, der sich verirret hat, und hier weitere Auskunft sucht," wurde das Thor geöffnet, und Pöllner trat ein. Was ihm sogleich auffiel, waren mehrere Husaren, die sich mit Absatteln und Füttern ihrer Pferde beschäftigten. Dieß machte ihm Muth, indem alles Uebrige sehr verdächtig aussah, und besonders die Physiognomie des Hauswirths, welcher das Thor geöffnet hatte, nicht sehr geschickt war, Zutrauen ein-

zuflößen. Auf Pöllners Frage: ob er für Geld und gute Worte hier übernachten könne? antwortete der Hauswirth mit einem bloßen Kopfnicken. Diese stumme Zeichensprache bemerkte der Ankömmling bey allen Hausgenossen, und hielt nicht ohne Grund diese Wohnung für einen Zufluchtsort von Räubern. Seine Furcht verschwand indessen bald, als er in das Wohnzimmer trat, und an dem Befehlshaber des Husarentrupps unvermuthet einen alten Bekannten entdeckte.

Der Rittmeister von Moorfeld hatte ehedem das Gymnasium zu Breslau besucht, und daselbst Pöllnern als einen anstelligen Kopf kennen gelernt. Verschiedenheit der Erziehung und äußern Verhältnisse — was sonst die Menschen von einander zu entfernen pflegt — hatte, nach einer richtigen, aber nicht immer anerkannten psychologischen Beobachtung, beyde mit einander vereint. Die Gesinnungen und wechselseitigen Beziehungen unter Freunden dürfen sich nähmlich nicht über einen gewissen Punkt hinaus verähnlichen, wenn das Wohlwollen ungehindert wirken soll. Die Eigenliebe kann es nicht lang aushalten, sich in einem andern zu genießen. Eben die Gleichheit der Gesinnungen und Ver-

hältnisse, die bey der ersten Begegnung anzieht, stößt in der Folge zurück. Der junge Moorfeld fand daher in dem Umgange mit Pöllnern Erhohlung von dem Einförmigen eines überfeinen Geschmacks; und indem jeder in dem andern ein Bedürfniß zu befriedigen hatte, wurden sie bald unzertrennlich. Die Erinnerung jener jugendlichen Freuden erwachte; sie fielen mit einem traulichen: "Willkommen, alter Freund!" einander in die Arme.

Nach den ersten Aufwallungen zog der Rittmeister seinen ehemahligen Schulkamerad bey Seite in ein Nebenzimmer, und redete ihn darauf also an: "Pöllner, ich habe von Deinen Abenteuern gehört, du war'st immer ein Schooßkind des Zufalls, aber nie war Dir das Glück günstiger, als an diesem Abend. Wie darfst Du's wagen, allein und unbewehrt in einem so berüchtigten Haus einzukehren? Ohne mich und meine Leute wärst Du verloren."

Pöllner erzählte ihm hierauf die Begebenheiten des Tags, seine Flucht von Leipzig, und den Auftritt in der Mühle jenseits des alten Bergschlosses. Der Rittmeister lachte, versicherte ihn aber, daß er eine solche Farce in diesem Hause nicht zum andern Mahle spielen werde;

es sey hier nicht zu scherzen, und er selbst würde auf seinem Streifzuge hier nicht eingekehrt seyn, wenn er sich nicht durch seine Mannschaft sicher wüßte. "Diese Nacht" sprach er, "wollen wir mit der nöthigen Vorsicht hier hinbringen, morgen bey meinem Abzuge wirst Du mich begleiten. Deine Sicherheit hängt davon ab, und ich werde sagen, Du habest Dienste genommen."

Traun, ich wäre nicht abgenigt, das Letztere wirklich zu thun (versetzte Pöllner); Du zeigst mir da einen Ausweg, auf den ich über lang oder kurz doch verfallen mußte. Eine Empfehlung von Dir, Freund, und ich dächte, ein wenig Geld und viel unternehmender Muth sollten mich bey einem Freybataillon bald empor bringen.

"In Ernst, Kamerad?" sprach der Rittmeister, indem er Pöllnern auf die Achsel klopfte." "Nun, wir wollen zu seiner Zeit weiter davon reden; jetzt laß uns bey einem Abendessen, so gut es meine Leute bereiten konnten, alle Sorgen verbannen. Denkst Du noch an den Horaz und seine goldnen Lebensregeln?"

O! die sind mit Flammenschrift auf meine Hirntafel geschrieben.

Sie gingen hierauf beyde wieder in das Wohnzimmer, wo ihre Gesellschaft noch durch den Lieutenant der Schwadron vermehrt wurde. Man setzte sich zu Tische, und man überließ sich jetzt ganz dem Vergnügen der Geselligkeit. Bald äußerte der ungarische Wein, den der Rittmeister bey sich führte, seine wohlthätigen Wirkungen; man wurde laut, und man erzählte sich die bestandenen Abenteuer des Kriegs und Friedens, als ein ganz unerwarteter Auftritt die trauliche Unterhaltung störte.

Ein Fremder, der durch seine halb persische und halb sinesische Kleidung alle Blicke fesselte, trat in das Zimmer. Er trug einen Kaftan von dunkelvioletter Farbe, und auf dem Kopf eine spitz zulaufende Mütze von weißer Seide mit goldenen Sternchen durchwirkt. An der gelben Leibbinde, womit er gegürtet war, hing ein Beutel gleicher Farbe nebst einem reich gestickten Schnupftuche; auch stak darin ein Dolch, dessen Griff von Edelsteinen blitzte.

In diesem sonderbaren Aufzuge ging der Fremde, ohne die Gesellschaft anzusehen, nach dem Tisch, und setzte sich auf einen an der vierten Seite desselben schon bereit stehenden

Stuhl. Verwunderung mahlte sich auf allen Gesichtern; Pöllner aber glaubte in der Physiognomie dieses neuen Tischgenossen etwas Bekanntes zu finden, wiewohl er sich nicht deutlich erinnern konnte.

Nach einer ziemlich langen Pause brach der Rittmeister das Stillschweigen, und lud den Fremden höflich ein, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen. Keine Antwort erfolgte. Er redete ihn darauf in mehrern europäischen Sprachen an, aber immer vergeblich.

Man fragte sich wechselsweise durch Blicke, wie das Räthsel sich endlich lösen werde, als der Fremde plötzlich seinen Dolch herauszog, und die entblößte Klinge mit einem knisternden Stoß auf den vor ihm stehenden Teller stämmte. Er kehrt' ihn alsdann um: augenblicklich begann die Spitze desselben zu rauchen, und bald darauf sehr lebhaft zu brennen. Das Erstaunen der Zuschauer entfernte jeden Gedanken, sich diese Erscheinung natürlich zu erklären; ein geheimer Schauder war für den Augenblick der Ueberraschung die einzige Empfindung. Pöllner sammelte sich zuerst, und raunte dem Rittmeister in das Ohr: "Freund, ich wittere Plan, aber

ein Thor, der sich fürchtet! Laß sie die Farce ausspielen, was gilt's, ich mache den Epilog?"

Hier unterbrach der dumpfe Glockenschlag einer Wanduhr die bisherige Stille. Der Fremde stand auf, steckte den brennenden Dolch ein, und entfernte sich mit den lakonischen Worten: "Es schlägt eilf, wir sehen uns wieder!"

Die drey Freunde theilten sich jetzt einander ihre Gedanken und Muthmaßungen mit, die alle mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit hatten, ungeachtet ihnen viel zur Gewißheit fehlte. Pöllner, den sein gewöhnlicher Scharfblick auch hier nicht verließ, behauptete, daß irgend ein verborgener Bund durch diese Gaukeleyen mehr sich selbst zu decken, als ihnen Schlingen zu legen suche, und daß man seine Maßregeln darnach nehmen müsse. Die beyden Offiziere gaben ihm hierin Beyfall. "Trügt mich nicht Alles," setzte Pöllner, der sich erst jetzt besann, hinzu, "so war der Sino-Persianer eben der, welcher mir heute bey dem alten Bergschlosse begegnete."

Das könnte seyn (sprach der Rittmeister,) aber ich begreife nur nicht, wie er seinen Dolch brennend machte.

"Sehr natürlich!" versetzte Pöllner. "Hast Du nicht das Knistern bemerkt, als er die Spitze

des Dolchs auf den Teller stieß? Die Klinge war hohl, und ein Payla'sches Lichtchen *) darin verborgen, das sogleich brennet, wenn man die Spitze der Glasröhre abbricht, in der es steckt. Kommen wir in's Freye, so will ich Dich mit der Natur dieser Erscheinung näher bekannt machen." Er zog hierauf eine Schachtel hervor, und zeigte den Offizieren einen so genannten Kanonenschläger, an welchem ein solches Lichtchen angebracht, und so eingerichtet war, daß, wenn man die Spitze abbrach, es nach einigen Minuten zünden, und einen starken Knall verursachen mußte.

Was machst Du damit? fragte der Rittmeister.

"Es ist," erwiederte Pöllner lachend, "eines von den Werkzeugen, die lustige Akademiker zu ihren Neckereyen nöthig haben."

Heb's wieder auf! (sagte jener) Du kannst vielleicht noch einen bessern Gebrauch davon machen. Er hatte wahr geredet, wie die Folge zeigen wird.

*) Wer die Eigenschaft dieser von Hrn. Payla in Turin erfundenen Lichtchen noch nicht kennet, lese die Beschreibung davon im Göttinger Taschenkalender für 1784., S. 60 fg.

Der Rittmeister rief hierauf einen seiner Leute, und befahl ihm die ausgestellten Posten zu untersuchen, und überhaupt für die nöthige Sicherheit Sorge zu tragen. Alsdann gingen alle drey nach dem ihnen angewiesenen Schlafgemach; denn sie hatten in Einem Zimmer zu schlafen verlangt. Ein Hausdiener, der das Licht trug, entfernte sich, nachdem er ihnen eine gute Nacht gewünscht hatte.

Man legte sich zur Ruhe; jedoch nur halb entkleidet, und mit der Verabredung, daß immer einer um den andern wachen sollte. Die Reihe traf zuerst Pöllnern, der sich an einen Tisch der Stubenthür gegenüber setzte, und den Karabiner des Rittmeisters zwischen die Beine nahm. Um sich wach zu erhalten, las er in einem kleinen Buche, das er mit sich führte.

Er hatte noch nicht eine volle Stunde in dieser Stellung hingebracht, als die Stubenthüre, ungeachtet sie fest verriegelt worden war, aufsprang. Eine schlanke weibliche Gestalt, in ein weißes Gewand gehüllet und das Angesicht mit einem Flor bedeckt, trat herein, und blieb in der Mitte des Zimmers stehen.

Pöllner behielt sein kaltes Blut; er legte das Buch auf den Tisch, und blickte die Er-

scheinung unerschrocken an. Sie schien ihm für einen Geist zuviel Körper, und als Weib eben nichts Gefahrdrohendes zu haben. Die Gestalt wandte sich etliche Mahl nach der Thür, und winkte Pöllnern, ihr zu folgen. Plötzlich stand dieser vom Stuhl auf, indem er den Karabiner mit einer Hand ergriff. Im gleichen Augenblick fielen Flor und Oberkleid von den Achseln der Gestalt nieder; eine reitzende Nymphe stand vor ihm, und die überraschten Sinne schwelgten im Anschauen ihrer enthüllten Schönheit. Sie winkte Pöllnern noch ein Mahl, und entfernte sich darauf.

Eine Geistererscheinung dieser Art hat nichts Abschreckendes für einen Mann, den unternehmender Muth und Erfahrung gegen die Folgen gewisser Handlungen gestählt haben. Pöllner begann jetzt ein neues Wagstück, indem er ohne weiteres Nachdenken mit einem Licht' in der Hand der Gestalt folgte, und den Karabiner, als ein wie er glaubte hier unnöthiges Werkzeug, zurück ließ.

Mit aller Gewandtheit des der fliehenden Daphne nacheilenden Apolls schlüpfte Pöllner durch mehrere abgelegene Gänge, und wurde durch das reitzende Phantom eine verborgene Treppe

hinab in den hinter dem Hause liegenden Garten gelockt. Ein Zugwind löschte das Licht bald aus; allein der Schimmer des abnehmenden Mondes war hinreichend, die Spur nicht zu verlieren, bis endlich die Gestalt am Fuß eines Hügels zwischen Klippen und labyrinthischen Gebüschen verschwand.

Hier erst erwachte bey Pöllnern das Nachdenken. Er sah sich an einem in jedem Betrachte verdächtigen Ort' allein, und stutzte noch mehr, als er zwischen den Klippen und Gesträuchen den Schimmer eines Lichts zu erblicken glaubte. Der Gedanke an eine Räuberhöhle, der Alles, was die Furcht ängstigendes hat, umfaßt, bemächtigte sich seiner Sinne; er stand wie angedonnert.

Der helle Schein in dem Gebüsche schien sich zu vermehren, und jetzt war jeder versäumte Augenblick unersetzlich. Wie von einem Traum erwachend kehrte der Erschrockene schnell um, und war etwa noch zwanzig Schritte von der Thür entfernt, durch die er herausgekommen war, als aus dem nahen Gesträuche drey schreckliche Masken mit gezückten Dolchen auf ihn zusprangen, und ihm den Tod droheten, wenn

er nicht augenblicklich nach der Gegend zurück-kehren würde, wo sich der Schein zeigte.

Pöllner sah, daß in dieser dringenden Gefahr nur ein gewagter Entschluß unter dem Schein des Nachgebens ihn retten könnte. Jeder Laut würde ihm das Leben gekostet haben; und doch hing seine Befreyung einzig von dem Umstande ab, der Husarenwache ein Zeichen zu geben. Er hatte die Gegenwart des Geistes, den oben erwähnten Kanonenschläger unvermerkt hervor zu hohlen, und, indem er seinen schrecklichen Führern mit langsamen Schritten folgte, hinter sich zur Erde fallen zu lassen, nachdem er die Spitze des Lichts abgebrochen hatte.

Er that alsdann einige starke Schritte vorwärts, und suchte eine Wendung nach der Seite zu machen, woran ihn aber die Masken hinderten. Mit furchtbarer Stille ging's also immer näher nach dem schauderhaften Buschwerke zu; die erwartete Wirkung des Kanonenschlägers zögerte, und Pöllner's wachsende Furcht gab schon Alles verloren, als endlich der Schlag erfolgte. Im gleichen Augenblick sprangen die Masken in das Gesträuch.

Die berechnete Wirkung des Knalls zeigte sich bald; die Husaren drangen wie Blitze in

den Garten. Pöllner sagte mit wenig Worten: daß es hier nicht richtig sey, sie möchten alle Zugänge, besonders jenes Gesträuch am Fuße des Berges, wohl besetzt halten. Er kehrte alsdann durch die verborgene Treppe nach dem Schlafzimmer zurück, wo er die beyden Offiziere wach, aber voll Bestürzung über sein Verschwinden fand.

"Willkommen, Kamerad!" rief ihm der Rittmeister entgegen; "welches neue Abenteuer hast Du bestanden? Schon gaben wir Dich verloren. Hat Dich dein Talismann wieder gerettet?"

Pöllner erzählte ihnen hierauf den ganzen Vorgang — die Art, wie er in den Garten gelockt worden, seine Gefahr, und durch welches Mittel er derselben entgangen sey. Das Tragikomische der Sache machte das Gespräch lebhaft; der Rittmeister scherzte über Pöllners Dreistigkeit, setzte aber hinzu: "Wenn Du Dienste nehmen willst, so rath ich Dir, nicht noch ein Mahl Deinen Posten zu verlassen, wenn Dir ein Gespenst winkt, das einem hübschen Mädchen gleicht; so was ist bey uns nicht in der Regel."

Jetzt trat ein alter Wachtmeister in das Zimmer, und berichtete, daß man den Garten genau durchsucht, aber nichts Besonderes entdeckt habe; nur hätten sie aus dem hier und da hohl klingenden Hufschlage der Pferde auf unterirdische Gänge und Höhlen geschlossen, deren Eingang aber nicht zu finden gewesen sey. Der Rittmeister befahl ihm, den Garten bis zu ihrem Abzuge besetzt zu halten, und sagte sodann zu seinen Gefährten: "Der Vorfall, Freunde, hat den Schlaf aus unsern Augen verscheucht; meine Ordre lautet nicht auf Zerstörung dieses Raubnestes, wir wollen also den Rest der Nacht fröhlich genießen, und dann mit anbrechendem Tage, Marsch, weiter! — He, Tobys!" Er klingelte.

Der Bediente erschien. "Einen Kaffeh mit Zwieback," rief ihm der Rittmeister entgegen; "aber Alles von dem, was wir mitgebracht haben! Hörst Du?" Wie sollt ich nicht? (erwiederte Tobys;) Wo wäre sonst etwas herzunehmen? Das Haus ist leer, Niemand läßt sich sehen, als eine alte Frau, die man vor hundert Jahren als eine Hexe verbrannt haben würde.

Die Gesellschaft fand den panischen Schrecken des Wirths und seiner sauberen Bundesgenos-

sen sehr unterhaltend; der Rittmeister aber machte die Anmerkung: daß Büberey und Feigheit immer beysammen wären, und er deßwegen bey seiner Schwadron keinen Rekruten annehme, dessen Ehrlichkeit ihm verdächtig sey. Pöllner fühlte das Pikante dieser Bemerkung, hielt aber nicht für gut, darüber laut zu werden. Man brachte den Rest der Nacht mit aufheiternden Gesprächen hin, und man vergaß besonders nicht, sich über alle vorgeblichen Geistererscheinungen lustig zu machen.

Der östliche Himmel begann sich zu röthen; der Rittmeister ließ Marsch blasen, und darauf dem Wirth die Rechnung abfordern. "Der Wirth sey vor Tagesanbruch in dringenden Angelegenheiten verreiset, es stehe Alles in des Herrn Rittmeisters Belieben," war die Antwort von der alten Frau.

"Dringend," sagte der Rittmeister lachend, "mögen die Angelegenheiten wohl seyn, vielleicht halten sie den Herrn Wirth noch lange vom Hause. Pöllner, Du hast ein gutes Werk gethan; man ist dem Bund und seinen Schlupfwinkeln auf die Spur gekommen. Ich wette, das Spukwerk in der Mühle jenseits der alten Burg hat Zusammenhang damit. Ich werde

Anzeige thun, die Vögel sind reif zur Strafe." Wenn das ist (setzte Pöllner hinzu), so hätten wir ihnen auch erst die Flügel stutzen sollen. Doch Scherz bey Seite! Ich folge Dir, und Du hältst Wort, mich bey einem Freykorps unterzubringen. Der Rittmeister gab ihm schweigend die Hand.

Die Trompete ertönte zum andern Mahle. Man zählte soviel, als man verzehrt zu haben glaubte, auf den Tisch, und stieg alsdann zu Pferd. Pöllner schwang sich auf einen raschen Polacken, und mischte sich unter den Haufen. Der Zug ging in militärischer Ordnung fort. Auf dem ganzen Wege bis zur Ankunft im Hauptquartier fiel weiter nichts Merkwürdiges vor.

Unterdessen hatte der Rittmeister die Lage seines alten Freundes überdacht. Er sann ernstlich auf Mittel, diesen guten aber mißgeleiteten Kopf der Gesellschaft wieder zu geben. Der Kriegesdienst schien ihm allerdings dazu der nächste Weg zu seyn. Die militärische Disciplin, dachte er, wird seinem Charakter Stätigkeit geben; seine mit Muth gepaarte Anstelligkeit wird ihn bald auszeichnen, und eben dadurch den schlummernden Ehrgeitz wecken.

Mit diesen Gedanken angefüllt begab er sich bald nach seiner Ankunft zum Befehlshaber

eines neu errichteten Freybataillons, und empfahl seinen Freund. Die Sache fand Schwierigkeit, weil Pöllner nicht anders als Offizier dienen wollte: allein die Vorsprache des Rittmeisters wirkte soviel, daß er endlich als Lieutenant angestellt, und ihm das Patent darüber ausgefertigt wurde — jedoch unter der Bedingung, eine bestimmte Anzahl Rekruten zu stellen.

Der Rittmeister eilte, seinen Freund mit dieser fröhlichen Bothschaft zu überraschen. Er fand ihn am Kamin sitzend in tiefem Nachdenken. "Auf, Kamerad!" rief er ihm entgegen; "keine Plane zu neuen Prellereyen, die Zeiten sind vorüber, und Dir ist eine neue Laufbahn geöffnet. Das zwecklose Leben, welches Du bisher geführt hast, ist Deiner unwürdig, ein Mann von Kopf und Herz muß wenigstens rühmlich enden, was er unrühmlich angefangen hat. Verstehst Du mich?"

Nicht ganz!

"So höre denn! Du bist Lieutenant, aber unter der Bedingung zehen Rekruten zu stellen."

Pöllner fiel bey diesen Worten seinem Freund' um den Hals; die Empfindung lähmte seine Zunge, und er drückte seine Dankbarkeit nur durch Schweigen aus. Als die erste Aufwallung vor-

über war, und die Gedanken sich ordneten, fuhr der Rittmeister fort: "Jetzt nimm einige der Kleinodien, welche das Glück Dir zugeworfen hat, mache sie zu Geld, und dann — ungesäumt fort nach dem nächsten Werbeplatz! Das übrige überlaß' ich Deinem Kopf; Du hast das Mittel in Händen, dein Glück zu gründen. Höre auf, Mensch des Zufalls zu seyn und werde Mann von Charakter!"

Mit einer Wärme, die an Begeisterung gränzte, versprach Pöllner, dem Allem pünktlich nachzukommen. Sein bisheriges Leben, und hauptsächlich die gedrängten Vorfälle der jüngst verflossenen Tage, hatten ihn mit den Gefahren eines unstäten Umherirrens zu sehr vertraut gemacht, um nicht eine gewisse Aussicht dem beständigen Spiele des Zufalls, so günstig solches auch für ihn scheinen möchte, vorzuziehen. Das Ehrgefühl, die stille Begleiterinn jedes von der Natur nicht ganz verwahrlosten Menschen, erwachte; die Winke seines Freundes wirkten, und er beschloß, von nun an einen bessern Gebrauch von einem Talente zu machen, das ihm bisher in jeder mißlichen Lage eine unerschöpfliche Quelle von Hülfsmitteln gewesen war. Ganz von diesem Vorsatze durchdrungen, ergriff er

die Hand des Rittmeisters, drückte sie mit Heftigkeit, und brach in die Worte: Du hast mich mir selbst wieder gegeben, ich danke Dir, Moorfeld!

"Nur nicht zu hastig, alter Frund!" sprach der Rittmeister; "laß dich nie den Instinkt leiten, und vertraue dem Zufall nicht zu sehr, er möchte dich täuschen. Dein neuer Stand wird Dich bald in Lagen versetzen, wo Du alle Gegenwart des Geistes nöthig hast: alsdann, Kamerad, gebrauche Deinen Kopf, aber nimm zugleich guten Rath an, und halte dich an Deine Ordre. Bey dem Soldaten ist der kleinste Fehltritt von Bedeutung."

Durch einen wiederhohlten Handdruck äußerte Pöllner sein dankbares Gefühl. Lachend setzte der Rittmeister noch hinzu: "Ein tüchtiger Kriegesmann wirst Du werden, das verbürgt mir jede Faser, die ich an Dir kenne; aber ganz ohne Abenteuer geht's vor der Hand nicht ab, darauf will ich meinen Leibfuchs verwetten. Alsdann, Kamerad, keine Studentenstreiche, die Dich unglücklich machen oder entehren werden!"

Ein Blick Pöllners, der etwas Empfindlichkeit verrieth, gab dem Gespräch eine andre Wendung. Man ging zu den nöthigen Anstalten

über, und diese wurden nach Kriegesgebrauch so schnell getroffen, daß Pöllner schon am dritten Tage im Stande war, sich nach dem bestimmten Werbeplatz zu verfügen. Dieß war eine Landstadt an der sächsischen Gränze, die mit ihren Manufakturwaren einen nicht unbeträchtlichen Handel trieb. Die beyden Freunde trennten sich mit Gefühl; aber als Männer, und als Deutsche.

Es war Abends spät, als Pöllner in der besagten Stadt ankam, und an nichts weniger dachte, als daß er sogleich in den Fall kommen würde, von seiner Anstelligkeit Gebrauch machen zu müssen. Allein Fälle dieser Art schienen selbst durch einen Kopf, wie der seinige, herbeygeführet zu werden; und der Erfolg zeigte bald, daß der Rittmeister richtig geahndet hatte.

Wegen der eben geendigten Leipziger Messe waren die Wirthshäuser mit Fremden so sehr angefüllt, daß Pöllner nirgends unterkommen konnte. Er meldete sich also beym Magistrat, und bath als eine Militärperson um ein schickliches Quartier. Man gab ihm ein Billet auf eines gewissen Kaufmanns Haus, und zugleich einen Wegweiser, der ihn dahin bringen mußte.

Er fand die Hausthür verschlossen; es währte lange, bis ihm auf wiederhohltes Anklopfen geöffnet wurde. Eine Verlegenheit, die man nicht verbergen konnte oder wollte, gab ihm bald zu erkennen, daß er kein willkommener Gast sey. Nach einigen Fragen, die man ihm nur halb beantwortete, gab er der Magd zu verstehen, daß er den Hausherrn zu sprechen wünsche. Ihr Herr sey noch nicht aus der Messe zurück gekommen, war die Antwort. "Nun so melde Sie mich bey der Dame vom Hause."

Die Magd ging, und bald darauf erschien eine reitzende Schöne, nachlässig aber mit Geschmack gekleidet.

Pöllner begrüßte sie, überreichte sein Billet mit aller dem schönen Geschlechte schuldigen Ehrerbiethung, die von der Dame mit einer kalten Höflichkeit erwiedert wurde. Sie gab ihm das Billet, nachdem sie es flüchtig angesehen hatte, mit der Entschuldigung zurück: daß es ihr unmöglich sey, in Abwesenheit ihres Mannes eine fremde Mannsperson in ihr Haus aufzunehmen, und sie hoffe, der Herr Lieutenant werde ihr Zartgefühl in diesem Stücke schonen.

Es bedurfte nur einer geringen Menschenkenntniß, um das Gesuchte in dieser Wendung zu fühlen; auch ließ sich Pöllner, der seine neue Wirthinn sehr reitzend fand, dadurch nicht irre machen, und antwortete so fein als entschlossen: "Madam, es ist spät, und aus mehrern Gründen unschicklich, den Magistrat um ein anderes Billet anzugehen. Ich ehre die Zartheit Ihrer Gesinnungen, und wünsche nichts mehr, als Ihnen Beweise davon geben zu können. Lassen Sie, meine schöne Wirthinn, mich keine Fehlbitte thun, und nehmen Sie wenigstens einige Rücksicht auf die Vorrechte des Standes, zu dem ich gehöre."

Die Frau, welche aus der Entschlossenheit des Offiziers gar wohl merkte, daß sie seiner nicht los werden würde, befahl der Magd, ihn in das zur Rechten liegende Zimmer im obern Stock zu führen.

"Madam," nahm dieser das Wort wieder auf, "ich bin Ihnen für diese Willfährigkeit verbunden, von der ich ohne dringende Noth keinen Gebrauch machen würde. Lassen Sie mich der Versicherung, daß ich Ihnen so wenig als möglich lästig seyn werde, noch die Bitte um

etwas kalte Küche beyfügen; ich will sehr gern bezahlen."

Mit einem lebhaften Unwillen gab ihm die Frau zu erkennen: daß hier kein offenes Wirthshaus sey, und daß sie es doppelt unschicklich fände, diesem Begehren in Abwesenheit ihres Mannes zu willfahren. Auch habe sie nichts vorräthig, und sie könne ihm bloß eine angenehme Ruhe wünschen.

Einen Weiberkenner, wie Pöllner, mußte dieses etwas unhöfliche Betragen seiner Wirthinn mehr ahnden lassen, als in ihren Worten lag. Da er's aber nicht für rathsam hielt, seinen Argwohn zu äußern, so machte er der Dame eine stumme Verbeugung, und ging mit dem Vorsatz, sie unvermerkt zu beobachten, die Treppe hinauf.

Man wies ihm ein Zimmer an, das dem Wohlstande, den das ganze übrige Haus zu verrathen schien, nicht sehr angemessen war, und wo er außer einem ziemlich schlechten Bette wenig Bequemlichkeit fand. Er machte indessen keine Umstände, und beantwortete die Frage der Magd: ob er noch etwas zu befehlen habe? mit einem kalten Nein. Er warf sich nur halb entkleidet auf das Bett, und suchte das Unangenehme seiner Empfindungen im

Lethe eines wohlthätigen Schlummers zu ertränken. Vergeblich! Das Bild seiner Wirthinn, ihr Betragen, und was er daraus folgerte, auf einer — die Bedürfnisse seines Magens auf der andern Seite, ließen ihn nicht einschlafen.

Ein Getöse, das in einem untern Zimmer die Anordnung einer Mahlzeit zu verrathen schien, machte ihn aufmerksam. Das Regen und das Gerede wurde immer bedeutender, und Pöllners Neugierde immer mehr gespannt. Er glaubte sogar eine männliche Stimme zu hören. Sachte stand er vom Lager auf, und öffnete behuthsam die Stubenthür. Er horchte, schlich endlich hinaus, und immer weiter vorwärts, bis er allmählich die Treppe herunter kam. Hier bemerkte er die Emsigkeit einer aus und eingehenden Magd. Er nahm den Augenblick wahr, als sie eben nach der Küche ging, sich in einen hinter dem Wohnzimmer herlaufenden Gang zu stehlen, der durch einen matten Schein erleuchtet war. Zu seinem Vergnügen entdeckte er, daß die Beleuchtung von einem Fenster dieses Zimmers herrührte, das auf den Gang sah, und in einem Thürflügel angebracht war. Er nahte sich diesem Fenster, von dem man fast das ganze Zimmer übersehen konnte, und fand

seine Vermuthungen auf eine überraschende Art bestätigt.

Ein für zwey Personen gedeckter Tisch, mit einem niedlichen Abendessen besetzt, zog seine Blicke instinktmäßig an, denn die Bedürfnisse seines Magens wurden immer lauter. Auf einem Bület zur Seite standen nebst einem ausgesuchten Nachtische von Obst und Gebackenem zwey krystallene Flaschen, deren goldgelbe Tinktur ihm in seiner jetzigen Lage eine wahre Panazee schien, und ihn kaum die weit anziehendere Szene auf dem neben stehenden Sopha bemerken ließ.

In der reitzendsten Attitude, die eine üppige Phantasie erschaffen, und der Pinsel eines Zoffany oder Böttners ausdrucken kann, sah er seine Wirthin neben einem jungen Manne sitzen, den er der Kleidung nach für einen Civilbeamten oder Advokaten hielt. Ihre Wangen hatte die Liebe mit Karmin getuscht; die brennenden Augen schwammen in wollüstigen Thränen, wie zwey Sterne, die eine Morgenwolke durchblinken. Das dunkele Haar floß nachlässig um die enthüllten Reitze eines blendend weißen Busens, dessen nie rastendes Steigen und Fallen den innern Aufruhr nur zu deutlich aus-

druckte. Der glückliche Liebhaber hatte seinen Arm um ihren Nacken geschlungen, und sog von Zeit zu Zeit den Nektar ihrer Lippen ein.

Eine Szene dieser Art mußte jede schlummernde Begierde bey Pöllnern wecken, und alle seine Verschlagenheit auffordern, aus dem, was ihm der Zufall darboth, Vortheil zu ziehen. Die niedliche Abendmahlzeit, und das reitzende Bild seiner Wirthinn waren beyde gleich anziehend, und vermehrten mit jedem Augenblick seine Ungeduld. Unwille, Eifersucht, und die Bedürfnisse seines Magens kämpften gegen einander; ein Plan drängte den andern, nachdem diese oder jene die Oberhand hatten.

Aller Heftigkeit seiner Aufwallungen ungeachtet würde diese Unentschlossenheit vielleicht noch eine Zeitlang gedauert haben, wenn nicht auch hier wieder der Zufall Pöllners Wahl bestimmt, und seinem Talente, jede Laune des Glücks zu nutzen, einen neuen Schwung gegeben hätte. Das liebende Paar erhob sich vom Sopha, und setzte sich zu Tische. Dieser Augenblick entschied.

Berauscht von verbothenen Freuden, dachte weder die Dame noch ihr Liebhaber an etwas Arges, als ein heftiges Pochen an der Hausthüre sie in ihrem Liebestaumel störte.

Erschrocken stürzte die Magd in das Zimmer, und keuchte die halblauten Worte: der Hausherr sey vor der Thüre. Die Dame und ihr Gesellschafter fuhren zusammen, und verloren in der ersten Bestürzung alle Fassung. Gleichwohl war die Gefahr dringend, und nur ein schneller Entschluß konnte die Liebenden retten.

Der Advokat raffte Hut und Stock auf, und verbarg sich hinter den Vorhängen des im Alkoven stehenden Bettes. Indessen waren Frau und Magd beschäftigt, den Tisch schleunig abzudecken, und allen Vorrath in einen großen Wandschrank zu schaffen. Dem Hausherrn wurde durch das Fenster zugerufen: man suche den verlegten Schlüssel, er möge sich nur einen Augenblick gedulden.

Die Dame brachte sodann ihre Kleider in eine schickliche Ordnung, und warf Rauchwerk auf das Feuer im Kamin, um allen verrätherischen Duft unwirksam zu machen. Nachdem man diese und viele andere Vorsicht gebraucht hatte, ging endlich die Magd mit einem Licht in der Hand hastig hinab, um ihrem Herrn, den man ziemlich lang hatte warten lassen, die Thüre zu öffnen.

Pöllner hatte dieß Alles unvermerkt beobachtet, und sann bereits auf Mittel, sowohl seine eignen Wünsche zu befriedigen, als die schöne Dame aus ihrer Verlegenheit zu reißen. Seine Geistesgegenwart gab ihm bald einen Anschlag ein, zu dessen Ausführung ihm nichts nöthig schien, als eine vorläufige Kenntniß von der Sinnesart des Hausherrn, und dem Maße seiner Verstandeskräfte. Er gewann es also über seine Ungeduld, noch eine Zeitlang den Beobachter zu machen.

Die Frau empfing ihren Mann mit einer feurigen Umarmung. "Du hättest," sprach die Heuchlerinn, indem sie den Ermüdeten nach dem Sopha führte, "mich nicht angenehmer überraschen können. So bald, mein Schatz? Diese noch nicht erwartete Zurückkunft beweist mir Deine Liebe (hier küßte sie ihn). Eins nur verbittert mir die Freude: Du bedarfst Stärkung, und ich bin auf deine Ankunft nicht vorbereitet."

Das thut nichts, bestes Weibchen! erwiederte der Mann; gib nur, was das Haus darbiethet, der Hunger würzt jedes Gericht. Hast Du schon zu Nacht gespeiset?

"Ich?" versetzte die Frau mit einem Blicke, der aus Lachen und verstellter Verwunderung

zusammen gesetzt war; "glaubst Du denn, daß ich in Deiner Abwesenheit damit viele Umstände mache? Ein Butterbrod, und etwa ein gebratener Apfel ist für mich und meine Mägde die ganze Verköstigung. Willst Du, so soll gleich ein Eierkuchen gebacken, und etwas Eingemachtes aus dem Keller gehohlet werden."

Gut, gut, mein Kind! Mache nur hurtig, und laß einige Bouteillen von meinem Hochheimer mit herauf bringen. Aber wozu das große Feuer da im Kamin?

"Ach! mein Schatz, Du bringst mich da auf einen Punkt, den ich gleich hätte berühren sollen; aber die Freude über Deine Rückkunft ließ mich Alles, selbst meinen Unstern, vergessen."

Deinen Unstern, liebes Weibchen? wie so?

"Höre nur, ein fremder Offizier hat sich, meiner Widersetzung ungeachtet, bey uns einquartiret. Schrecken und Aergerniß, daß ich in Deiner Abwesenheit eine fremde Mannsperson aufnehmen mußte, haben mir eine Kolik zugezogen. Ich ließ also Feuer anmachen, um mir Servietten zum Ueberschlagen wärmen zu lassen."

Die schöne Ungetreue spielte ihre Rolle so gut, daß sie bey dieser Stelle hitzig zu werden anfing. Der Mann, welcher wirklich ihrer Ge-

sundheit wegen besorgt war, suchte sie daher zu besänftigen, und sprach: Nu, nu, wenn es das nur ist! Dem Kriegesstande muß man schon etwas zu gut halten, und ich denke, der Offizier wird ein rechtlicher Mann seyn. Wirklich, es thut mir leid, daß er, wie es scheint, hungrig schlafen gehen mußte; so was ist nicht zum Spassen, wie ich gar wohl fühle. Ist es schon lange seit seiner Ankunft?

"Etwa eine gute Stunde. Er mag fest genug schlafen, und ich wenigstens will ihm seine Ruhe nicht mißgönnen."

Bis hierher hatte sich das Gespräch fortgesponnen, als Pöllner, der nicht nöthig fand, den Verfolg desselben abzuwarten, ganz leis' auf sein Zimmer zurück schlich. Die wenigen Züge, die er von dem Charakter des Ehemanns aufgefaßt hatte, waren ihm hinreichend, sich daraus ein Bild des Ganzen zu entwerfen, das ihm die Ausführbarkeit seines Plans verbürgte. Er schloß aus dem, was er gesehen und gehört hatte, auf eine gutmüthige Leichtgläubigkeit seines Wirthes, und einen Grad von Geisteskultur, der nicht über den Gesichtskreis gewöhnlicher Handlungsgeschäfte hinaus ging. Dieß war es gerade, was er bedurfte.

Als ein Eingeweihter in den Geheimnissen der Venus Volgivaga, und vielleicht gewiegt von der Hoffnung, die Stelle des Advokaten einzunehmen, hatte Pöllner nicht Lust, seine Wirthinn zu verrathen, sondern nur die Ergetzlichkeiten einer guten Abendmahlzeit mit diesem Ehepaare zu theilen, und die Dame selbst durch einen Meisterzug von Verschlagenheit aus ihrer mißlichen Lage zu reißen.

Er kleidete sich, zur Ausführung seines Plans völlig entschlossen, hurtig wieder an, und nahm wohlbedächtlich einen frisch geschälten Haselstock, den er von ungefähr mitgebracht hatte, zur Hand. Dann ging er die Treppe hinab, gerade nach dem Zimmer, wo weibliche List, und die Furcht entdeckt zu werden, eine der sonderbarsten Rollen spielten, indessen der arglose Ehemann sich der Erhohlung von dem Ungemach der Reise überließ.

Pöllner klopfte an. Herein! rief ihm die Dame entgegen, stutzte aber nicht wenig, als sie den Offizier erblickte. Sie befürchtete mit Grund, er möchte sie belauscht haben; doch war sie verschmitzt genug, ihre Unruhe nicht merken zu lassen. Der Ankömmling bezeigte dem Hausherrn seine Ehrerbiethung, und entschul-

digte sich wegen der Verlegenheit, die er seiner Gattinn verursacht habe. "Er hoffe," setzte er hinzu, "die Madam werde sich nicht über ihn beschweren können." Nein, gab die Listige darauf zur Antwort, ich kann mich über Sie nicht beschweren, und wenn ich bey Ihrer Ankunft einiges Mißvergnügen blicken ließ: so werden Sie es mit dem Zartgefühl einer Frau in meiner Lage gütig entschuldigen. Jetzt, mein Herr, sind Sie mir und meinem Manne willkommen; ich beklage nichts mehr, als daß wir Sie bey später Nacht nicht anständig bewirthen können.

"Darüber machen Sie sich keine Sorgen, Madam," sagte Pöllner mit einer gewissen geheimnißvollen Miene; "gerade diesem Umstande verdank' ich die Gelegenheit, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl Beweise meines Zutrauens zu geben." Er wandte sich alsdann gegen den Ehemann, und fuhr fort: "Sie haben, mein Herr, noch nicht zu Nacht gespeiset, ich auch nicht, und wir sind beyde hungrig. Gefällt es Ihnen, so will ich bald für uns drey eine gute Abendmahlzeit herbey schaffen."

Die Frau stand vor Schrecken wie versteinert. Der Mann aber, welcher von den Worten des Offiziers nichts begriff, sprach zu ihm:

Wie wäre das möglich, mein Herr? So spät wird man in der ganzen Stadt nichts mehr bekommen; wir müssen also vorlieb nehmen mit dem, was das Haus liefert, welches wenig genug seyn wird.

"Dieser hier," nahm Pöllner das Wort wieder, indem er den weißen Stab vorzeigte, wird das Alles möglich machen. Aber kann ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen?"

Der Hausherr stutzte, und die Frau, welche immer das Aergste vermuthete, bath den Offizier, sie nicht in Verlegenheit zu setzen.

"Fürchten Sie nichts, Madam!" fuhr dieser fort; "ich habe zu viel Achtung gegen das schöne Geschlecht, um etwas Ihnen Mißfälliges zu thun." Er wiederhohlte hierauf gegen den Ehemann die Frage: "Kann ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen?"

Warum nicht? antwortete derselbe langsam und nach einer Pause.

"So vernehmen Sie denn, ich bin ein Geweihter in den Geheimnissen der höhern Magie. Einer, der um mich ist, und den Sie weder sehen noch hören, wird meinen Willen ausrichten. Ich weiß, die Zahl derer, welche an die Einwirkung der Geister nicht glauben, heißt

Legion: aber ich freue mich, Ihnen den Beweis in die Hände zu geben, daß zwischen Himmel und Erde vieles geschieht, was die dürftige Philosophie der Stubengelehrten geradhin für unmöglich erklärt. Nur muß Alles unter uns bleiben, darum bitt' ich noch einmahl."

Der vorgebliche Thaumaturg nahm hierauf eine feyerliche Stellung an, und beschrieb mit dem Stabe, den er in seiner Hand hielt, einen Kreis um sich her. Alsdann zog er seine Brieftasche hervor, schlug die Schreibtafel auf, und murmelte einige unverständliche Worte. Endlich nahm er eine bestimmte Richtung gegen den Alkoven an, und sprach ganz vernehmlich:

"Ich befehle Dir, Beel-Asroth, getreuer Ausrichter meiner Aufträge, für meinen Herrn Wirth, dessen Gattinn und mich unverzüglich eine Abendmahlzeit herbey zu schaffen, wie ich sie Dir an jenem Abend in Venedig auftrug, als mein Gondolier sich verirret, und mich nebst den beyden Engländern vor einem fremden Quartier ausgesetzt hatte. Damit Du aber hier keinen Schrecken verursachest, so will ich, daß Alles ohne sichtbare Erscheinung in jenen Schrank dort zur Stelle geschafft werde. Du wirst in demselben zwey leere Flaschen finden, fülle sie

mit dem besten Rheinwein, und entledige dich Deines Auftrags bald. Zwey Minuten sind verflossen, fünf bleiben Dir noch übrig: aber Beel-Asroth ist nicht der langsamste unter den Geistern!"

Hierauf wiederhohlte Pöllner die Pantomime mit dem Stab und der Schreibtafel, zog alsdann seine Taschenuhr hervor, und steckte sie nach Verlauf von fünf oder sechs Minuten wieder ein.

Der staunende Ehemann und seine Gattinn sahen dieß Alles mit sehr verschiedenen Empfindungen an. Der geglaubte Zauberer aber, nachdem er sich dem Scheine nach gesammelt hatte, machte beyden ein verbindliches Kompliment, und bath, den Schrank öffnen zu lassen. "Sie werden," setzte er lächelnd hinzu, "bald sehen, wie weit die Kräfte und der Gehorsam meines Beel-Asroth gehen."

Wenn man Gedanken bis in ihren ersten Ursprung verfolgen und darstellen könnte, so müßte das, was in diesem Augenblick in der Seele des Mannes und seiner Gattinn vorging, ein sehr unterhaltendes Gemählde für den Menschenbeobachter seyn. Die gespannte Erwartung des erstern gönnte der betäubten Vernunft nur

kurze Augenblicke der Erhohlung; und auch in diesen Zwischenräumen wurden die Eindrücke der Gegenwart durch den Nebenbegriff eines Unbekannten, der sich ausdrücklich für einen Eingeweihten in den Mysterien der höheren Magie ausgab, so sehr verstärkt, daß kein aufsteigender Zweifel sich bis zur Ueberzeugung läutern konnte.

Ganz anders waren dagegen die Gedanken und Empfindungen der Frau, deren peinigender Kampf sich jetzt in einer behaglichen Stille verlor. Sie erkannte mit innerem Wohlgefallen die Verschlagenheit des Offiziers, und daß er nicht Lust hatte, sie zu verrathen, sondern nur an den Freuden dieses Abends Theil zu nehmen. Ihr Vertrauen gegen ihn wurde so stark, daß sie von Stund an beschloß, die Farce selbst ausspielen zu helfen.

Sie brach also die bisherige Unentschlossenheit, und öffnete den Schrank. Keine Worte vermögen das Erstaunen auszudrücken, womit der getäuschte Ehemann die Speisen anstarrte. Die Frau schien ganz außer Fassung zu seyn, und erklärte, daß sie von diesem wesenlosen Blendwerke schlechterdings nichts anrühren werde.

"Blendwerk, Madam?" sprach der vermeinte Schwarzkünstler, "nein, ich versichere

Sie, Alles, was Sie sehen, ist wirkliche Natur — nur von Geisterhänden zubereitet, deren Schnelligkeit Sie freylich in Verwunderung setzen muß. Lassen Sie decken und auftragen; es wird uns allen wohlthun!"

Die Frau, welche übrigens von der natürlichen Zubereitung dieser Speisen sehr überzeugt war, spielte die Unglaubige mit aller weiblichen Verschlagenheit, und beharrte auf ihrer Weigerung. Die herein gerufene Magd that das nähmliche; doch ließ sie endlich sich überreden, den Tisch zu decken. Der Offizier griff alsdann zu, und besetzte die Tafel mit den vorgefundenen Gerichten, nebst zwey großen Weinflaschen. Er suchte sodann durch Liebkosungen seine schöne Wirthinn zur Theilnahme an der Abendmahlzeit zu bewegen, die denn nach langem Sträuben sich endlich bequemte, und ihren Mann ein gleiches zu thun bewog.

Bey diesem letztern waren indessen die Zweifel noch keinesweges ganz erstickt; wankend nahm er seinen Stuhl ein, und geheimer Schauder ergriff ihn, als der Offizier ihm vorlegte. Allein der Reitz des stärkern Sinnes behielt doch endlich die Oberhand; man überzeugte sich von der substanziellen Beschaffenheit dieser Speisen, und überließ

sich nun zwanglos dem Vergnügen, welches durch das Außerordentliche der ganzen Sache noch mehr gewürzt wurde.

Die wohlthätigen Wirkungen des Weins brachten unter diesen drey Menschen, deren jeder ein so verschiedenes Interesse hatte, eine Art von Traulichkeit hervor, die an die Familiengelage unserer Vorfahren erinnerte, wo das Wunderbare ein Hauptstoff der Unterhaltung, und eines gewissen schauerlichen Vergnügens war. Natürlich fiel das Gespräch auf den beliebten Wundermann der Deutschen, Doktor Faust. Pöllner erzählte viel von dessen Künsten und Abenteuern, und versicherte, daß er eben die Geheimnisse besessen habe, durch welche in neueren Zeiten sein Lehrmeister, der Araber Omar-Kuli, so berühmt geworden sey. Die schöne Wirthinn trug ihrer Seits durch Fragen und Antworten nicht wenig bey, den Glauben ihres Mannes an alle diese Sachen immer mehr zu befestigen, ohne noch die Absicht des Offiziers zu errathen.

"Es ist tief in der Nacht, Sie bedürfen der Ruhe," sprach dieser endlich und stand vom Stuhl auf. Der Hausherr that deßgleichen unter wiederhohlten Versicherungen, daß er in langer Zeit nicht

so wohl verköstigt worden sey, und daß er von nun an die Allgewalt magischer Künste nicht mehr bezweifle. "Sie können übrigens auf meine Verschwiegenheit rechnen," setzte er sehr naiv hinzu.

"Gut, mein Herr!" sagte darauf Pöllner, "ich freue mich, wenn Sie mit mir und meinem Dienstbaren zufrieden sind. Aber noch ein Schritt ist zu thun, bevor ich Ihre Danksagung annehmen kann. Ich werde Ihnen jetzt denjenigen zeigen, durch dessen Mitwirkung dieß Alles geschehen ist."

Die Dame fuhr bey diesen Worten vor Schrecken zusammen, faßte sich aber bald, und sprach, indem sie dem Offizier heimlich die Hand drückte: "O, mein Herr, thun Sie das nicht!"

Pöllner, der den Grund ihrer Angst bald begriff, erwiederte den Handdruck, und bath sie, nichts Arges zu fürchten. "Gewisse Verhältnisse des Geisterreichs," setzte er hinzu, "machen in unserm, und jedem ähnlichen Fall eine Erscheinung nothwendig. Sie wird aber augenblicklich seyn, und ohne Gefahr vorüber gehen; nur bitte ich, alle Thüren öffnen zu lassen, ich kann sonst für keine Folgen haften."

Der Mann stutzte von neuen: die Frau aber, welche mit einem Mahl den Plan des Offiziers errieth, öffnete die Stubenthür, und rief mit verstellter Aengstlichkeit ihren Mägden zu: daß sie die Riegel der Hausthüre zurück schieben, und den Ausgang frey machen möchten.

Als dieß geschehen war, näherte sich Pöllner dem Alkoven, und sprach mit vernehmlicher Stimme: "Du, der du uns sehen und hören kannst, obgleich Dich niemand sah, Deine Zeit ist vorüber. Ich bin mit der Ausrichtung deines Auftrags zufrieden, und entlasse Dich deiner Dienste. Scheide nun in der Gestalt eines Advokaten von hinnen!"

Kaum hatte der hinter dem Bette versteckte Liebhaber (der, wie man denken kann, sich bisher in einer sehr unangenehmen Lage befunden hatte,) diese Trostworte vernommen, als er mit dem Hut unter dem Arme hastig, aber todtenblaß, hervorstrich, und mit großen Schritten durch die offene Thüre, die Treppe hinunter eilte.

Das Wagestück war kühn, aber wohl berechnet, und gelang daher vollkommen. Der auf jede Täuschung vorbereitete Ehemann taumelte vor Entsetzen auf einen Stuhl, und hielt beyde Hände vor die Augen. Ein Zittern der Glieder

ergriff ihn, und er war der Ohnmacht nahe. Die Dame aber, die sich nun auf einmahl aller Sorgen und aller Furcht der Entdeckung entladen sah, verbarg ihre innere Freude unter dem Geberdenspiel eines Schreckens, der an Wahnsinn gränzt. Ihre Nerven schienen abgespannt, sie sank nieder — doch so, daß sie von dem galanten Zauberer, der diese Szene erwartet hatte, noch aufgefangen wurde. Er suchte ihr Riechfläschchen, und bediente sich dessen mit so guter Wirkung, daß sie nach einigen Minuten sich erhohlte. Sie sah starr nach dem Alkoven, als ob sie den Gegenstand ihres Schreckens suchte. Der Thaumaturg redete ihr zu, und versicherte, daß nun Alles vorüber, und nichts weiter zu besorgen sey.

Indessen kam auch der Mann zu sich selbst, und eilte nun gleichfalls, seiner Gattinn Hülfe zu leisten. Sie reichte ihm sprachlos die Hand, und er küßte sie. Allmählich fanden sich, wie es schien, die Lebensgeister wieder ein; die Dame überließ sich ihrer vorigen Lebhaftigkeit — nachdem sie wiederhohlt gefragt hatte: ob der Geist auch zur Thür hinaus gegangen sey?

Sie sehen, mein Herr, (sagte der Ehemann) welchen Schrecken diese Erscheinung mir und meiner Frau eingejagt hat. Ich bin wegen der

Folgen desselben nicht außer Furcht; und so sehr ich Ihnen für die herrliche Bewirthung verbunden bin, so ist sie doch durch einen Ausgang, der das Leben meiner Frau in Gefahr setzt, zu theuer erkauft. Ich wollte lieber drey Tage hungern, als um solchen Preis noch einmahl schwelgen.

"Darüber," versetzte Pöllner lächelnd, "machen Sie sich keine Sorgen. Die Geister sind nicht so leicht zu bemühen, als Sie wohl denken; es gehören außerordentliche Veranlassungen, und von meiner Seite nicht geringe Aufopferungen dazu, mit denen ich Sie nicht bekannt machen darf. So lang ich noch bey Ihnen bin, wird Beel-Asroth sich weder sehen lassen, noch wirksam seyn. Von nun an betrachten Sie mich als einen ganz gewöhnlichen Menschen, aber auch als einen warmen Freund Ihres Hauses!"

Hiermit empfahl sich der Thaumaturg dem beyderseits sehr zufriedenen Ehepaar, und begab sich zur Ruhe — nicht wenig geschmeichelt durch die gelungene List, und durch die Hoffnungen einer gewissen Art, die er darauf baute.

Am nächsten Morgen nahm Pöllner die Gelegenheit wahr, seiner schönen Wirthinn beym Theetische den Hof zu machen. Eine aufsteigende

Röthe verrieth ihre Schuld, und hob ihren Liebreitz, als sie den Offizier erblickte. Dieser aber, welcher mit ihrem Charakter schon hinlänglich bekannt war, vergaß nicht, durch einen immer raschern Stuffengang der Unterhaltung um ihre Gunst zu werben. Nach dem wichtigen Dienste, den er ihr geleistet hatte, konnte es ihm auch nicht leicht fehlschlagen. In wenig Tagen sah er sich im Besitz aller Gunstbezeugungen, womit die Dame bisher den Advokaten beglückt hatte. Oft hat man nachher aus seinem Munde gehöret: daß er die Tage seines zweymonathlichen Aufenthalts in diesem Haus unter die vergnügtesten seines Lebens zähle.

Das Freykorps bekam Befehl zum Aufbruch, und Pöllner wurde zurück berufen. Er schied mit inniger Rührung von seiner schönen Freundinn, die ihm zum Andenken ihr in Gold eingefaßtes Miniaturbildniß mitgab. Der Ehemann selbst versicherte ihn beym Abschiede seiner fortwährenden Freundschaft, und — Erkenntlichkeit.

Von nun an betrat Pöllner eine ganz neue Laufbahn. Die strenge Subordination, und die Pünktlichkeit, welche der Kriegesdienst erfordert, brachten ihn bald zu einem zweckmäßigern Ge-

brauche seiner Anstelligkeit, indem sie ihn zugleich seine Zeit eintheilen, und die wissenschaftlichen Ideen, die er von der Universität mitgebracht hatte, ordnen und in vorkommenden Fällen anwenden lehrte. Die Gelegenheit, sich zu zeigen, blieb nicht lange aus; der neue Krieger that Wunder in solchen Vorfällen, wo die Gegenwart des Geistes, und eine augenblickliche Anwendung mathematischer und taktischer Grundsätze entscheidet.

Der Rittmeister von Moorfeld hatte Pöllnern sehr richtig beurtheilt. Der große Mann, und der unternehmende Abenteurer sind vielleicht nur durch die Art ihrer Kraftäußerungen verschieden, die durch Erziehung und den Zusammenfluß äußerer Verhältnisse bestimmt wird. Was der lieblose Tadel Ausschweifungen schilt, sind meist Ausbrüche mißgeleiteter Talente, die, weil es ihnen an einem bestimmten Wirkungskreise fehlt, in das Abenteuerliche übergehen, und in zwecklosen oder selbst strafbaren Unternehmungen glänzen. In jeder Lage, die veredelnde Gesinnungen einflößt, konnten sie vielleicht für den Staat und die Menschheit wohlthätig werden.

Der Ruf von Pöllners Wohlverhalten drang bis in seine Vaterstadt. Man unterhielt sich

einst in einer gemischten Gesellschaft von seinen Thaten; ein junger Philosoph, der erst kürzlich von der Universität zurück gekommen war, erhob sich sehr gravitätisch, und warf die Frage auf: "Ob nicht diese schönen Thaten durch eine zweckmäßigere Entwickelung der Geistesanlagen hätten gefrühzeitigt, und von den Schlacken, aus denen sie nachher hervorgingen, gereinigt werden können? *)"

*) Diese Erzählung steht, mit vielen Veränderungen und einem ganz anders motivirten Ausgange, im 6 Stücke des von Hrn A. Hennings herausgegebenen Musageten (Altona 1799.) und ist nachher auch besonders, "als Gespenster-Geschichte und Ritter-Roman," vom Verleger ausgegeben worden. Ohne indessen den zum Theil sinnreichen Veränderungen des Hrn. H. zu nahe zu treten, glaubte ich doch, es den Lesern dieser Sammlung schuldig zu seyn, ihnen den ganzen Aufsatz gerade so zu geben, wie ihn der seel. Engelschall für den Druck bestimmt hatte.

v. H.

XI.

Geschichte der Kunst.

Ein Fragment.

Kunstgeschichte des Jahres 1794.

Unter einem nördlichen Klima, und unter einem Volk, welches lange Zeit mit den Waffen in der Hand seine Unabhängigkeit gegen die Römer behaupten mußte, welches sogar von diesen seinen Feinden die ersten Begriffe eines feineren Lebensgenusses empfing, konnte natürlicherweise die Morgenröthe der eigentlichen Kunst erst spät anbrechen. Fast auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse eingeschränkt, fern von allen Vorbildern des Schönen, sah der Deutsche nichts um sich her, was den geschäftigen Trieb, erhaltene Eindrücke zu versinnlichen, für die Kunst hätte veredeln können.

Eine Art von Kunsttrieb war indessen wirklich vorhanden, — selbst unter den ältesten Bewohnern Deutschlands, wie so manche Ge-

bräuche unserer Vorfahren, besonders ihre gemahlten Schilde, beweisen.

Als in der Folge die Kultur ihre wohlthätigen Strahlen verbreitete, als mit einer milderen Natur sich auch die Sitten humanisirten, wurde der schlummernde Sinn für die Kunst immer mehr geweckt und ausgebildet. Nach einer freylich oft unterbrochenen Pflege von mehrern Jahrhunderten, war zu erwarten, daß in neueren Zeiten die Kunst in dem gebildeten Deutschland den Gipfel ihrer Höhe erreichen würde. Bis jetzt aber fehlt noch viel, daß sie Alles das geleistet hätte, was sie, nach dem Geist und den Anlagen des Volks zu urtheilen, hätte leisten können. Es war nicht Mangel an Energie, sondern Druck von außen, der sie bey allem ihren Aufstreben niederhielt.

Der dem Deutschen so eigne Sinn für die Schönheiten der Natur, sein inniges Gefühl, seine Wahrheitsliebe, und seine Stimmung für das Erhabene, müssen nothwendig in einer glücklichen Mischung die Liebe zur Kunst nähren, und selbst große Künstler hervorbringen. Allein nur zu oft wird diese Mischung durch eine fehlerhafte Erziehung, durch früh eingesogene Meinungen, und durch den Druck äußerer

Verhältnisse gestört. Die Folge dieser Trennung ist entweder Empfindeley, oder Ueberspannung, in den meisten Fällen aber Trockenheit und ein gewisser Hang am Kleinlichen.

Was die Erziehung bey dem Deutschen verdorben hat, wird durch die politische Lage seines Vaterlandes, die den Gemeinsinn erschweret, nicht verbessert. Man darf sich also nicht wundern, daß bey so vorzüglichen Anlagen des Volks die Kunst dennoch lange Zeit in einer Art von Mittelmäßigkeit blieb.

Die Hindernisse des Weiterkommens in jeder Art von Kultur liegen fast immer entweder im Nichtgebrauche, oder in einer falschen Richtung vorhandener Kräfte. Trügt mich nicht Alles, so ist hauptsächlich die erste dieser Ursachen auf die Kunstgeschichte der Deutschen anwendbar.

Der Nichtgebrauch vorhandener Kräfte ist die nächste Folge von der Vereinzelung der Zwecke, und dem daher entstehenden Mangel an Gemeingeiste. Soll irgend ein Produkt der schönen Kunst einen allgemeinen Eindruck machen, so muß die Ideenverbindung, d. i. die Art, wie wir einen Gegenstand des Denkens und Empfindens aufnehmen, nicht nur eine vorzügliche Stärke und Bestimmtheit, sondern auch

eine gewisse Allgemeinheit der Form haben, wodurch sie für jeden sich dieser Form nähernden Eindruck empfänglich wird. Diese Allgemeinheit der Form der Ideenverbindung wird aber durch nichts mehr geschwächt, als durch ein getrenntes Interesse der verschiedenen Provinzen, welche den ganzen Volksstamm ausmachen. Gerade dieß ist die Lage der Völkerschaften deutscher Nation; von je her wurden die edelsten Kräfte derselben durch den Druck widerstreitender Absichten gelähmt.

Da der Deutsche in dem engen Bezirk seiner Provinz die geahndete Größe einer Kunst oder Wissenschaft nicht findet, und bey seinen unter einer andern Landeshoheit lebenden Mitbürgern aus Neid nicht finden will: so ist er mehr als jeder andre geneigt, sie im Auslande zu suchen.

Vergeblich beruft man sich auf den Gemeingeist der älteren Bewohner Germaniens zur Zeit der Römer. Dieser edle Zug im Charakter unsrer Vorfahren ist im gegenwärtigen Falle nicht anwendbar. Die Verbindung zu einem gemeinschaftlichen Interesse lag größten Theils in der drohenden Gefahr bey Annäherung eines Alles zermalmenden Feindes. Außerdem muß man bedenken, daß der Krieg durch Erregung

und Befriedigung heroischer Leidenschaften die diesen entgegen gesetzten Empfindungen niederhält, und daß er überhaupt eben so sehr bindet, als er trennt.

Ganz anders verhält es sich, wenn von den Künsten des Friedens und ihrer Anwendung zu Weckung patriotischer Tugenden die Rede ist. Der ruhigere Gang verfeinerter Ideen läßt den Leidenschaften der Eigensucht, des Neides, der Schadenfreude mehr Spielraum; und nirgends äußern sich die Folgen dieser kleinlichen Aufwallungen mehr, als wo ein getrenntes politisches Interesse die Gemüther entzweyt, und eben dadurch den Blick von dem allgemeinen Anliegen der Nation ablenkt.

Bey den besten Anlagen, und der wärmsten Empfänglichkeit für das Schöne kann daher die Kunst nie zu jener Höhe steigen, wo sie Angelegenheit der Nation wird, so lange Denkungsart und Geschmack sich nicht in einer allgemeinen Form sammeln.

Hindernisse dieser Art können nur durch die Zeit und eine überwiegende Geisteskultur — wo nicht ganz hinweg geräumet, doch gemildert werden. Diese wohlthätige Sonne wird auch über Deutschland leuchten; fast scheinen ihre

Strahlen anzubrechen. Der Kunstfleiß unserer Nation liefert wenigstens sehr sprechende Beweise, was er zu leisten vermag, wenn die genannten Hindernisse glücklicher Weise entfernt, die Anlagen zu einem großen Wirkungskreise gebildet werden.

Schon in den ersten Jahren nach Wiederherstellung der Wissenschaften haben wir eine Kunstschule gehabt, deren Stifter der i. J. 1528. verstorbene Albrecht Dürer war, von dem selbst Vasari urtheilte: daß, wenn er in Rom durch das Anschauen der Antiken seinen Geschmack hätte bilden können, er alle Mahler seiner Zeit würde übertroffen haben.

Der durch Handlung erworbene Wohlstand einiger Reichsstädte war es hauptsächlich, dem die Kunst ihr Aufkommen in Deutschland verdankt. Augsburg und Nürnberg stehen unter diesen oben an; sie waren es, aus deren Schooß unsere ersten Künstler ausgingen, und von denen alle übrigen Gegenden Deutschlands den Geschmack an Kunstwerken annahmen.

Allein die schon berührte Zertrennung des Deutschen Reichs in viele kleine Staaten, so wie die innern Spaltungen und entnervenden Kriege mit seinen Nachbarn, wirkten frühzeitig auf die Kunst. Ihr fehlte nicht nur ein Mit-

telpunkt, wo ihre Kraftäußerungen sich sammeln, und von da aus ihre wohlthätigen Strahlen verbreiten können; sondern was sie von Anfang her nicht hatte, und was ihr leider! noch immer fehlt, war ein großes mit allgemeiner Theilnahme sie umfassendes Publikum.

Die Quelle selbst, aus welcher die deutsche Kunst ihre erste Nahrung schöpfte, war nicht lauter. Der Reichthum einiger Patrizier in den Handelsstädten konnte sie schützen und belohnen, aber nicht ihr den Geist des Schönen einflößen, der sich an die höhere Kultur schmiegt, und mit freyer Selbstthätigkeit wirkt. Der Reichthum und sein Kind, der Luxus, sucht eigentlich in den schönen Künsten nicht Nahrung für ein geistiges Bedürfniß; er will nur eine gewisse Leerheit in dem, was er für Lebensgenuß hält, ausfüllen — vielleicht auch sich das Ansehen von Kenntnissen geben, auf die er im Herzen nicht einmahl Anspruch macht.

Durch eine Liebhaberey dieser Art wird nun freylich der Fleiß der Künstler ermuntert, aber nicht ihr Sinn für das Schöne entwickelt. Der Funke des Genie's liegt tiefer, ein aufgeklärtes Zeitalter und begünstigende Umstände müssen

vereint wirken, wenn er in helle Flammen auflodern soll.

Die erste Kunst der Deutschen trug das Gepräge ihres Zeitalters. Die zahlreichen Bildnisse lebender oder verstorbener Personen abgerechnet, schränkten sich Mahlerey und Bildhauerkunst fast bloß auf Verzierungen der Kirchen und Klöster ein. Selbst die Reformation machte in späteren Zeiten hierin keine merkliche Aenderung, wenn man nicht dahin rechnen will, daß bey aufgehellten Begriffen das Unschickliche mancher mahlerischen Vorstellungen mehr in die Augen fiel. Dadurch aber wurde der Kunst nicht aufgeholfen; indem man ihre Mißbräuche fühlte, verlor man zugleich den Sinn für ihre Schönheiten.

Zwey Uebel entstanden daraus, die den Geschmack niederhalten, und das Talent für bildende Kunst im Keim ersticken mußten. Diese waren: Anhänglichkeit an schlechte Bilder, welche der Aberglaube geweihet hatte, und Bilderstürmerey, welche die Kunst verbannen wollte, damit sie nicht schade — so wie einige Obscuranten neuerer Zeit das Licht, damit sich Niemand daran verbrenne.

Allmählich verlor sich an den Höfen Deutschlands der Geist der alten Ritterschaft; an seine Stelle trat ein Ton der Galanterie, der die Kunst in einer ganz andern Rücksicht zum Bedürfnisse machte. Man hatte sie bisher fast bloß als Hülfsmittel religiöser Gebräuche betrachtet; jetzt wurde sie ein Gegenstand des Luxus und der Ueppigkeit. Dadurch wurde nun freylich der Kunsttrieb geweckt und genähret, aber auf eine Art, die ihn herabwürdigte. Der Künstler, dessen Beruf es ist, das Schöne und Pathetische mit der ganzen Stärke des Genie's darzustellen, verlor sich im Söldner der reichen Unwissenheit. Das Talent eigner Schöpfungen im Geiste der Alten konnte bey den meist geschmacklosen Aufträgen der Reichen und Großen nicht emporkommen. Bildnisse in einer Tracht, die alle mahlerische Wirkung ausschließt, Vorstellungen fremder Völker und Thiere, Familienszenen, Jagdpartien, und Feste, die der Hof gegeben hatte — dieß waren gemeiniglich die Gegenstände, woran Mahler und Bildhauer ihre Kunst erschöpften, und die eben nicht geeignet waren, ihnen die Auszeichnung zu geben, welche die Künstler in dem früher gebildeten Italien genossen.

Wir wollen indessen gegen den freylich mißgeleiteten Kunstfleiß unserer Vorfahren nicht undankbar seyn. Mitten aus einer dem echten Mahlergenie so wenig günstigen Periode leuchten, außer dem oben schon erwähnten Albrecht Dürer, die Nahmen eines Lukas Kranach, Johann Holbein, Christoph Schwarz, Johann Rotenhammer, Adam Elzhaimer, und andere mehr, wie Sterne in dunkler Nacht hervor. So große Vorzüge aber auch die Werke dieser Meister in einem und dem andern Stücke haben, so vermißt man doch bey ihnen den edlen Reitz und die leichte Grazie, welche der Kunst gleichsam ihre Vollendung geben. Selbst Dürer konnte durch sein feuriges Genie und seine kostbare Behandlung weder das Steife seiner Zeichnung, noch den Mangel des Edlen im Ausdruck ganz verbergen. Holbein verdarb das Wahre und Kräftige seiner Karnatien durch die wulstigen, geschmacklosen Gewänder.

Wahrscheinlich ist es dieser Vernachlässigung einzelner Theile der Mahlerey sowohl, als dem getrennten Interesse deutscher Höfe und ihrer damit verknüpften Vorliebe für das Ausländische, beyzumessen, daß die Kunst der Deutschen

von je her so auffallend verkannt wurde, bis sie endlich durch eigne Kräfte sich auf eine Höhe schwang, die dem fremden Stolz Achtung und Neid einflößt.

Dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, die bildende Kunst in Deutschland auf den Grad von Vollkommenheit zu bringen, wo ihr, um das Höchstmögliche zu leisten, nichts fehlet, als jene lebhafte Theilnahme der Nation, die immer eine Folge des Gemeingeistes ist.

Das steigende Bedürfniß, vorzügliche Kunstwerke zu besitzen, vervielfältigte die Muster zu Bildung junger Künstler. Außer den größern, von regierenden Fürsten angelegten Gallerien, entstanden jetzt Privatsammlungen von Gemählden, in denen man nicht selten Werke der berühmtesten Meister findet, und welche mächtig auf die Verbesserung des Geschmacks wirkten, indem das aufkeimende Genie dadurch mit dem, was die Kunst Vollendetes hat, näher bekannt wurde. Eine Folge davon war die Errichtung mehrerer Kunstakademien, und das Reisen der Zöglinge nach Italien, um die Kunst der Alten an Ort und Stelle zu studiren.

Dieses rege Aufstreben hatte gleichwohl noch immer mit den schon mehrmahls berührten Nach-

theilen der Vereinzelung zu kämpfen. Aus Mangel eines gemeinschaftlichen, ins Große gehenden Zwecks blieben die meisten der zum Aufkommen der Kunst errichteten Institute hinter ihrer Erwartung zurück. Zwar fehlte es nie in Deutschland an edlen Männern, die mit einem patriotischen Aufwande die Kunst mächtig unterstützten; aber was vermochten ihre Bemühungen über den Geschmack der ganzen Nation, da sie nicht einmahl hinlänglich bekannt wurden?

Endlich lenkte die zunehmende Kultur den Geist der Deutschen auf die Philosophie des Schönen. Baumgarten führte diese wohlthätige Wissenschaft unter dem Nahmen der Aesthetik bey uns ein; ein Hagedorn, ein Winkelmann, ein Lessing traten unter uns auf. Mit ihnen beginnt eine ganz neue Epoche der Kunst in Deutschland; sie bildeten den Geschmack, und führten ihn in der Wahl des Schönen auf untrügliche Grundsätze zurück.

Der Same, den diese Männer ausgestreuet hatten, trieb Blätter und Blüthen. Außerdem daß ihre Schriften auf den Geist der Zöglinge der Kunst wirkten, wurde durch sie Kenntniß des Alterthums verbreitet, und das Auge an die lieblichen Umrisse griechischer Formen gewöhnt.

Man war jetzt auf dem richtigen Wege des Schönen: aber man suchte auf demselben ein Ziel, das nur einmahl, und nur von Griechen der Vorzeit gefunden werden konnte. Ein solcher Zusammenfluß mitwirkender Umstände, der jene Kunstwerke des Alterthums hervorbrachte, wird nie wieder kommen. Hätte man dieß bedacht, so würde man das Undankbare der unmittelbaren Uebertragung griechischer Formen auf die neuere Kunst eingesehen, und diese vielmehr, nach dem Beyspiele der Griechen, durch sich selbst zu vervollkommnen gesucht haben. Nur in so weit ist der Gebrauch der Antiken von allgemeinem Nutzen, als sie der reine Abdruck vollendeter und zum Ideale geläuterter Natur sind.

In dieser Rücksicht nun war das Studium der Antiken von dem wohlthätigsten Einfluß auf die Kunst. Besonders haben die Gypsabgüsse von Statuen, und die Abdrücke von alten Gemmen, wozu Lippert durch seine Daktyliothek den Grund legte, viel zur Besserung des Geschmacks beygetragen.

Die Kunst der Deutschen nahm jetzt einen veränderten Charakter an, und was man ehedem deutsche Schule nannte, ist nur auf die ältern Künstler dieser Nation, und auch auf diese

nicht unbedingt, anwendbar. Nur in so fern ist die deutsche Kunst sich selbst treu geblieben, als bedeutungsvolle Wahrheit ein Hauptzug derselben ist. Mit dieser Eigenthümlichkeit verbindet sie eine richtige Zeichnung, ein die Natur nachahmendes Kolorit, und eine fast mathematische Genauigkeit in der Wirkung des Lichts. Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß ich hier bloß von unsern vorzüglichern Künstlern rede, und daß selbst bey diesen in einem und dem andern Stück Ausnahmen Statt finden. Allein im Ganzen genommen geben jene Eigenschaften der deutschen Kunst eine sichtbare Ueberlegenheit.

Nur daß diese Ueberlegenheit sich meist dann erst äußert, wenn sie von dem Druck äußerer Verhältnisse sich loswindet, welche gemeiniglich den Wirkungskreis deutscher Künstler einengen. Daher in neuern Zeiten die Auswanderungen einiger unserer Künstler vom ersten Range! Mengs ging nach Spanien; Wille nach Frankreich; Angelika Kaufmann, Meyer und Zoffany fanden in England; Tischbein und Hackert in Italien Glück und Achtung. Doch wir wollen nicht ungerecht seyn. Auch in Deutschland blieb die wahre Kunst nicht immer unbelohnt. Als Beyspiele darf ich nur den äl-

tern Tischbein in Cassel, Rode und Chodowiecki in Berlin, und Graff in Dresden nennen.

In dieser schwebenden Lage zwischen Kraft und Widerstand erhielt sich die Kunst eine geraume Zeit, und lieferte mitunter Werke, die zu den größten Hoffnungen berechtigten. Allein sie hat gleichwohl das Ziel noch nicht erreicht, welches sie, nach dem Stuffengang unserer Kultur und den damit verknüpften strengeren Forderungen des Geschmacks, hätte erreichen sollen. Man vermißt in ihr den Geist von Größe und Bedeutsamkeit, wodurch die Werke des Alterthums so einzig sind. Zwar wird die neuere Kunst nie erreichen, was man seit Jahrhunderten als unerreichbar anerkannt hat? nie eigentlich griechische Kunst werden; aber was man mit Recht von ihr verlangen kann, ist, daß sie in ihrer Natur, im Geist ihrer Zeit den hohen Grad von Vollkommenheit aufsuche, den die griechische in dem ihrigen fand. Daß sie das könne, wird niemand läugnen, der dem Gange der Entwickelung menschlicher Seelenkräfte nachgespürt hat.

So wäre denn der Grund, warum die neuere Kunst die Höhe der alten noch nicht erstiegen

hat, minder in dem Druck von außen, als in dem Nichtgebrauch ihrer eignen Kräfte zu suchen? Fast möchte man glauben, daß dieß wirklich der Fall sey, wenn nicht der Zweifel selbst ganz natürlich auf die Antwort führte: daß eben dieser Nichtgebrauch der Kräfte seinen Grund fast immer in äußeren Verhältnissen habe.

So groß indessen die Hindernisse sind, welche dem Aufkommen der Kunst von außen im Wege stehen, so können sie doch durch die Macht des Genie's, und durch Weckung des Gemeingeistes größten Theils hinweggeräumt werden. Dazu gehört aber freylich ein Zusammenfluß günstiger Umstände, der, indem er das schlummernde Genie weckt, die öffentliche Meinung nicht nur höher stimmt, sondern auch auf einen gewissen Punkt lenkt, wohin alle Kräfte des Denkens und Handelns streben.

Sollte nicht die gegenwärtige Lage der öffentlichen Angelegenheiten, die durch eine beyspiellose Erschütterung Alles fürchten und hoffen läßt, einen solchen Zusammenfluß günstiger Umstände für die Kunst — ich sage nicht darstellen, sondern nur vorbereiten?

Auf einer Seite ist der Kampf der Wahrheit und Menschenwürde gegen Trug und Vor-

urtheil unverkennbar; auf der andern aber sind es gerade die öffentlichen Uebel, welche wahrscheinlich den Keim einer neuen Thätigkeit entwickeln werden. Auch die Verheerungen des Kriegs sind in ihren Folgen wohlthätig; die durch sie verscheuchten Künste kehren in verjüngter Schöne zurück — wie das Bild der Hoffnung in den mannigfaltigen Stürmem des Lebens.

Man vergebe daher dem Wunsche, daß diejenigen, denen Genie oder mittelbarer Einfluß die Macht gab auf den Geschmack der Nation zu wirken, den gegenwärtigen Zeitpunkt benutzen möchten, auch der bildenden Kunst, durch Veredlung ihrer Zwecke, eine neue Richtung zu Belebung des Gemeingeistes zu geben. Das Außerordentliche der Begebenheiten um uns her müßte seine Natur verläugnen, wenn es nicht auch im Gebiethe der Wissenschaften und Künste mehr als gewöhnliche Folgen haben sollte.

Diese kurze Uebersicht der Geschichte der Kunst unsers Vaterlandes wird uns in den Stand setzen, ihre gegenwärtige Beschaffenheit, und was sie besonders im Jahr 1794. geleistet hat, nach einem bestimmtern Maßstabe zu würdigen.

Die Bemühungen, der bildenden Kunst mehr Leben, und selbst mehr Einfluß auf Geist und

Herz zu geben, waren in diesem Jahre zahlreicher, als man bey der für Gegenstände ganz anderer Art gestimmten öffentlichen Meinung hätte erwarten sollen. Wenn der Erfolg nicht immer den Wünschen der Unternehmer entsprach, so lag die Ursache sowohl in dem öffentlichen Ungemache, welches die verschönernden Künste nieder hielt, als in dem verkannten eigentlichen Zwecke der Kunst, der unter dem Druck artistischer Spielerey erlag. Es ist schwer zu entscheiden, welches dieser beyden Hindernisse der Spannung der Geisteskräfte zu Verbreitung ihres Reichthums am nachtheiligsten sey.

Nur wenige Kunstprodukte, die sich durch Größe und Bedeutsamkeit auszeichnen, erhielten in diesem Jahre ihr Daseyn. Dagegen keimten im Laufe desselben Unternehmungen, die einen männlichern Kunstgeschmack, und mehr Theilnahme von Seiten des Publikums hoffen lassen, wann der wiederkehrende Friede die Gemüther für das Schöne empfänglicher macht, und das Kommerz belebt.

Man wird nicht erwarten, daß die Kunst in diesem Jahre an den verschiedenen Höfen Deutschlands große Fortschritte gemacht haben werde, da eine erschütternde Umwälzung der

Dinge jede Aufmerksamkeit verschlang, die man ihr sonst wohl schenkte. Dieß war auch der Fall in den Handelsstädten, und wo man ihr sonst ein beständiges oder momentanes Asyl gestattete.

Sie ist gleichwohl nicht unthätig geblieben. Leipzig, Berlin, Stuttgard, Cassel und andere Städte mehr sahen mitten unter dem Geräusche der Waffen Kunstwerke entstehen, deren Werth sich nicht bloß auf den wenig entscheidenden Beyfall des ersten Eindrucks einschränkt.

Unter den Werken der Bildhauerkunst zeichnet sich vorzüglich die vom Professor und Hofbildhauer Scheffauer in Stuttgard verfertigte Statue der Göttin der Dichtkunst aus. Sie ist zwar schon im vorhergehenden Jahre meist ausgeführt, allein seit Kurzen erst recht bekannt geworden. Das Interessante der Vorstellung an sich, und die Wärme, womit der Künstler seinen Stoff bearbeitet hat, machen dieses Kunstwerk zu einer anziehenden Geistesbeschäftigung für jeden Kenner.

Die Statue ist sechs Fuß hoch. Im Angesicht sowohl als im Gliederbau der Göttinn sind die Ausmessungen einer jugendlichen Venus mit dem stolzen Anstand einer Minerva vereint. Mit einer Wendung voll Leben und Ausdruck

beugt sie sich vorwärts nach der Tafel hin, welche sie mit der linken Hand hält, und worauf sie mit dem Griffel einen Gedanken zu entwerfen im Begriff ist, dessen Unsterblichkeit man zu ahnden glaubt. Der Blick, denkend in sich gekehrt, irrt gleichsam seitwärts auf die Tafel hin. Ihre Miene ist Ausdruck wohlthätigen Geistesgenusses; die Stellung, schwebend zwischen Anmuth und Würde, läßt bey dem schönen Faltenwurfe des Gewandes die Gliederbewegungen durchscheinen.

Gleich starken Eindruck macht eine über der Asche ihres Gemahls weinende Artemisia, in halb erhobener Arbeit von Cararischem Marmor, welche eben dieser Künstler kürzlich vollendet hat. Mit einem Ausdruck inniger Wehmuth schmiegt die Traurende sich an den Säulenfuß, welcher die Urne trägt. Schmachtend lehnt sie ihr Haupt an den Aschenkrug; ihre Linke umwindet denselben mit dem losgerissenen Schleyer, die Rechte hängt nachlässig herab. Diese glückliche Idee des Künstlers thut eine Wirkung, wovon man sich nur durch Anschauen überzeugen kann.

Modellirt hat derselbe eine schlafende Venus, die er in Marmor ausführen wird. Brust und Kopf ruhen auf einer Rasenbank; ein leichtes

Gewand umschattet den schönen Körper. Amor in der unnachahmlichsten Attitude hebt das Gewand der Göttinn lüstern auf, und ist ganz Blick nach ihrem wallenden Busen. Die Erfindung sowohl, als die schönen Formen der weiblichen Glieder, zeigen, daß der Künstler sich nach griechischen Mustern gebildet hat.

Noch verdienen die Büsten des Raths und Professors Oberthür zu Würzburg, und des letztverstorbenen Herzogs von Würtenberg Erwähnung, womit Scheffauer im Laufe dieses Jahrs sich beschäftigte.

Ein modellirter Engel bey den Grabsteinen zweyer Kinder, und eine Kindergruppe, beyde vom Rath Nahl in Cassel, verdienen Aufmerksamkeit.

Der Bildhauer Haid der ältere daselbst lieferte ein Modell des Herkules und der Omphale in ihren vertauschten Kleidern.

Unter den zahlreichen Arbeiten, welche die Zöglinge der Kunstakademie zu Wien in diesem Jahre geliefert haben, und die sowohl ihren Fleiß als den blühenden Zustand dieser ausgebreiteten Kunstschule beweisen, bemerkte man besonders die sehr ähnliche Büste des regierenden Kaisers in Lebensgröße, von Franz Tha-

ler, einem jungen Künstler aus Tyrol, in Gyps geformt. Durch den Faltenwurf des Gewandes auf der Brust ist die Silhouette der Kaiserinn künstlich angebracht.

Vom Bildhauer Bötterich zu Dresden erschien eine schöne freystehende Gruppe aus Thon geformt. Theseus hebt, auf Befehl seiner Mutter, einen großen Stein empor, um die darunter liegende Schuhe und Waffen seines Vaters heraus zu nehmen, und ihm zu überbringen. Dieser junge Künstler erregt große Erwartung.

Der Medailleur Bärendt daselbst hatte die Bildnisse des Amors und der Psyche, nach der Antike, und den mit einem Engel ringenden Jakob, nach eigener Erfindung, halb erhoben in Wachs bossiret. Er ist durch mehrere Werke schon vortheilhaft bekannt.

Von öffentlich bekannt gewordenen Mahlereyen muß vor andern das vom Direktor Füger in Wien verfertigte Bildniß des Prinzen Friederich Wilhelm von Hohenlohe, K. k. General-Feldzeugmeisters, in Lebensgröße, genannt werden. Kenner bewundern an diesem Stücke das Interesse der Darstellung in Benutzung jedes kleinen Nebenumstandes, verknüpft

mit einer freyen, und doch wohl überdachten Zeichnung und Farbengebung.

Der Direktor und Professor Casanowa in Dresden lieferte ein Oehlgemählde mit lebensgroßen Figuren den Theseus vorstellend, wie er seine Gemahlinn Antiope, die durch einen Pfeilschuß an seiner Seite streitend getödtet wurde, vom Schlachtfeld aufhebt. Bey der schön gedachten Komposition, und der richtigen Zeichnung des Ganzen, vermißt man am Kopfe des Theseus das ihm in antiken Abbildungen eigene Edle, und in seinem Angesichte den Ausdruck von Schmerz, der ihn in diesem Augenblick durchdringen mußte. Eben so hätte man dem Bilde der Antiope, deren Lage übrigens sehr natürlich ist, mehr weiblichen Reitz, und mehr Feinheit der Formen einzelner Theile gewünscht.

Der zweyte Direktor, Professor Schenau daselbst, hatte die Verklärung Christi nach Raphael gemahlet. Kenner, welche mit dem Eigenthümlichen beyder Mahler vertraut waren, urtheilten darüber, daß Raphael nicht der Mann sey, den Hr. Schenau sich zum Vorbilde nehmen müsse.

Der Hofmahler Anton Graff vermehrte die Anzahl seiner vortrefflichen Gemählde durch

sechs Bildnisse. Das erste stellt einen russischen General, und das zweyte dessen Gemahlinn in Kniestücken vor. Die übrigen sind: zwey polnische Herren, der Oberhofprediger Dr. Reinhard, und eine junge Dame, bey welcher besonders die edle Stellung gerühmt wird.

Durch eine Kopie der Madonna von Raphael in der kurfürstlichen Galerie zu Dresden, vom Professor Seidelmann daselbst, wurden Kenner nicht ganz befriedigt. Dieser Fall, so wie der obige, scheint ein warnender Wink für junge Künstler zu seyn, das Kopieren der Werke Raphaels nicht für so leicht zu halten, da es selbst Männern von entschiedenen Talenten nicht immer glückt, seinen Geist zu erreichen.

Vom Mahler Klengel, auch zu Dresden, rühmt man eine Ansicht von Tharant im Plauischen Grunde, nebst mehrern Landschaften.

Vorzüglichen Beyfall aber fand ein Oehlgemählde von Pochmann daselbst, welches in Figuren etwas unter Lebensgröße die drey Grazien in einer waldigen Gegend im Wasser badend vorstellt. Kupido in der Höhe schwebend entführt die abgelegten Kleider derselben. Eine durchaus richtige Zeichnung wird in diesem Gemählde durch das wärmste Kolorit beseelet.

Indessen haben Kenner an den Köpfen der Grazien den Ausdruck von Reitz und liebenswürdiger Schüchternheit vermißt, die bey einem solchen Vorfalle so natürlich war. Der Herzog von Sachsen Weimar hat dieses Gemählde für 300 Rthl. gekauft.

Vom Professor und Hofmahler Böttner zu Cassel erschien in diesem Jahr ein Staffeleygemählde, die Freude oder Fröhlichkeit in einer allegorischen Figur vorstellend. Es ist die reitzendste weibliche Gestalt neben einem antiken Opferheerde. Gesundheit und Liebe röthen ihr Angesicht, und glänzen im seelenvollen Auge; mit dem Ruder in der Hand scheint sie zum frohen, aber mäßigen Lebensgenuß einzuladen.

Bald nachher führte eben dieser Künstler eine seiner glücklichsten Ideen in einem andern Gemählde aus, welches den Pygmalion und seine Statüe im Augenblick ihrer Verwandlung vorstellt. Dieser von Künstlern und Dichtern so oft bearbeitete Gegenstand schien kaum eine neue Art der Darstellung zu gestatten, und doch wußte Böttner eine noch nicht genutzte Seite daran zu entdecken.

Zur Rechten des Gemähldes kniet Pygmalion in zurückgelehnter Stellung, und halb im Begriffe sich zu erheben. Seine Arme sind aus-

gebreitet, doch gleichsam kraftlos niedersinkend. Stellung und Mienen zeigen einen Zustand an, der aus Staunen, Freude, und Mißtrauen gemischt ist. Wonnetrunken heftet er den Blick auf die zur Linken des Gemähldes befindliche Statue, und das Wunder, welches in diesem Augenblicke mit ihr vorgeht. Oben etwas hinterwärts erscheint Venus auf einer Wolke, mit besonderer Kunst duftig, und in kühnen Verkürzungen gemahlet. Sie berührt mit ihrer Fackel das Haupt der auf einem Säulenfuße stehenden Statue Elisens, so, daß man die Flamme darüber empor lodern sieht. Die von dieser Berührung ausgehende Lebenskraft scheint das ganze Bild von oben herab zu durchdringen. Rosen verbreiten sich über Wangen und Lippen, die Augen werden Gluth, und das dunkle Haar scheint auf den athmenden Busen herab zu wallen; selbst das weiße Gewand nimmt von der durchscheinenden Karnation einen gelblichen Ton an. Diese Wirkung verliert sich allmählich bis in die Mitte der Statue, deren unterer Theil noch ganz Marmor, oder, wenn man will, Elfenbein ist.

Dieses vorzügliche Gemählde besitzt der Erbprinz von Hessen-Cassel, der als Kenner und

selbst geübter Zeichner den Werth desselben zu schätzen wußte, und es dem Künstler abkaufte.

Die Kupferstecherkunst, gereitzt durch die Fortschritte ihrer brittischen Nebenbuhlerinn, schien neues Leben zu erhalten, und lieferte unter einer Menge mittelmäßiger und verunglückter Produkte von Zeit zu Zeit Werke, die ihr in der Folge eine Art von Ueberlegenheit versprechen, und die man den Arbeiten eines Bartolozzi, Byren, Sharp, Ryland und Woollet an die Seite setzen kann.

Bolt in Berlin hat das Bildniß Kants nach einer Zeichnung von Vernet gestochen. Das Blatt ist des Künstlers würdig, aber doch nur ein stiller Aufruf an die Nation, die diesem ihrem Landsmanne fast in allen Fächern des Denkens so große Verbindlichkeiten hat.

Die Bildnisse zweyer andern berühmten Philosophen — Reinhold und Jakobi — lieferten Lips in Weimar, und Thelot in Düsseldorf.

Noch gehören hierher folgende Bildnisse berühmter Gelehrten, die des Aufbewahrens würdig sind:

1) Der Geheime Rath und Kanzler von Springer zu Rinteln, von Haid in Augsburg.

2) Der Hofrath Mayer in Kulmbach, bekannt durch die mit großem Beyfall aufgenommene Schrift: Wie soll ein Frauenzimmer sich würdig bilden?

3) Der Schaffer Panzer in Nürnberg, von P. W. Schwarz nach Hessel.

4) Der Superintendent Schnizer zu Neustadt an der Aisch, von Hessel.

Pichler in Wien lieferte in schwarzer Kunst das Bildniß des jetzigen Königs in Polen, nach einem Oehlgemählde des berühmten Professors J. B. Lampi daselbst.

Der Hofkupferstecher Schröder in Braunschweig vollendete in diesem Jahre 1) das Bildniß der verwittweten Herzoginn, nach einem Pastellgemählde; 2) ein Blatt nach Kaspar Netscher mit der Unterschrift: Il réflechit. Es ist das Bild eines jungen, durch Nachsinnen sich zum Schreiben anschickenden Mannes; 3) ein treffliches Gemählde Titians aus der Gallerie zu Salzdalum, mit der Unterschrift: La confidence solide.

Warum müssen aber Kupferstiche, die mitten in Deutschland erscheinen, französische Unterschriften haben?

Bause in Leipzig lieferte nach einem Gemählde von Graff das Bildniß des dortigen Burgermeisters Carl Wilhelm Müller. Es wird unter die besten Arbeiten dieses berühmten Künstlers gerechnet. Schon vorher hatte er seine Verdienste um die Kunst durch folgende vortreffliche Blätter vermehrt: 1) das Bildniß des jetzigen Kurfürsten von Sachsen; 2) der regierenden Herzoginn von Kurland, beyde in größerm Formate; 3) das Bild des Dr. Morus, zur Folge der vom Künstler gestochenen Gelehrten.

Von Wilhelm Kobel zu Mannheim erschienen mehrere Blätter in der Aquatinta-Manier, nach Both, Wynants, Berghem, und andern berühmten Meistern der flandrischen und holländischen Schule.

Von den Bildnissen berühmter Gelehrten von Bock und Moser erschien das XII Heft. Das Unternehmen erhält sich in seinem Werthe.

Mehrere zu Nürnberg herausgekommene Blätter, z. B. die Allerwiese bey besagter Stadt, das Bergschloß Hohenstein, ein Theil des Steinbruchs bey Wendelstein, die Löwengrube, Ansicht des Furtenbachischen Schlosses zu Reichenschwand, das Bürgermädchen zu Nürnberg,

und viele andere mehr, beweisen nicht nur den fortwährenden Kunstfleiß dieser uralten Pflegerinn deutscher Künstler, sondern auch die freylich in manchen Stücken noch sehr nöthige Verbesserung ihres Geschmacks.

Am meisten aber gereicht es der deutschen Nation zur Ehre, daß bey ihr mitten unter den Stürmen eines in seiner Art einzigen Krieges mehrere Unternehmungen aufkeimten, die alle zu Belebung eines edlen Selbstgefühls mehr oder weniger beytragen müssen, und, indem sie den Kunstsinn schärfen, den Genuß des Lebens verschönern.

Unter diesen mit einem in Deutschland bisher ungewöhnlichen Kostenaufwand verknüpften Unternehmungen verdient hier wegen der Kupfer vorzüglich die von Göschen in Leipzig veranstaltete Prachtausgabe der Werke Wielands genannt zu werden. Es ist das erste Unternehmen dieser Art in unserm Vaterlande, und für die bildende Kunst so wichtig, als für die Geschichte der Literatur.

Auf einer andern Seite führte Hofmann zu Chemniz mit einem bey Buchhändlern nicht sehr gewöhnlichen Enthusiasmus die Idee eines Pantheons der Deutschen aus, wovon

der erste Theil in diesem Jahr erschienen ist. Dieser enthält die Charakterzeichnungen Luthers und Friederichs des Einzigen. Die sechzehn dazu gehörigen Kupfer empfehlen sich schon durch die Nahmen der Künstler, Schubert, Berger, Bolt, Dornheim, Geyser, Kohl, Lips, Schulz, und Stölzel. Der strengere Kunstrichter wird freylich hier und da Flecken bemerken: allein diese können bey einem erst beginnenden Werk nur durch den Stuffengang zur Veredlung vermieden werden, und es würde für den Vaterlandsfreund niederschlagend seyn, wenn dieses Unternehmen durch die Folgen des Kriegs oder die Kälte der Nation im Keim erstickt werden sollte.

Ein ähnliches Verdienst hatte sich schon vorher Frauenholz in Nürnberg erworben, durch die von ihm veranstaltete Abbildung ägyptischer, griechischer und römischer Gottheiten, nach den Gemmen des ehemahligen Stoschischen Kabinets. Davon erschien in diesem Jahre der zweyte Theil, welcher die griechischen Gottheiten enthält.

Ueber den Werth dieser Abbildungen hat die Stimme der Kenner schon entschieden; es ist zu hoffen, daß sie auf mehr als eine Art zu

Veredlung des Geschmacks mitwirken werden. Vielleicht, daß dadurch die Kunstallegorie auf ihre ursprüngliche Einfalt zurück geführt, und dem Genie der Künstler eine neue Aussicht zu geistvollen Kompositionen geöffnet wird. Wenigstens muß eine nähere Bekanntschaft mit den Göttersystemen der Alten den Künstler auch mit dem Geist ihrer Symbole vertrauter machen; und dazu können diese Abbildungen einiger der bekanntesten Gottheiten des Alterthums, vieles beytragen. Wenige neuere Werke des Grabstichels haben Treue und Schönheit in dem Grade vereinigt, wie das Gegenwärtige. Hier hat das Auge des Kunstliebhabers echte Antiken vor sich.

In Leipzig erschienen bey Voß und Kompagnie Mahlerische Skizzen von Deutschland, von Günther und Schlenkert, des obersächsischen Kreises erstes Heft, welches folgende Gegenden in Abbildungen und Beschreibungen darstellt; das Kloster Alt Zelle, die Bergveste Kiffenhausen, das Schloß Stolpen, und die Ruinen von Frauenstein. Es ist ein beyfallswürdiger Gedanke, durch Abbildungen und Beschreibungen dieser Art die Nation mit sich und ihrem Lande näher bekannt zu

machen. Auch fehlt es den hier gelieferten Ansichten bey dem meist gut gewählten Standpunkte nicht an Interesse, und der Grabstichel hat in Ansehung des mäßigen Preises Alles geleistet, was Billigkeit fordern kann.

Minder befriedigend für den Geschmack — wenigstens dem Endzweck einer lehrreichen Unterhaltung für Leser verschiedener Stände nicht ganz angemessen — möchten wohl die den Abbildungen beygefügten Beschreibungen und historischen Erläuterungen seyn. Dem Verfasser derselben fehlt die Gabe, seinen Gegenstand aus einem festen Gesichtspunkte ganz zu umfassen, und den Blick des Lesers darauf hin zu lenken. Der deklamatorische Ton vermag die Trockenheit der Erzählung nicht zu mildern; die zahlreichen Citate und Belege erinnern nur zu oft an das Horazische sed hic non erat locus.

Als ein Pendant zu diesen Skizzen müssen die in nähmlichen Verlage herausgekommenen Mahlerische Wanderungen durch Sachsen, von Engelhard und Veith, I. Heft, betrachtet werden. Die Ansichten der Schlösser Lohmen und Hohenstein, des so genannten Kuhstells, und des Städtchens Schandau an der Elbe, nebst deren Beschreibungen,

machen den Inhalt aus. Die Abbildungen sind etwas kleiner als die vorigen; der Grabstichel hat weniger Eigenes, aber mehr Feinheit. Die Beschreibungen sind minder überladen, anschaulicher, und zur Unterhaltung geschickter.

Noch gehören hierher die mahlerischen Ansichten von Leipzig, ebenfalls bey Voß und Kompagnie.

In Berlin hat der berühmte Mahler Bernhard Rode die Sammlung seiner radirten Blätter mit einem zweyten Anhange vermehrt.

Von Köppel zu Anspach erschien: die Eremitage zu Sanspareil, I und II. Heft, mit acht in Aberli's Manier gemahlten Prospekten. Dieses dem Vaterland Ehre bringende Werk soll fortgesetzt werden.

Das Industriekomtoir zu Weimar veranstaltete die Herausgabe eines deutschen Obstgärtners, welcher nebst den Beschreibungen die in Deutschland einheimischen Obstarten in nach der Natur ausgemahlten Abbildungen liefert. Hiermit ist noch das Institut eines pomologischen Kabinets von natürlich nachgeformten Wachsfrüchten verbunden.

Mit einem vermischten Gefühle des Beyfalls und der Mißbilligung eines nie ganz zu betäu-

benden Kunstsinns empfing das Publikum die übrigens getreuen Nachbildungen der Hogarthischen Kupfer von Riepenhausen, im Verlage Dieterich's zu Göttingen.

In so fern man dabey auf das Ansehen Rücksicht nimmt, in welchem dieses originale Werk bey Kennern und Nichtkennern steht, so dürfte wohl gegen die Verpflanzung desselben auf deutschen Grund und Boden nichts zu erinnern seyn. Aber es läßt sich auch aus einem andern Gesichtspunkte betrachten! Sollte wohl die Kunst selbst dabey gewinnen, wenn der Geschmack der Nation für die Launen eines Hogarth empfänglich gemacht wird? Es gibt eine Art der Originalität, die wir unsern brittischen Nachbarn nicht beneiden dürfen; die Kunst, welche ehedem bey den Griechen eine so hohe Vollkommenheit erreichte, ging von dem Grundsatz aus, daß nur das Erhabene und das Schöne ein würdiger Gegenstand ihrer Behandlung sey.

So entschieden daher auch das Verdienst der Hogarthischen Kupfer seyn mag, welche durch den Witz ihres deutschen Erklärers einen neuen Werth erhalten haben: so wünscht' ich doch nicht, daß sie auf meine Landsleute einen zu starken Eindruck machen, und Nachahmer fin-

den möchten — eben darum, weil ein Hogarth eigentlich gar nicht nachgeahmt werden kann *).

*) Hierzu kommt noch der Umstand, daß die Hogarthischen Darstellungen den ausgezeichneten Beyfall, den sie in England erhielten, größten Theils dem lokalen Interesse verdanken, womit sie Begebenheiten und Personen, deren nähere Kenntniß zur Geschichte des Tags gehörte, der Schadenfreude des Publikums Preis gaben. Man weiß, daß es eine solche Veranlassung war, welche zu der Begierde, die Hogarthischen Blätter zu besitzen, den ersten Grund legte. Hogarth hatte nähmlich im Stuffengange der Bulerinn (Harlots progress) den Sir John Golson, eine Magistratsperson von erprobter Rechtschaffenheit, welcher sich besonders die Unterdrückung liederlicher Häuser angelegen seyn ließ, mit täuschender Aehnlichkeit dargestellt. Am Tage, wo dieses Blatt erschien, war gerade Session bey der Schatzkammer. Einer der Lords kaufte es unterwegs, und nahm es mit sich dahin. Die große Aehnlichkeit des Sir John Golson wirkte auf die übrigen so stark, daß sie nach geendigter Sitzung sämmtlich nach der Wohnung des Künstlers strömten, und das Werk kauften.

Diese Züge gehen aber natürlich für die Nachwelt, besonders bey den Ausländern, verloren; das Interesse, nicht mehr durch die Theilnahme der Zeitgenossen gehoben, ver-

Die Aussicht für das Aufkommen der Kunst ist nicht erheiternd, wenn der Geschmack an der Karrikatur, welcher durch die schlechten Kupfer unsrer zahllosen Taschenbücher und seichten Romane übersättigt zu seyn schien, durch die Hogarthischen Blätter wieder aufgeregt werden sollte. Das traurige Talent, den Mängeln der physischen und sittlichen Welt nachzuspüren, um der Bitterkeit seines Herzens ein Opfer zu bringen, war bey keinem Volk die Grundlage hoher Kultur für die Kunst. Hogarth lebte noch vor der eigentlichen Kunstperiode Englands, welche hauptsächlich durch Reynolds, und einige nach London gegangene deutsche und italienische Künstler gegründet wurde.

Man will gewöhnlich die Mißbildungen eines launigen Kunstgeschmacks mit den Freyheiten der Satyre entschuldigen: aber in den meisten Fällen verdient die Karrikatur diesen Nahmen nicht. Satyre findet nur da Statt, wo sie durch die Art ihrer Darstellung alles Anstößige verliert, welches in der Kunst mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Selbst aus der Dichtkunst

schwindet, und an die Stelle des Enthusiasmus tritt Gleichgültigkeit.

müßte sie verbannt werden, wenn sie nicht von der Hand dieser ihrer Pflegerinn allen Reitz der Einkleidung annähme, wodurch das Empörende ihrer Bilder gemildert wird. Beobachtungsgeist und Kenntniß des menschlichen Herzens entschädigen nicht immer für die verfehlte Wirkung der Kunst. —

Der Archivaccessist Carl Lang zu Heilbronn am Neckar, durch seine Briefe für Mahler und andere artistische Aufsätze rühmlich bekannt, machte sich durch folgende Werke um die Kunst verdient:

1) Artistische Versuche, oder Nachbildungen schöner Gegenden und mahlerischer Ansichten aus den merkwürdigsten Gärten der Fürsten und Großen in Deutschland, England, Schottland und Irland. Dieses Werk soll heftweise fortgesetzt werden.

2) Sammlung mahlerisch gezeichneter und nach der Natur ausgemahlter Blumen und Früchte. 1. Heft, dem noch zwey andere folgen sollen.

In Prag trat das erste Heft einer Folge von Nachstichen der Kupfer und Handzeichnungen, welche sich in der vortrefflichen Sammlung des Grafen von Kollowrath daselbst befinden, in groß Folio an das Licht. Es enthält eilf

Handzeichnungen von Rembrandt van Ryn, und zwey dergleichen von Hohenstraden, gestochen von Joseph Schmidt. Der abgekürzte Titel ist: Recueil d'Estampes d'après les originaux qui se trouvent á Prague dans la Collectoin de Monsgr. le Comte François Nowohratsko Kollowrath etc. Premier Cahier.

Anton Balzer der jüngere daselbst lieferte den Anfang einer Folge von vier und zwanzig großen ausgemahlten Blättern, welche Ansichten der so merkwürdigen Adersbacher- und Riesengebirge vorstellen, und mit einer kurzen Beschreibung, nebst einem allegorischen Titelkupfer, versehen sind. Bis jetzt sind zehen dieser Blätter erschienen, und an der Fortsetzung wird ununterbrochen gearbeitet. —

In der geschmackvolleren, zur Bequemlichkeit des Lebens abzweckenden Baukunst verdient der bürgerliche Baumeister von Schmitt in Gotha erwähnt zu werden, wovon in diesem Jahre wieder drey Hefte erschienen sind. Sie enthalten Entwürfe zu freystehenden Land- und Gartenhäusern, und ihren mannigfaltigen Verzierungen.

Eine nähere Anzeige dessen, was in der soliden sowohl als zierlichen Baukunst geleistet worden

ist, würde zu weit von dem Zweck einer konzentrirten Geschichte der Kunst ablenken: aber ein Blick auf das, was die verschiedenen Künste in ihrer wohlberechneten Vereinigung Großes haben, ist zu natürlich, als daß ihn die Betrachtung sich versagen könnte. Hier nun verdienen vorzüglich die Anlagen des Weißensteins bey Cassel erwähnt zu werden, die sich ihrer Vollendung immer mehr nähern. Bey diesen Riesenwerken weidet sich das Auge des Kenners an den mannigfaltigen Kraftäußerungen der Kunst im Wettstreite mit der Natur. Die Solidität und die schönen Verhältnisse griechischer Baukunst an dem neuen Schlosse des Landgrafen reißen zur Bewunderung hin, indessen weiter oben die originale Idee der Nachahmung einer alten, halb verfallenen Felsenburg — erhöht durch die Pyramide des sein Haupt in die Wolken erstreckenden Herkules, und den Sturz einer römischen Wasserleitung — überraschendes Staunen erregt. Alles, was die freyere Gartenkunst Großes hat, ist hier vereint, aber noch nicht vollendet. Daß in dem einen Flügelgebäude des großen Schlosses sich eine ganze Gallerie der vorzüglichsten Mahlereyen des verstorbenen Raths Tischbein befindet, ist bekannt. Aber welchen Schatz der

Natur und der Kunst werden diese Anlagen einmahl enthalten, wenn der große Plan völlig ausgeführt seyn wird? —

Die Literatur der Kunst ist bey der allgemeinen Stockung des Handels, und bey der leidenschaftlichen Spannung der Meinungen auf ganz andere Gegenstände, nicht sonderlich ergiebig gewesen. Doch sind mehrere Werke erschienen, oder fortgesetzt worden, die von dem nicht erkalteten Eifer der Kunstliebhaber zeugen.

Das schon im Jahre 1779. begonnene Kunstjournal des Hofraths Meusel zu Erlangen wurde zu Leipzig unter dem Titel: Neues Museum für Künstler und Kunstliebhaber, fortgesetzt. Davon sind im Laufe dieses Jahrs drey Stücke erschienen, welche manchen interessanten Beytrag zur Geschichte der Kunst liefern, und mit den Bildnissen der Angelika Kaufmann, des Raths Reiffstein, und des Mahlers Guibal gezieret sind.

Die Rostische Kunsthandlung zu Leipzig machte den Anfang einer neuen Herausgabe des Verzeichnisses ihrer Statuen, Figuren, Büsten, Basreliefs und übrigen Kunstsachen. Der erste Theil davon enthält, nebst der kurzen Beschreibung, ein und funfzig Kupferabdrücke in Konturen.

In eben dieser Handlung erschien in französischer Sprache eine Beschreibung des großen Kupferstich-Kabinetts des verstorbenen geheimen Sekretairs Brandes in Hannover. Sie ist wohl geordnet, und wegen der eingestreuten Anmerkungen lehrreich für den Sammler und Kunstfreund.

Hamburgische Künstlernachrichten, als Supplemente zu Fueßli's Künstlerlexikon, kamen in Hamburg heraus, und haben einen jungen Mahler Nahmens Eckhard zum Verfasser, dessen bald darauf erfolgter Tod manche schöne Hoffnung vereitelte; denn er war einer von den wenigen denkenden Künstlern. Fast um die nähmliche Zeit kündigte Joh. Heinr. Fueßli in Zürich selbst an, daß er das von seinem verstorbenen Vater herausgegebene Künstlerlexikon fortsetzen werde, und erbath sich zu dem Ende Beyträge.

Vom Professor Grohmann zu Leipzig, als Herausgeber, erschien ein kurzgefaßtes Handwörterbuch über die schönen Künste, von einer Gesellschaft von Gelehrten. 1. Band. Als Erleichterungsmittel bleiben Unternehmungen dieser Art immer verdienstlich, obgleich ihre

Wirkung auf das Weiterkommen der Kunst niemahls groß war.

Wichtiger ist ein neuer Band der schon bekannten Abbildungen Herkulanischer Alterthümer, welcher zu Augsburg unter folgendem Titel erschien: Gemählde aus dem königlich Neapolitanischen Museo zu Portici, welche sowohl in der verschütteten Stadt Herkulanum, als auch in Pompeji, und in den umliegenden Gegenden an das Licht gebracht worden, nebst ihrer Erklärung von C. G. von Murr. mit 98 Kupfertafeln. Die Kupfer sind nach den Originalstichen in bloßen Umrissen geätzt, und ob man gleich dabey die typographische Pracht der meisten neuern Kunstwerke nicht findet, so können doch diese Abbildungen entfernten Liebhabern einen anschauenden Begriff von den Schönheiten sowohl, als den Mängeln, der altrömischen Mahlerey geben. Die Erklärungen zeugen von Fleiß und nicht gemeinen Einsichten; durch mehr Biegsamkeit des Vortrages, und eine gefälligere Einkleidung würden sie an innerm Gehalte nichts verloren haben.

Ueber den Raub der Cassandra auf einem alten Gefäße von gebrannter Erde. Zwey Abhandlungen von H. Meyer

und C. A. Böttiger. Nebst den Kupfertafeln Weimar, 1794. Mit vieler artistischen Genauigkeit und antiquarischen Gelehrsamkeit wird in diesem prächtig gedruckten Werk ein altes Gefäß abgebildet und erläutert, welches die verwittwete Herzoginn von Sachsen-Weimar während ihres Aufenthalts in Italien an sich kaufte.

Oeffentliche Anstalten zur Belebung der verschönernden Friedenskünste darf man natürlich im Jahre 1794. nicht erwarten; gleichwohl ist eine solche noch im vorhergehenden Jahre wirklich zu Stande gekommen. Vom regierenden Fürsten zu Rudolstadt wurde daselbst eine Zeichnungsschule errichtet, und der auch durch verschiedene artistische Abhandlungen bekannte Mahler Kämmerer wurde dabey als Lehrer angestellt.

Eben so zeigte sich die Liebe zur Kunst sowohl, als der Patriotismus in einem öffentlichen Unternehmen zum Andenken des im Jahr 1789. zu Cassel verstorbenen berühmten Geschichtsmahlers Joh. Heinr. Tischbein. Der Rath Casparson und der Pfarrer Götz zu Cassel, und der Verfasser dieses Aufsatzes vereinten sich zu diesem Zweck, und kündigten in öffentlichen Blättern eine Lebensbeschreibung des großen Künstlers, nebst einem räsonnirenden,

Verzeichnisse seiner Werke, an. Mit diesem Unternehmen war die Absicht verbunden, den Manen Tischbeins in dem Versammlungssaale der Kunstakademie zu Cassel ein marmornes Denkmahl zu errichten. Die Biographie des erwähnten Künstlers wird in kurzen erscheinen, und die Errichtung des Monuments (welche übrigens den Patriotismus der Nation stillschweigend auffordert,) hat wenigstens durch den Beytritt mehrerer achtungswürdigen Personen gegründete Hoffnung eines glücklichen Erfolgs für sich *).

Von Todesfällen merkwürdiger Künstler in diesem Jahre sind folgende bekannt geworden:

*) Die treffliche Lebensbeschreibung Tischbeins ist im J. 1797. unter folgenden Titel wirklich erschienen; J. H. Tischbein, als Mensch und Künstler dargestellt von J. F. Engelschall. Nürnberg in der Raspeschen Buchhandl. Mit Tischbeins ähnlichem Bildniß, in gr. 8. und diese letzte Arbeit Engelschalls ist von allen Kennern den vorzüglichsten Künstler-Biographien beygezählt worden. Die Hoffnung, dem seel. Tischbein ein Monument errichtet zu sehen, ist jedoch mit Engelschalls und Casparsons Tod verschwunden.

d. H.

Ge. Friedr. Reinhold de Liszewsky, herzoglich Meklenburgischer Hofporträtmahler zu Ludwigslust, starb am 11ten Junius in 70. Jahre seines Alters.

Ernst Ge. Sennin, Baumeister der Stadt Hamburg, starb daselbst den 8 Julius in seinem achtzigsten Lebensjahre. —

Am 17. November starb in Kopenhagen Joh. Martin Preisler, königlich Dänischer Justizrath und Professor der dortigen Kunstakademie. Er war gebohren zu Nürnberg am 14 März 1715.

Wenn wir das bisher Angeführte in einem allgemeinen Ueberblick sammeln, so läßt sich zwar die Beschaffenheit der Kunst im Umfange des deutschen Reichs, so wie der darin herrschende Geschmack, mit einiger Zuverlässigkeit angeben; allein schwer wird es dem Urtheile, den Grad ihres Weiterkommens zu bestimmen, und aus der Gegenwart die Folgen für die Zukunft zu berechnen.

Die mannigfaltigen Erscheinungen im Fache der Kunst zeigen offenbar ein reges Aufstreben, welches selbst der Stoß einer allgemeinen Erschütterung und die Verheerungen des Kriegs nicht niederdrücken können. Mitten unter den

öffentlichen Stürmen bemerkt man eine fortschreitende Verbesserung des Geschmacks in der Kunst und ihrer Anwendung. Schon ist das Publikum in diesem Stück ungleich schwerer zu befriedigen, als noch vor wenig Jahren; und mit den höheren Forderungen der Liebhaberey müßte natürlicher Weise auch die Kunst selbst weitere Fortschritte machen.

Ob wir dieses mit Grund von ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit erwarten dürfen, wird eine kurze Charakteristik derselben am besten entscheiden.

Die Kunst, so wie sie gegenwärtig von ihren Geweihten betrieben wird, unterscheidet sich hauptsächlich durch ein tieferes Studium des Alterthums, durch Entwickelung der Grundsätze jeder schönen Darstellung, welche, ewig wie die Natur, weder an Zeit, noch Klima gebunden sind. Wenn gleich dieses Studium nicht selten in eitle Ostentation ausartet, so äußert es doch im Ganzen einen wohlthätigen Einfluß auf den Geschmack unserer Künstler.

An diese Eigenheit der neueren Kunst schließt sich ein gewisser Hang für das Sentimentale, welcher überhaupt im Geiste der deutschen Nation

liegt, aber in ihrer Kunst fast nie merklicher war, als jetzt.

Der Geschmack an Reisebeschreibungen, und die damit verknüpfte Länder- und Völkerkunde hat eine strengere Beobachtung des Kostums in die neuere Kunst gebracht, welche, ohne die mahlerische Wirkung sehr zu verstärken, wenigstens ein Beweis von fortschreitender Kultur ist.

Diese drey Eigenschaften scheinen für die gegenwärtige Beschaffenheit der Kunst in Deutschland charakteristisch zu seyn, und würden zu großen Erwartungen berechtigen, wenn nicht andere damit verknüpfte Erscheinungen eben so auffallend wären. Dahin gehört z. B. eine fast allgemeine Anglomanie, die sich besonders in Kupferstichen äußert, und über der zu großen Schätzung alles Fremden den Werth des Einheimischen verkennet. Dadurch wird natürlich das Gefühl innerer Kraft eben so sehr niedergedrückt, als ein tieferes Studium der Kunst dasselbe zu beleben scheint.

Vielleicht aber ist selbst dieses tiefere Studium, dieser Hang über die Theorie der Kunst zu raffiniren, kein günstiges Omen ihres Weiterkommens? Man würde Grund haben, dieß zu fürchten, wenn die bekannte Erfahrung: daß

die schöne Kunst mit Darstellung beginnet, und mit Aufsuchung der Gründe endigt, allgemein wäre. Allein was ehemahls in Griechenland geschah — muß es immer geschehen? Ein anderer Ursprung, eine andere Richtung der Kunst, verändern auch ihr Lage und ihr Verhältniß gegen die Geisteskultur. Nicht diese, sondern ihr Gegentheil, untheilnehmende Kälte, und der Geschmack am Kleinlichen, sind es, was der Kunst in Deutschland die Flügel lähmt.

Wir haben Freunde der Kunst, das ist sehr recht: aber ihre Liebhaberey ist gemeiniglich nur auf Kupferstiche der neuesten Art, auf Bilderchen und Verzierungen der Mode eingeschränkt; das ist nicht recht. Gewiß hat nichts der wahren Kunst mehr geschadet, als dieser frivole Geschmack, der durch immer neue Hülfsmittel der Spielerey genähret und unterhalten wird.

Indessen aber scheint doch der Genius der Zeit, welcher die Gedanken und Empfindungen so ganz an das Große, Welterschütternde heftet, hier und da auf die Kunst wohlthätig zu wirken. Allmählich verliert sich der Geschmack an den Kalenderkupfern, oder er verlangt wenigstens eine solidere Nahrung. Die der wahren Kunst so nachtheilige Silhouettensucht hat ihre schönste

Periode überlebt. Mehrere Versuche im Großen, deren ich oben einige angeführt habe, scheinen einen mänlichern Kunstsinn anzuzeigen, oder doch vorzubereiten. Wenigstens ist in den patriotischen Bemühungen echter Kunstfreunde eine solche Absicht deutlich zu bemerken.

Diese Erscheinung berechtigt zu der angenehmen Hoffnung, daß mit dem wiederkehrenden Frieden ein großer Theil jener Hindernisse, mit denen die Kunst bisher zu kämpfen hatte, schwinden, und eine neue Energie des Denkens und Handelns die Nation durchströmen werde. Nur eine solche Geistesstimmung kann die Kunst auf die erhabene Stuffe heben, wo sie zur Veredlung der Gesinnungen wirkt.

Der Blick in die Zukunft ist freylich immer gewagt. Indessen gibt es in der sittlichen wie in der physischen Welt Erscheinungen, die den denkenden Beobachter von dem, was ist, durch richtige Folgerungen auf das, was seyn wird, schließen lassen. Dahin gehört z. B. die Verbesserung des Geschmacks in mehreren Geräthschaften, deren Gebrauch im gesellschaftlichen Leben täglich vorkommt. Man begnügt sich nicht mehr damit, daß die Verzierung reich sey, nein, sie soll gedacht und dem Endzweck angemessen

seyn. Aufmerksamkeit verdient in dieser Rücksicht die Veränderung der Siegelzeichen in den Petschaften.

Die Wappen — jene Ueberreste der Barbarey des Mittelalters — werden allmählich durch geschmackvolle Köpfe, oder durch Vorstellungen aus der lieblichen Fabellehre Griechenlands verdrängt, und dürften wohl nur da noch beybehalten werden, wo sie als Unterscheidungszeichen und als Belege hergebrachter Vorrechte gelten. Diese beyfallswürdige Idee ist einer Erweiterung fähig, welche das Genie der Küstler auffordert. Wie, wenn ein in den Geschäften des Lebens täglich nöthiges Werkzeug dazu gebraucht würde, die merkwürdigsten Begebenheiten der Zeit, die Geschichte der Erfindungen und des menschlichen Geistes — selbst merkwürdige Vorfälle einzelner Personen — durch treffende Sinnbilder zu verewigen?

Ein Unternehmen dieser Art würde so neu, als für den Geist deutscher Nation ehrenvoll seyn. Ich darf sogar behaupten, daß es unter der Hand zur Belebung des Gemeingeistes und der Vaterlandsliebe mitwirken könnte, weil das Interesse des Briefwechsels die Siegelzeichen anziehender macht, und ihre figürliche Bedeu-

tung dem Gedächtnisse tiefer einprägt. Auch die leichte Vervielfältigung solcher Abdrücke würde vielleicht auf den Geschmack und die öffentliche Meinung mehr Einfluß haben, als man zu glauben geneigt seyn möchte.

Wie manchem Edlen, dem die Natur einen hellen Geist und ein fühlendes Herz gab, müßt' es nicht stille Wonne seyn, die Szenen der Vergangenheit in diesen symbolischen Bildern gleichsam fixirt und vergegenwärtigt zu sehen! Welche Gedanken an patriotische Aufopferung, an Vaterland, und an belohntes Verdienst könnten dadurch aufgeregt werden! — Wenn die alten Griechen mehr Gemeingeist hatten, und inniger fühlten, als wir, so lag dieß sicherlich zum Theil in der Sorgfalt, womit sie jeden kleinen Nebenumstand nutzten, dieß Gefühl zu wecken und zu nähren. Ihre geschnittenen Steine sowohl, als ihre größeren Kunstwerke, zweckten auf Beförderung des Gemeingeistes ab, und eben dieser Umstand war es, der bey ihnen so große Künstler hervorbrachte. Ohne den ihrem Volk eigenen Enthusiasmus würden sie keinen Phidias, keinen Pyrgoteles und Dioskorides gehabt haben.

Auch bey uns würde die Benutzung der Petschafte zu Beförderung des Gemeingeistes in keinem Fall ein Werk gewöhnlicher Wapenstecher seyn; und die Natter oder Pichler sind selten in einer Kunst, die eine lebhafte Theilnahme der Nation voraussetzt, wenn sie gedeihen soll. Allein was vermag der Geschmack nicht, wenn er herrschend wird? Wenige glückliche Versuche würden einen neuen Zweig des Kunstfleißes beleben, und nebenher die reichen Mineralien unsers Vaterlands durch Vervielfältigung geschmackvoller Gemmen auf eine Art veredlen, die der Industrie eine neue Bahn eröffnen, und einen bisher nicht genutzten Handelszweig abgeben könnte, indem sie zugleich eine Schule der Humanität würde.

Ich fühle das Gewagte dieses Gedankens in seiner ganzen Stärke. Die erfahrensten Kunstkenner sind von der Eitelkeit des Versuchs überzeugt, der alten Kunst moderne Gegenstände unterzuschieben, oder, welches einerley ist, ihren Geist in Versinnlichung der neuern Zeitgeschichte erreichen zu wollen. Dieß ist besonders in Ansehung der Bildnerey der Fall, wo Klima, Begriffe von Sittlichkeit, Gebräuche und Klei-

dungen dem Aufstreben der Kunst fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen dämmen.

Dessen ungeachtet aber möchte wohl die geistvolle Darstellung schöner Menschheit an kein Land und an keine Zeit ausschließend gebunden seyn; wenn anders die Natur nicht zu dürftig an schönen Formen ist, und die Kunst Muth genug hat, die Fesseln zu zerbrechen, welche Wahn und falsche Dezenz dem Genie anlegen. Der Geschmack weiß nichts von einem Gesetze, welches ihn nöthigte, die unnatürlichen Kleidertrachten neuerer Zeit in der Kunst beyzubehalten. Schon die alten Künstler setzten sich über dieß Vorurtheil hinaus, und eben dieß gab ihren Werken das Dichterischgöttliche, welches noch keine neuere Kunst erreicht hat. Die Meister der berühmtesten antiken Statüen würden gewiß lächeln, wenn ihnen Jemand die Frage vorlegte: ob ihre Götter und Herren wirklich in dem Kostume gehandelt hätten, wie sie solche vorgestellt haben.

Nur der Eigensinn und das Gold einer geschmacklosen Ueppigkeit haben die neueren Kleidertrachten in der Kunst geheiligt. Ueber diese setze sich der Künstler hinaus, und er wird Werke der Unsterblichkeit liefern — freylich verkannt von der Menge seiner Zeitgenossen, aber

desto mehr geeignet, auf eine bessere Nachkommenschaft zu wirken.

Das große Geheimniß der Kunst besteht in Versinnlichung erhabner Ideen, in dichterischer Darstellung großer Begebenheiten, die mit Absonderung alles Zufälligen ganz Einfalt und Natur ist.

Eine solche Darstellung ist im Kleinen so möglich, als im Großen; und auch hier sind die alten Künstler noch unerreichte Muster. Man kennt die unbegreifliche Zartheit, womit auf ihren geschnittenen Steinen oft die reichhaltigsten Ideen durch wenige, aber bedeutungsvolle Züge ausgeführet sind. In Figuren, welche das unbewaffnete Auge kaum auffassen kann, ist das Göttliche ihrer Kunst so gut ausgedruckt, als in jenen kolossalischen Statuen, welche dem Verstand ein anschauliches Abstraktum vollendeter Menschheit darstellen.

XII.

Anhang.

Auswahl einiger späteren Gedichte, welche in der Sammlung des Verfassers (Marburg und Leipzig 1788.) nicht vorkommen.

I.

Paphos.

Seyd gegrüßt, ihr heiligen Gefilde,
Wo die erste aller Freuden thront,
Wo in ungetrübter Aethermilde
Das Entzücken der Verklärten wohnt;
Wo der Schmerz, mit Wollust eng' verschwistert,
In der Liebe leisen Klagen tönt;
Wo die Hoffnung, die Erhörung flüstert,
Jedes Glück der Gegenwart verschönt!

Sey gegrüßt, o Land der Huldigungen,
Süßer Sorgen trautes Labyrinth,
Wo, im schönen Wechselband verschlungen,
Sterbliche den Göttern ähnlich sind!
Hain, wo unter schattigem Gebüsche,
Von des Morgens Rosenlicht umstrahlt,
In der Bilder lieblichem Gemische
Sich des Lebens höchste Wonne mahlt!

Holder ist und geistiger das Schöne
Bey der Herzen stillem Hochverein;
Schmelzender sind Philomelens Töne
Da, wo Liebende den Bund erneun!
Seufzest du im Lispel dieser Blätter,
Geist der Sappho, die um Phaon weint?
Ihren Nektar haben gute Götter
Mit den Schmerzen, die du fühlst, vereint!

Hier erwacht zu neuen Hochgefühlen
Jede Ahndung, die im Busen glimmt,
Haß und Rache, die das Mark durchwühlen,
Werden hier zur Eintracht umgestimmt!

Selbst der Stolz, sein Wissen zu erweitern,
Ehret hier der Schönheit Allgewalt,
Und die Plane strengen Eifers scheitern,
Wo Dionens Nahme wiederhallt!

Alle Pulse der Natur erbeben,
Wo die Tochter der Unsterblichkeit
Jedes Leben durch ein neues Leben,
Jeden Geist durch Götterglück erfreut!
Hymne wird, von ihrem Hauch durchdrungen,
Jedes Lüftchen; ihrem Blick erglänzt
Jede Blume, und von ihr umschlungen
Prangt Athene jugendlich bekränzt!

Wer entwölkt mein Auge! Welch ein Säuseln
Dringet aus dem tiefen Hain hervor?
Weste, die den Blüthenregen kräuseln,
Flüstern lieblich in mein horchend Ohr:
Heil der Hehren, die aus blauen Augen
Hier der Tage schönster steigen sah!
Von den Göttern dieses Hains umflogen,
Sey gegrüßet, Amathusia!

Und mit ihrem milden Herrscherblicke
Steht sie da in stiller Majestät,
Sie, durch die den Sterblichen zum Glücke
Sich die Welt in leichtern Angeln dreht.
Wo ihr Kleid den Boden streift, da keimen
Blumen, die ein ew'ger Frühling krönt;
In des Himmels ungemeßnen Räumen
Wird durch sie die Sonne selbst verschönt!

Seht, o seht! zum Reitz des Idealen
Steigt der Schimmer, der ihr Bild umfließt;
Ihrer Stirn entzittern lichte Strahlen,
Wie durch Morgenwolken Phöbus gießt;

Und die Göttinn, die den Geist erheitert,
Wenn das Herz ihr froh entgegen wallt,
Die geliebte Unerkannte läutert,
Wahrheit, sich in deiner Lichtgestalt!

Sey umfangen, Hehre! Dich erblicken
Spannt den Geist zu neuer Thätigkeit:
Aus der Liebe reinerem Entzücken
Keimt des Edelsinns Erhabenheit!
Feuer füllt den Busen, höher fliegen
Die Gedanken, wo dein Bild erscheint;
Denn hier haben Wahrheit und Vergnügen
Sich, wie Lenz und Sonnenlicht vereint!

Naher ist sie nun der Erde wieder,
Nemesis mit reinem Selbstgefühl;
Freude schwingt ihr goldenes Gefieder
Um des Zufalls wandelbares Spiel!
Sorgen, die das Leben oft verbittern,
Schlummern, weil wir nicht zu unsrer Pein
Vor des Wahnes Riesenschatten zittern,
In den Armen Sophrosynens *) ein!

Selbst des Scheidens letzte bange Stunde,
Wenn das Licht der Augen nun verglüht,
Freunde weinen, und dem blassen Munde
Der gebrochne leise Hauch entflieht,
Heißt der Täuschung lange Nacht verschwinden.
Reinrer Freuden hohes Eigenthum,
Hier in Paphos nur geahndet, finden
Schöne Seelen in Elysium! —

*) Nach den alten Griechen, die weise Nüchternheit des Geistes, und Mäßigkeit im Genusse.

2.

Endymion.

Wie schön warst du, o Welt, als jugendliche Freude
Noch ihren Arm um meinen Nacken wand,
Und schmeichlerisch, im rosenfarbnen Kleide,
Mit thatenfrohem Blick die Hoffnung vor mir stand!
Als ich, noch unbekannt mit allen deinen Ränken,
Von Lieb' und Ruhm, die schöne Seelen lenken,
Den ersten Keim in junger Brust empfand;
Voll süßen Wahns mich in dem Wunderlande
Der Liedersänger gern verlor —
Cytheren bald, im wehenden Gewande
Von leichtem Silberflor,
In Thalen und auf waldumkränzten Hügeln
Den Liebling suchen, bald — von dir, Diotima,
Geleitet, und auf der Begeistrung Flügeln —
In Amors Arm die schöne Psyche sah,
Und dann in lieblichen Gestalten,
Was ich gesehn, der Menschheit wiedergab,
Wenn Klio durch den goldnen Zauberstab
Der Schönheit Blüthen sich entfalten
Und die Natur veredlen ließ — — —
So stellten einst die Dichtkunst und Geschichte
Das Schöne jeder Art, im mahlerischen Lichte
Vereint, dahin, und nannten's Paradies!

Wo bist du, schöne Welt? Bleibt schmachten, dem Verlangen
Von deinem Reitz die Rückerinn'rung kaum?

Und sankst du mit den Rosen meiner Wangen
In's alte Nichts, gleich einem süßen Traum?
Sind alle Freuden, die das kurze Leben würzen,
Mit dir und ihrem Quell dahin?
Und ist — weil Menschenneid und Schicksals-
eigensinn
Den Knoten unauflöslich schürzen —
Und ist der leise Wunsch, den rauhen Pfad
zu kürzen,
Vernunft, dein glänzender Gewinn?

Ihr lieblichen Gesichte meiner Jugend,
Als ich der bessern Menschheit Lob
In jedem Antlitz las, und unbestochne Tugend
Zur Schicksalslenkerinn erhob;
Als noch kein Wunsch nach Gütern, die mir
fehlten
Den Frieden meinem Herzen stahl;
Als Neid und Reue nicht die stillen Freuden
zählten,
Die schöpferisch in meinem Lindenthal
Den Tanz der Grazien beseelten,
Wann bey Selenens klarem Schein
Die Musen, Götter, und Heroen
Mich wechselsweis besuchten — ach! entflohen
Wär't ihr mit euren Freuden? Nein,
Noch sehen euch in ruhig heitrer Schöne,
Begeisterung und die Kamöne!
Im Nebelflor, den die Vergangenheit
Um eure keuschen Reitze webet,
Labt ihr (den Sternen gleich, um die zur Abendzeit
Ein rosiges Gewölke schwebet)
Durch ein gemildert Zauberlicht
Nur um so mehr die trunknen Blicke,
Und ruft den Genius zurücke,
Der Rosen in den Kranz der Horen flicht!

Den welken Reitz des Lebens aufzufrischen,
Mit Gütern, die ich an der Hand
Der ernsten Weisheit mühsam fand,
Der Freude Blumen zu vermischen,
Umschwebtet ihr den Pfad der kühnen Eigen-
macht,
Den mein Geschick zu wallen mich bestimmte;
Den Funken, der in meinem Busen glimmte,
Habt ihr zur Flamme thätig angefacht!
Daß mit der Huldgöttinnen Spielen
Der Ernst sich paart, geläutert und verschönt
Des Lebensreitz mit strengen Pflichtgefühlen,
Die Wahrheit mit der Dichtung sich versöhnt;
Daß vor dem Lächeln weiser Freuden
Der lang genährte Kummer flieht,
Genuß des Lebens mir auf menschenlosen Haiden
In Stürmen sauset, und bescheiden
Auf Fluren in dem Veilchen blüht:
Das alles dank' ich jetzt den Bildern, die im
reinen,
Entwölkten Strom, der spiegelnd langsam eilt,
In holden Gruppen wiederscheinen!
Hier, wo so gern die Rückerinn'rung weilt,
Verbrausen Wellen, die sich vom Gebirge wälzen,
In einen Harmonienbach;
Wo goldne Täuschungen mit Wirklichkeit ver-
schmelzen,
Da wölbet sich, bey allem Ungemach
Des Lebens, für den frohen Weisen,
In einem Tempe, wo die Fluren niemahls eisen,
Ein schattend Amaranthendach! —

Seyd heilig mir, wohlthätige Gefährten
Der Weisheit — Dichtung und Genuß!
Wenn Unmuth, Gram, und nagender Verdruß
Mir an dem Mark des Lebens zehrten,

So fand ich Ruh in eurem Wechselband,
Das eine nahmenlose Wonne
Um manchen meiner Tage wand!

O! Muse, die, von einer andern Sonne
Umleuchtet, oft im Spiegel sieht,
Warum der Mensch sich lang vergeblich müht:
Laß noch einmahl dem Blick vorüber gleiten
Von einem solchen Tag das täuschende Gesicht,
Und allen seinen Herrlichkeiten
Gib deiner Färbung Zauberlicht!

An einem heitern Wintermorgen
Erwacht' in mir der Menschheit Hochgefühl;
Von Erdenglück und Erdensorgen
Fand ich den Ursprung und das Ziel
In unsrer eignen Brust, und suchte mit den Bildern
Der sonnigen Vergangenheit
Das Nebelgrau der Gegenwart zu mildern.
Still war der Geist, und glich an Heiterkeit
Dem offnen Himmel, dessen Funken
Des Tages erstem Rosenlicht
Allmählich schwanden: wonnetrunken
Verlor ich mich in diesem Glanzgesicht!
Das Morgenroth schien mit den Schatten
Der Nacht sich in ein Dichterbild
Von meinem Lebenslauf zu gatten.
Die Schöpfung lag in Silberflor gehüllt;
Todt war die Flur, und menschenlos und, wild,
Wo Blumen einst geblühet hatten.

Indessen zog durch ein verdüstert Blau
Der Tag die ersten Purpurstreifen;
Den Berg umschwamm ein kalter Nebelthau,
Gleich dünnem Flor, und nur ein flüsternd Pfeifen

In Schilf und Bäumen unterbrach
Von Zeit zu Zeit das allgemeine Schweigen.
Des Winters stiller Reitz, der Reif an dürren Zweigen,
Die Ruhe der Natur belebte nach und nach
In mir den Wunsch, im Freyen mich zu letzen.
Ein Drang, der nach unnennbaren Gesetzen
Allmächtig mir im Busen sprach,
Trieb mich zum Hain, der oft im Sommerkleide
Mein Pindus war, und Muth und stille Freude
In meine wunde Seele goß.
Schon naht' ich mich mit innigem Gefühle
Der Stelle, wo ich einst mich und die Welt genoß,
Als, wie durch Zaubermacht — in Frühlingsmorgenkühle
Die scharfe Winterluft zerfloß.

In spiegelhelles Naß zerronnen,
Schien auf der blumenvollen Au
Der Reif gleich Perlen sich zu sonnen;
Mit Gold besäumte sich der Wolken falbes Grau,
Der West begann mit lieblichem Gewühle
Im dunklen Myrtenlaub die angenehmen Spiele,
Der Bäume Wipfel wiegten sich
In einem Meer von Balsamdüften,
Indessen durch den grünen Schmelz der Triften
Ein fließend Silber murmelnd schlich.

Denkt euch ein Attika im inselvollen Sunde,
Des Indianermeers *), das seine Küsten näßt,
Wo die Natur, mit Menschenglück im Bunde,
Was Mäßigkeit bedarf, freywillig wachsen läßt.

*) Die Meerenge zwischen Borneo und Zeylon, wo bekanntlich eine Menge der fruchtbarsten und anmuthigsten Inseln anzutreffen ist.

Der Büsche grüne Nacht, von lieblichen Gerüchen,
Umwallet! unterbricht das frische Wiesengrün:
Wenn hier Gebirge, die in Wolken sich verkriechen,
Den Blick des Wandrers an sich zieh'n,
So wanket dort ein Busch voll bluh'nder Rosen,
Im Spiegel eines Bachs, der seinen Lauf vergißt.

Aus weiter Ferne hallt der Wellen dumpfes Tosen
So leise, wie ein West, wenn er die Blumen küßt.
Von jenem Baume täuscht mit menschengleicher Stimme
Ein bunter Papagay das Ohr,
Und ruft mit neuem Trug aus einer Felsenklimme
Horazens scherzend Bild *) hervor,
Wenn hier ein Pfau den schlanken Ast umflügelt,
Und Gold, Smaragd, und Purpur in dem Strahl
Der Königinn des Tages spiegelt.

Dieß Alles — und vereint in einem Zauberthal —
Mahlt, wenn ihr könnt, mit schaffendem Entzücken,
Dem die Begeisterung Gestalt und Farben leiht,
Der trunknen Seele vor — noch schmeichelt euren Blicken
Ein Schatte nur von jener Lieblichkeit,
Womit — so schien es mir — sich die Natur verschönte.
Doch was den Reitz der neuen Schöpfung krönte,
Glich den Erscheinungen im holden Fabelland',
Von denen an Ilissus Blumenstrand'
Des Mäoniden Harfe tönte.

*) Das Echo. Cuius recinet iocosa Nomen imago,
sagt Horaz von dem Helden, den er besingen will.

Gewirbelt himmelwärts, wie in den Trunkenheiten
Der Liebe beſſ'rer Art, verlor die Seele ſich
In einem Paradies, dem einſt an Seligkeiten
Kaum jenes an dem Euphrat glich,
Als, was ich ſah und nie geſehen hatte,
Ein neuer Anblick überwog,
Der die von vielen Wundern matte
Vernunft in neue Taumel zog.

Auf weichem Raſen lag in hoher Götterſchöne
Ein Jüngling — ſchlummernd zwar, allein nichts Schöners ſah
Selbſt die begeiſterte Kamöne
Der Kunſt, als Amathuſia
Ihr einſt den Gürtel lieh, und ihr im Zauberlichte
Für Böttnern Ganymed erſchien *).
"Was," rief ich aus, "gleicht dieſem Angeſichte,
Auf welchem Nireus Reitze blüh'n?
Solch eine Stirn und ſolche Lippen,
Von denen auch im Schlummer Suada ſpricht,
Sah'n die Apellen und Lyſippen
Selbſt mit verklärten Augen nicht!
Der Wolluſt nahmenloſes Schweben,
Das zwiſchen Jugend und der Mannheit wankt,
Gibt dieſem todten Bild ein Leben,
Mit dem — die Hand auf's Herz — ſich Zeno's Weisheit zankt!"

So ſchweifte lang mit lüſternem Vergnügen
Von Reitz zu Reitz, von Bild zu Bild der Blick;

*) Dieß bezieht ſich auf ein bekanntes Gemählde des erwähnten großen Künſtlers, den Jupiter, im Begriff den Ganymed zu küſſen, vorſtellend. Der höchſt emphatiſche Ausdruck verſchmilzt in dem reitzendſten Kolorit einer idealiſchen Schönheit.

Und mein Erwachen vor dem Rausche zu betrügen,
Verlor in immer neuen Zügen
Sich meiner Augen Taumelglück.

Ein Glanzgewölk, aus Morgenroth gewoben,
Sank aus der Luft: ein Götterwagen schwamm
Auf ihm herab, zwey gelbe Drachen schnoben
Mit hoch empor gerecktem Kamm
Voran, und eine Göttinn — — — wage,
Bescheid'ne Muse, sie zu mahlen nicht,
Und heischt es dein Beruf, so trage
Nur leichte Farben auf, vor andern wenig Licht!

Und eine Göttinn, wie Dione
Liebreitzend, hohen Geist im dunklen Augenpaar,
Mit weißer Brust und nelkenbraunem Haar —
Stieg lächelnd von dem Wolkenthrone,
Und nahte sich — den Blick voll Sympathie
Auf jenen Schläfer hingeheftet —
Der Lagerstatt, und sank, entkräftet
Vom Uebermaß der Regung, auf ein Knie.
Der Jüngling, dem im rückgestrahlten Lichte
Die Täuschung neue Reitze lieh,
Glich einem Liebesgott; auf seinem Angesichte
Schwamm sichtbar ein geliebter Traum.
Die Göttinn — ihren Gurt wie von sich selbst
gelüftet,
Den Alabasterbusen kaum
Von Nebelflor aus Kos umdüftet —
Goß (wie Unsterblichen es ziemet, rasch und kühn)
Durch Küsse, die Gebein und Mark durchglüh'n,
Den Ichor, der in ihren Adern strömte,
Dem Schläfer in die Brust, der — steinern,
wie es schien —
Dem Götterglück nur leidend sich bequemte.

Ihr stutzt: "der Amadis, den deine Göttinn fand,
Schlief immer fort?" scheint euer Blick zu fragen;

"Umschlang nicht seine Stirn ein mystisch Zauberband,
So war, die Augen aufzuschlagen,
Hier unvermeidlich — selbst für einen Göttersohn!"

Das mag es seyn; allein Endymion
(Der Nahme, wie ihr merkt, versteht sich schon am Rande)
Lag wirklich wie verstrickt in einem Zauberbande,
Und schnarchte fort: doch glänzte durch den Mohn
Auf seiner Stirn ein stilles Hochvergnügen;
Sein leiser Athem schien den trunknen Geist zu wiegen.
Ihn hätte selbst ein Sturm im Belt,
Wann sich die Wellen donnernd bäumen,
(Ich wette drauf) aus seinen Götterträumen
Nicht aufgeschreckt. Nur in der Dichterwelt
Kann solch ein Schlaf den Sinnenreitz besiegen;
Auf diesem Erdenrund wird nie ein Seladon
In einer Göttinn Armen liegen,
Und – schlummern, wie Endymion!

Mit glüh'nder Wang', und wild zerstreuten Locken,
Durch deren dunkle Fluth des Nackens Marmor scheint,
Und einem Aug', aus dem in Perlenglocken
Die Wehmuth des Entzückens weint,
Hangt Delia an ihrem schönen Freund.
In reger Brust will ihr der Athem stocken,
Und ihre Seel', so sehr sie göttlich ist,
Vermag nicht mehr in ihr das Weib zu zügeln,
Weil, den sie liebt mit ihrem Arm umflügeln,
Den Himmel (den im Rausche sie vergißt)
Und seine Wonne übermißt.

Wohin im Taumel des Entzückens
Der regen Phantasie wollüstig leichter Flug

Die wonnetrunkne Göttinn trug?
Und ob, im Wechselfall des Glückes und Beglückens,
Endymion das, was er gab, empfand?
Ob ihm ein Traum mit größern Seligkeiten
Die Nestelschnur um seine Stirne wand?
Darüber mag, wer mehr gesehn hat, streiten!
Die Gückesgöttinn läßt nicht bloß auf Einer Bahn
Die Rosen des Entzückens fallen;
Sie reicht, obgleich mit Wahl, den Nektarbecher allen — — —
Du, Muse, knüpf den Faden wieder an!

Das Morgenlied der Nachtigallen
Begann im Hain, der Himmel klärte sich
Zum reinsten Blau, und seine Wolken glühten
Wie fließend Gold, und alle Blumen blühten
In voller Pracht; allein nicht eine glich
Den Rosen auf Dianens Mund und Wangen —
Mit einem Wort: der Tag war völlig aufgegangen,
Als die Erscheinung wie in einem Nu verblich;
Denn mit der Dämm'rung letztem Sterne
Verschwand die Göttinn und ihr Seladon.
Todt, wie vorher, war Alles nah und ferne,
Rings keine Spur von Amors Rosenthron',
Und in der Luft kein Drachenwagen.

"In welches Feenland" (entbebt' ein leiser Ton
Den Lippen) "hat mich ein Gesicht verschlagen?
Nie hat die Schöpferinn Natur
Ein Gruppo diesem gleich ersonnen,
Und nie ist, was sie schuf, bis auf die letzte Spur
So schnell in Himmelsluft zerronnen!"

Noch spähte zweifelhaft mein Auge rings umher,
Als hinter mir ein scharfer Windstoß rauschte,
Und, schwimmend noch in einem Taumelmeer,
Ich mein Erstaunen um ein neues tauschte.
Aus öder Waldung trat ein liebevoller Greis,
Mit goldnem Stab, in Staunen wie versunken,
Doch sprühten seine Blicke Funken,
Und inn'res Feuer schmolz der Hülle scheinbar Eis.
Sein Purpurkleid floß bis zur Erde nieder,
Ein Blumengurt schlang um die Hüften sich:
Ihm fehlte zum Saturn nur Sichel und Gefieder,
Indessen Aug' und Blick dem jungen Amor glich.

Von Sympathie und Vorgefühl gezogen,
Wiewohl mit furchtsam scheuem Tritt,
Naht' ich in einem weiten Bogen
Dem Greise mich. Sein blitzend Auge glitt
Bedeutend her, als schien es mich zu fordern.
Die Ungeduld in meiner regen Brust
Begann in Flammen aufzulodern;
Des Orts, der Zeit, selbst meiner kaum bewußt,
Brach ich urplötzlich aus: "Du, dessen Blick verkündet,
Du seyst kein Sterblicher, vergib dem Erdensohn,
Der niederm Staube sich entwindet,
Und dir sich naht! So viele Wunder schon
Mich mit Erstaunen angefüllet,
So gleichen sie doch deinem Anblick nicht!
Unwiderstehlich, wie die Liebe, quillet
Aus deinem Aug' ein mehr als irdisch Licht,
Vor dem, — ich weiß, mich täuscht die Ahndung nicht —
Die dunkle Zukunft sich enthüllet.
Drum, Vater, (denn ein Schlag mit deinem Stab zerstreut

Die Wolken jeder Art) komm, lichte meinen
Sinnen
Die wesenlose Wirklichkeit,
Dieß Glanzgesicht, das ich entstehen und zerrinnen
Vor wenig Augenblicken sah!
Ein Wahnbild war nicht diese Delia,
Man sage mir nur nicht, daß mich ein Traum
betrogen;
So warm und lebend mahlt nicht unsre Phantasie,
So gegenwärtig bleibt, auch wenn sie nun ver-
flogen,
Die Schöpfung der Begeisterung nie!
Drum sage, edler Greis, der Ehrfurcht und
Vertrauen
Mir in die Seele gießt, woher das Götterbild?
Laß seine Deutung mich durchschauen;
Wo nicht, so werde rings die Luft von neuem
mild,
Und wiederkehre das Entzücken — — —"

Der Greis, in seinen Flammenblicken
Ein liebliches Gemisch von Ernst und Freund-
lichkeit,
Sprach: "Wohl dir, wenn du nicht vergebens
Gesehen hast; du sahest heut —
Dich, und das Glück des Erdelebens!"

Als ob die Decke schnell mir von den Augen fiel,
Schien der Gedankenkreis urplötzlich sich zu heitern;
Ein nahmenloses Hochgefühl
Begann mir Herz und Busen zu erweitern.
Im lieblichen Gewand der schönen Sinnlichkeit
Sah ich die Weisheit sich verjüngen,
Und Dichtung, die der Wahrheit Blumen streut,
Asträens Alter wiederbringen;

Wo, weil des Wahnes Fesseln springen,
Der Mensch sich seiner Würde freut.

"Ist," strömte von des Greises Lippen
Die Rede fort, "das Menschenleben nicht
Ein Bach, der bald an schroffen Klippen
Die trüben Fluthen schäumend bricht,
Bald unter mildem Sonnenscheine
Durch Blumen spiegelt, und zuletzt
Im schattigen Zypressenhaine
Ein Häufchen Erde schweigend netzt?
Von Allem, was in seinen stillen Wellen
Dem Blick des Wandrers wiederstrahlt,
Ihn bald verdunkelt, und bald paradiesisch mählt,
Kann nichts ihn trüben und erhellen:
Im großen Schauspiel der Natur
Genießt er sich und seine Freuden nur!
Ist nicht das Glück, ist nicht der Kummer,
Aus denen, was ihr Leben nennt, sich mischt,
Ein Traumbild, das in einem Morgenschlummer
Euch lächelt, oder schreckt, und in sich selbst verlischt?
Was euch umgibt, und was in fremden Blicken
Euch kettet an Fortunens Thron,
Trifft selten euer Herz: nur stilles Hochentzücken,
Das aus dem Innern quillt, kann wesentlich beglücken!

In einer Göttinn Arm verschläft Endymion
Ein Taumelglück, um das ihn deine Augen neiden.
Sprich selbst, was sind ihm alle Freuden,
Von denen er den Zauber nicht empfand,
Als, unter Küssen von Dianens Munde,
Er fühllos sich in ihren Armen wand?
Was wär' ihm selbst in einer solchen Stunde
Die Nektarschaal' aus Ganymeda's Hand? —

Indessen schafft der glückliche Getäuschte
In goldnen Träumen sich ein wesenloses Glück,
Willkommen seinem Wahn, weil dieser Wahn es heischte:
Empfindung und Genuß hängt nur am Augenblick!
Er träumt — vielleicht von einem Feenlande,
Wohin der Sinnentrug ihm Brücken baut; vielleicht
Vom Tempel, der am seeumspühlten Strande
Sich stolz erhebt, um den die Nacht dem Tage gleicht,
Auf dessen heiligen Altären,
Was Edles hier geschah, in Erz gegraben strahlt;
Vielleicht — sogar im Arm Dianens — von Cytheren
Und ihrem Hain, den sein Entzücken mahlt,
Wo eurem Wink den flieh'nden Arethusen
Ein Liebesgott die Nerven lähmt — — — vielleicht
Daß Plutus ihm den Zauberschlüssel reicht,
Dem alle Schlösser, alle Busen
Sich öffnen, der, was nie ein Kopf gedacht,
Ein Auge nie gesehn, und nie ein Ohr gehöret,
Was, seit die Erde rollt, kein Trismegist gelehret,
Was nie geschehen — möglich macht!

Und träumt er so, ist er nicht mehr zu neiden
Um Götterlust, die er in Zügen trinkt,
Als um ein Glück, das einem Todten winkt?
Der Geist des Menschen schafft sich seine schönsten Freuden,
Nicht äuß'rer Prunk, den fremde Sehnsucht schminkt!
Was war die stumme freudenlose
Beneidete Apotheose
Dem Unempfindlichen in einer Göttinn Arm?

Der Nektar troff auf seinen Mund vergebens:
Die Seele nur macht in dem Lauf des Lebens
Zur Wonne den Genuß, zur Würze selbst den
Harm!

Warum denn sucht mit selbst geschaffnen
Schmerzen
Der Wahn ein Glück, das unberauschten Herzen
Den Labetrunk freywillig beut?
Um deine Schwäche, Mensch, zu schonen,
Verhüllt es weislich seine Kronen
Im dunklen Schleier der Nothwendigkeit.
Des Himmels schöne Tochter, Freude,
Gesellt sich nur zur Geistesnüchternheit;
Die suche, Freund, und weislich meide,
Was Bitterkeit in deine Seele streut!" —

Er sprach's, und schnell zerstob in Silberflocken
Des Greises Bart und Haar;
Statt ihrer ringelten lichtbraune seidne Locken
Den Nacken stolz herab. Ein glänzend Flügelpaar
(Den Schwingen gleich, womit im Rosenlichte
Die Phantasie zum Sitz der Götter strebt,
Auf denen im unsterblichen Gedichte
Freund Wielands sich der Schwanenwagen hebt)
Entsprang den Schultern, und dem ernsten
Angesichte
Gab ein Gemisch von Lilien und Karmin
Der Jugend frischen Reitz; die lange Toga schien
In goldne Wölkchen hin zu fließen,
Auf denen — um vielleicht in einem bessern Land
Der Wonnen reinste zu genießen —
Der Genius sich hob, und meinem Blick verschwand.

Entrückt war jede Spur der holden Zauberszene:
Doch hatte sich, wie man zu sagen pflegt,

Dem Geist mit ungetrübter Schöne
Ihr holdes Abbild eingeprägt;
Denn mein Entzücken lieh jetzt den zerstreuten Bildern
Ein mahlerisches Dunkelklar,
Wo sich das Ganze setzt und seine Farben mildern —
Die Stimmung meiner Seele war
Ein Mittelton von Staunen und Vergnügen;
Ich lebte neu, und trank, wie Epikur,
Mit langen, tiefgehohlten Zügen
Aus deinem Becher, o Natur!

Sanft, wie im Morgenwind die Blüthenäste spielen,
Umschwebe mich forthin, mein Genius,
Und mische mit der Dichtung Hochgefühlen
Des Lebens innigern Genuß!
Nur im Erwachen von dem Rausche
Der Leidenschaft, die jede Lust vergällt,
Erblickt der Geist, den nichts gefangen hält,
Das schöpferische Glück mit Sklaverey im Tausche,
In ihrer Glorie die Welt!

Euch aber, Freunde, sey vor allen
Mein Frohgefühl und dieses Lied geweiht!
Wenn Freuden der Vergangenheit
In seinen Tönen wiederhallen,
Und, rückgestrahlt von reger Phantasie,
In seinen Bildern sich erneuen,
Mit Blumen mir den Lebenspfad bestreuen:
So dank' ich dieß der Seelensympathie,
Die durch den Wechselzug des Schönen
Mein stilles Glück an euch, ihr Edlen, band!
Der Zufall kann mit Gold und Ehre krönen;
Was Rosen mir um meine Stirne wand,

Genuß der unversiegbar'n Freuden,
Das Leben dieses Lebens, fand
Ich nur bey euch, und auf den Weiden
Des Geistes, wo der Frühling nie entflieht,
Wo unter Westen, die nicht scheiden,
Das reine Glück des Weisen blüht!

3.

An Nannette.

Goldnes Nettchen, meine Blicke
Suchten dich drey Sommer lang;
Leider, daß mit dem Geschicke
Meine stille Liebe rang,
Und die Hoffnung mit dem Glücke!

Aber länger noch zu schweigen,
Leiden Lieb' und Sehnsucht nicht!
Dir mein ganzes Herz zu zeigen,
Wird zur unbedingten Pflicht —
War es dir doch längstens eigen!

Ja, ich liebe Dich! Verlangen
Pocht in meinem Busen laut:
Du, von deren Rosenwangen
Selbst der Liebe Nektar thaut,
Laß mich, laß mich dich umfangen!

Alles schweigt. O! komm' und stehle
Dich mit mir in Cypris Hain!
Der verklärte Mond erzähle
Zweyer Herzen Hochverein,
Und die Freuden Einer Seele!

4.

An Nelly's Eichhörnchen.

Kleines Diebchen meiner Nüsse,
Du bist glücklicher, als ich!
Nelly gibt dir täglich Küsse,
Drückt an ihren Busen dich;

Streichelt dir das rothe Fellchen
Mit der sammetweichen Hand,
Und vergißt bey deinem Schellchen
Wohl gereimter Lieder Tand!

Ihre Seufzer selbst erfährest,
Ihre Wünsche zählest du,
Küssest ihren Mund, und hörest
Den verliebten Klagen zu!

O, der Wonne dieser Küsse!
Doch, wie wär's, wir tauschten? — Dir
Gäb' ich Zuckerbrot und Nüsse — —
Topp! da hast du, Kleiner, hier!

5.

Sidonia,

oder das realisirte Traumbild.

Im Löwensteinischen Grunde, am 13. September, 1789.

Du lieblich Thal, durch dessen Lustgefilde
Mäandrisch sich die kleine Urfe schlingt,
Wie scheinet mir die Sonne hier so milde!
Wie fühl' ich mich an Kopf und Herz verjüngt!
Hier lächelt mir die Unschuld und die Tugend,
So wie ich sie mit Jünglingstaumel sah —
Im holden Bild der Freundinn meiner Jugend,
Sidonia!

Dort droht ein Thurm empor ins Reich der Blitze,
Sein Grund ist Fels, und Fels ist sein Gebäu.
Hier stürzt ein Bach von schroffer Klippen Spitze,
Und zürnt beschäumt an meinem Fuß vorbey.
Fern treibt die Fluth wohlthätig eine Mühle.
Natur und Kunst stehn eng verschwistert da —
Und, ach! dein Bild, erblickt im Hochgefühle,
Sidonia!

Der dunkle Wald umschlingt die grüne Heide;
Aus Büschen ragt ein friedlich Dorf hervor,
Das sich zum Sitz die königliche Freude —
So wie der Neid die Königsstadt — erkor!
Diogenes ging hier aus seiner Tonne,
(Dem Schatten gleich in Acherusia!)
Und freute sich mit dir in Einer Sonne,
Sidonia!

Geliebtes Bild, das sich in Jugendträumen
Die Phantasie mit holder Täuschung schuf —
Natürlich schön, gleich einem Lied von Gleimen,
Der Muse Kind, gehorsam ihrem Ruf,
Du Zauberinn, der diese Gegend lächelt,
Bist du mir heut zum ersten Mahle nah'?
Und seh' ich dich, von dieser Luft umfächelt,
Sidonia?

Ich irre nicht; in deinen Feenblicken
Verschönert sich die ländliche Natur!
Den Geist mit Licht, dieß Thal mit Reitz zu schmücken,
Bedarf die Welt dein schönes Daseyn nur!
Entschleiert ist die holde Unbekannte
Des Dichtertraums, seitdem ich Dauren sah,
Und wirklich wird, was ich nur ahndend nannte,
Sidonia!

6.

Palmerine.

Kennt ihr den Quell, der im verschwiegnen Hain
Aus einer Felsenhalle rinnet,
Und dann in mildem Sonnenschein
Durch Wiesenschmelz den Silberfaden spinnet?
Den Quell, berühmt durch fromme Schwärmerey
Elisabeth's, der Fürstinn biedrer Katten,
An dem auch ich, in kühlen Buchenschatten
Mir selbst genug und sorgenfrey,

Die Wunder der vergangnen Zeiten
Vor meinem Blick vorüber gleiten,
Und Manches, was auf Phöbus Wink geschah,
Im Taumel der Begeistrung sah?

Ihr kennet ihn — zum mindsten aus der Sage!
Allein die Art, wie er entsprang,
Ist glaublich euch versteckt. Sie zu enthüllen wage
Der Muse heiliger Gesang!
Nur sie, auf deren Wink sich Trug und Wahrheit gatten,
Durchschaut der Vorwelt Wunder — zieht
Die Decke von dem Land der Schatten!
Von ihrem Nektar ganz durchglüht,
Erblick' ich selbst im zauberischen Lichte
Der Sache lang' verdeckten Grund.
So höret denn aus mein- und ihrem Mund
Die warnende Geschichte!

Zur Zeit, als noch ein rauher Muth
Die dämmernde Vernunft in schwere Fesseln zwängte,
Doch auch zum Glück mit reinem Deutschen Blut
Entartung nicht ihr feines Gift vermengte —
Lebt' einst, da wo die Lahne spiegelklar
Und langsam sich durch Waldgebirge windet,
Fürst Manto, der, wie eine Chronik kündet,
Ein zweyter Hannibal verhaßten Römern war.
Sein Hochgefühl für Vaterland und Würde
Des Völkerstamms, den er beherrschte, fing
Zum Zorn den Funken leicht, und bey der schweren Bürde
Der Sorgen und Gefahren ging
Sein Aerger meist in Grimm und Blutgier über.

'Das mag er thun! Doch, Dichter, sag' uns lieber,
Wer Palmerine war, und was ihr widerfuhr?
Nach Freund Horaz — zur Lehre deiner Leier —
Beginnt vom Ey nicht Troja's Abenteuer!'

Geduld! wir sind bereits auf guter Spur,
Und folgen, wenn wir ja, den Knoten mehr zu schürzen,
Den Stoff des Stücks durch Zwischenspiele würzen,
Dem Stagiriten, und der schaffenden Natur! —
Fürst Manto, der, wie wir gehöret haben,
Den Römerhaß, vom Vater angeerbt
Und durch den Wahn zur ersten Pflicht gefärbt,
In seinem Busen trug — entbehrte, trotz den Gaben
Des äußern Glücks, den Trost, in einem Sohn
Den künft'gen Rächer zu erziehen.
Doch zum Ersatz schien ihm der Sorgen Lohn
In einer Tochter aufzublühen,
Die Palmerine hieß, und mit dem Fürstenstand,
Bey körperlichem Reitz und sanfter Mädchenmilde,
Des Vaters hohen Muth verband.

Von ihrer Mutter Izenilde
An Häuslichkeit und strenge Zucht gewöhnt,
Durchlebte sie den Frühling ihrer Tage
(Wenn das ein Frühling heißt, den Amor nie verschönt)
In einer nicht gar neidenswerthen Lage —
Bis Zufall und Natur den unbekannten Trieb,
Den, wie die sieben Weisen meinten,
Ein Gott in's Herz des Menschen schrieb,
An's Licht zu fördern sich vereinten.

Ein Römer = Jüngling, den das wandelbare
Glück
Des Krieges zum Gefangnen Manto's machte,
Zog magisch Palmerine'ns Blick
Auf sich, und — ob sie gleich sich einen Feind
nur dachte —
Sein unverdientes Mißgeschick.

Vom Mitleid ist der Uebergang zur Liebe
Nicht breiter, als das kleinste Haar.
Valiskus, unser Römer, war
Jung, wohlgebildet, und beseelt von jedem
Triebe,
Der auf die Bahn des Ruhmes lenkt,
Mit stiller Allgewalt sich in verwandte Seelen
Elektrisch spielt, und auf nichts minder denkt,
Als auf die Kunst — sein Innres zu verhehlen.

Dieß Alles konnte traun auf Palmerine'ns
Herz
Den schnellen Eindruck nicht verfehlen.
Zwar hielt sie lang' den unbekannten Schmerz
Der Liebe bloß für Folge jener Pflichten,
Die Sympathie und Menschlichkeit
(Was außer dem ein Licht auf ihr Entstehen streut,
Voraus gesetzt!) selbst einem Feind entrichten.
Doch dieser Schein von Unbefangenheit
Verlor sich allgemach in seelenvollen Blicken;
Ein Kampf von banger Furcht mit ahndendem
Entzücken
Gab wechselsweis den Wangen Schnee und Blut,
Und ihren Augen stille Thränen,
Wann bald ein unterdrücktes Sehnen,
Bald angeborner Edelmuth
Des Römer = Jünglings stolzen Mienen
Den stillen Reitz verlieh, der desto stärker zieht,
Je mehr er, Beyfall zu verdienen,
Das ängstliche Bestreben flieht.

So knüpften unvermerkt die Seelen
Der Liebenden den unsichtbaren Bund,
Noch eh' dem streng' bewachten Mund
Ein Laut entfiel! — Doch Liebe zu verhehlen,
Ist mehr, als was Natur und Kunst vermag!
Vergeblich trauet ihr dem Schattendach der Bäume,
Durchschimmert kaum von Luna's keuschem Licht!
Im Lispel reger Blätter spricht
Verrätherisch das Spiel verliebter Träume,
Und in dem Spiegel klarer Fluth
Mahlt sich dem lauschenden Verdachte,
Was die vom Mond allein bewachte
Zu sichre Liebe thut!
So wurden auch die Traulichkeiten
Der Liebenden — durch eines Dritten Mund
Verbrämt mit hundert Eigenheiten,
Die ihnen Schmähsucht lieh — dem Fürsten Manto kund.

Er ruft, indem ihm beyde Augen klotzen,
Gebietherisch die Tochter vor.
„Darfst, spricht er, du, die sich noch nie verlor,
Den Sitten deines Volks, und meinem Willen trotzen?
Winkt deiner Wahl nicht Liebe, Glück, und Ruhm
In einem weit gedehnten Kreise
Der Edeln unsers Lands? O! kehre zeitig um
Von deiner Neigung irrem Gleise!
Ist's möglich, Kind? Kann Palmerine'ns Herz
Des Vaters Schmach in einem Römer lieben?
Erspare mir die Pflicht, das Rächeramt zu üben,
Und dir der Reue bittern Schmerz!"

So sprach er, und ein Blick, von Grimm und Vaterliebe
Im Wechselkampf beseelt,

Blitzt' auf die Tochter, die, nachdem sie lang' gewählt,
Sich sammelt, und im Drang des edelsten der Triebe,
Des Selbstgefühls, ihr Herz zur Treue stählt.
Erröthend stürzt sie nieder und bekennet
Mit auf die Brust gelegter Hand
Die Flamme, die in ihrem Busen brennet.
'Ist, schluchzet sie, was ich noch nie empfand,
Verrath an der Natur, so büße Palmerine
Für einen Trieb, der ihre Pflicht entweiht!
Doch wenn, das Liebende entzweit — —'

Hier unterbrach mit eines Tiegers Miene
Der Vater den Erguß schuldloser Zärtlichkeit.
'Wirst du, entbebte seinen blassen,
Verzuckten Lippen das Geboth,
Nicht unbedingt den Römer hassen,
So stirbst du peinlicher — in des Geliebten Tod!'

Auf dieses Wort erhebt mit einem stillen Zürnen
Der Tugend sich die schöne Dulderinn.
Ein Strahl von Freude, wie sie nur Beglückter Stirnen
Entschimmert, goß sein Licht in ihren Sinn.
'Auch selbst der Tod verbindet, was er trennet!'
Denkt sie und stärkt zu neuer Kraft den Geist,
Der, weil er sich und was er liebet kennet,
Dem Scheinglück äußern Prunks großmüthig sich entreißt.
Mag ein Schar von Fürstensöhnen,
Laut flehend um der Liebe Glück,
Den Reitzen selbst auch ihrer Feindinn fröhnen;
Hat Palmerine'n doch ein günstiges Geschick
Den Einzigen gezeigt! Nur Ein Mahl kann sie lieben;

Mag Erd' und Himmel untergehn,
Und sich die Welt in neuen Angeln drehn;
Es wird sie nicht erfreuen, noch betrüben,
Wenn nur ihr Arm den letzten Sieg erringt,
Und da, wo sich verklärte Geister lieben,
Den Einzigen umschlingt!
Indessen gab, die Drohung mehr zu schärfen,
Durch einen Wink mit seiner rechten Hand
Der Fürst Befehl, das Opferloos zu werfen.

Im weißen, blau gegürteten Gewand,
Umlaubt mit einem Eichenkranze,
Und in der Hand die kriegerische Lanze,
Trat ein Druide vor, und warf durch einen Ring
Die Stäbchen dunkler Weih', an denen Tod und Leben
Von manchem edeln Römer hing,
Auf ein gespanntes Tuch. Sie wieder aufzuheben,
Ertönte bald das Zeichen von dem Huf
Des Rosses, das laut wiehernd, Flug die Mähne,
Den Berg erklimmte. Schon erschuf
Die Furcht des Ausgangs manche Thräne,
Als der Druide drey Mahl tief
Sich vor dem Fürsten neigte,
Und laut, indem er eins der heilgen Stäbchen zeigte,
Das Donnerwort: Valiskus! rief.

Hell flammte nun im tiefen Haine
Die Opfergluth: von ihrem Wiederscheine
Geröthet, und gebunden stand
Valiskus, edeln Stolz in seiner Römer-Miene,
Der alle Furcht des Todes überwand!
Man führt ihn nach der Trauerbühne:
Der Popa zuckt — als Manto, den der Muth
Des Römers wüthend macht, ihm einzuhalten winket.

'Nein! ruft er, eh' der Sand das Blut
Von diesem stolzen Feinde trinket,
Führt die Verrätherinn herbey,
Damit sie (röchelt er, und seine Blicke sprühen
Des Grimmes Funken) Zeuginn sey!
Sie sehe selbst die Flamme glühen,
Und fühl', indem vermehrte Qual
Den Kattenfeind mit langem Tode täuschet,
In ihrer eignen Brust den Stahl,
Der des Verworfnen Herz zerfleischet!'

Jetzt naht ein Zug von Kriegern, ernst und still;
Aus seiner Mitte tritt, mit eines Engels Miene
Und einem Blick, der, scheint es, sagen will,
Was sie verhehlt — die schöne Palmerine.
Ihr schlichtes Kleid, vom blonden Haar umwallt,
Die offne Stirn, der Wangen Rosenschimmer,
Ihr blaues Auge — kurz, die reitzende Gestalt,
Entlastet von dem Flimmer
Des äußern Prunks, zog Aller Augen an,
Und schien den Blick nur desto mehr zu fesseln,
Je näher jetzt, auf einer Bahn,
Besät für ihren Fuß mit Nesseln,
Die Liebende dem grausen Orte kam,
Wo ihrer Seele Freund, den Odin zu versöhnen,
Jetzt bluten soll. Ein Wink: der Pora nahm
Das Messer — kaum mit einem leisen Stöhnen,
Und einem Blick auf Palmerine'n, sank
Der Römer. Edler Trotz sprach still aus seinen Zügen
Auch noch im Tod; der dürre Boden trank
Sein Blut, das rieselnd von den Stiegen
Des Opferherdes rann. Gestillter Rache Lust
Begann auf Manto's Stirn die Furchen auszuglätten,
Und allgemach in seiner Brust
Den süßen Wahn zerbrochner Ketten

Zu nähren — als ein tosendes Gewühl
Im Volk entstand, und auf ein Trauerspiel
Von neuer Art die starren Blicke spannte.

Die Flamme, die mit lautem Prasseln brannte,
Vermehrte durch den rothen Wiederstrahl
Den Schauder, und die Schrecken ohne Zahl
Des Anblicks, den ich jetzt beschreiben werde.

Zehn Schritte kaum vom blutgen Opferherde
Lag Palmerine, bleich wie eine Marmorwand,
Auf offner Brust mit einem Purpursterne,
Der sich im grünlich blauen Rand
Verlor. In einer kleinen Ferne
Erblickte man den blutgetränkten Stift,
Der, wie sich schließen ließ, in Palmerine'ns Wunde
Zwiefachen Tod gedrückt, und dessen scharfes Gift
Bereits auf ihrem blauen Munde
Sich schauderhaft in Zuckungen verrieth.

Fürst Manto, den beym Anblick dieser Scene
Empfindung und Bewußtseyn flieht,
Erstarrt zum Bild: sein Auge, wie verglüht,
Hat selbst nicht eine Vaterthräne,
Die seinem nahmenlosen Schmerz
Den schwachen Trost des Ausbruchs gönnte.

Doch neues Leben strömt urplötzlich ihm in's Herz,
Und schnell, als ob der Boden brennte,
Stürzt er, die Blicke himmelwärts
Gekehrt, in wildem Taumel nieder,
Umarmt mit halb erstícktem Ach!
Der Tochter schon entseelte Glieder,
Und — wird zum Fels, aus dem ein klarer Bach
Mild, wie der Liebe Thränen, quillet;

Ein Bild dem Enkel noch, das Härte, Wahn der Zeit,
Und Liebender Unsterblichkeit
In ein geweihtes Dunkel hüllet!

Oft, wann Selenens Silberlicht
Durch dieses Hains verschränkte Zweige
Mit schauerlicher Wehmuth bricht,
Gehn an des Waldgebirges Neige
Die Liebenden als Schatten Hand in Hand,
Von meiner Muse still belauschet;
Allein so bald ein Fußtritt rauschet,
Verschwinden sie: die klare Quelle nur,
Versteckt in dunkler Buchengrüne,
Lallt dem geweihten Ohr den Nahmen Palmerine,
Und weinet durch die Flur!

7.

An Leukon.

Auf seinen Bogen hingebückt,
Ruht über Opferdüften
Gott Amor, lächelt sanft, und nickt
Aus rosenfarbnen Lüften.

In einem Myrtenwäldchen schlief
Der Sieger aller Herzen,
Und seine schöne Mutter rief
Ihn auf zu Kampf und Scherzen.

"Fort! sprach sie, rüste dich zum Streit
Mit Männern, die mich höhnen;
Ich, deine Mutter, will mich heut
Mit neuen Rosen krönen!"

Er flog empor auf Blumenduft
Mit rascherem Gefieder.
Bald säuselten, wie Sonnenluft,
Die goldnen Pfeile nieder;

Und schnell, mein guter Leukon, fuhr
Der schärfste dir durchs Leben.
Die andern lagen auf der Flur,
Bequemlich aufzuheben.

Doch er, — der Gott, durch süßen Scherz
Den Sterblichen willkommen,
Der dir, geliebter Freund, ein Herz
Gegeben und genommen, —

Verbindet nun mit Hymens Band,
In einer Taumelstunde
Dem Knie der holden Braut entwandt,
Dir die geschlagne Wunde.

Drum fürchte nichts, und breche so
Der Liebe Frühlingsblüthen,
Wie Gleim und König Salomo
Dem weisen Jüngling riethen;

Noch ungeborner Leiden Harm
Verspare bis auf morgen,
Und in Elisens weichem Arm'
Verträume Nacht und Sorgen;

Bis sich der Schatten nicht mehr schiebt,
Wenn du vom Schlaf erwachest,
Und deiner Freundinn, die dich liebt,
In engern Armen lachest!

Dann sage, wenn du redlich bist,
Mir die gehabten Träume,
Daß ich nach neun mahl Monathsfrist
Ein neues Liedchen reime! —

8.

Sesostris

Eine Skizze.

Wo unter Isis keuschem Lichte
Der breite Nil die Felder tränkt,
Lebt' einst ein König, der noch in der Weltge-
schichte —
Wie Friederich — regieret, schlägt, und denkt.
Sesostris, dem von allen Pharaonen
Kein andrer glich, beschloß am Ziel
Von hundert Thaten, die sich selbst belohnen,
Dem Einen wahren Gott (der Götter waren viel
In ganz Aegypten) einen Tempel
Zu bauen, wo, wer ihn verehrt
Und Tugend liebt, trotz allem Sektenstempel,
Ihm als Bekenner angehört.
"Die Gottheit (schloß der königliche Weise)
Ist einig — einig sey ihr Dienst!
Die Oberpriester murrten leise,
Und sprachen laut: "Prinz, du erkühnst
Dich dessen, was dem Himmel nur gebühret!
(Und seinen Dienern! raunts dem Dichter
in das Ohr)
Osiris, der den Kreis der Welt regieret,
Schrieb uns den Dienst des Apis vor,
Der mit dem großen Jahr *) begonnen!
Was suchst du? — Wahrheit? — Unter allen
Sonnen

*) Die ägyptischen Weisen, und mit ihnen Plato, lehrten, daß nach einem Zeitraum von 40000, oder wie andere sagen 25000, Jahren die Welt und alle himmlischen Körper wieder in ihr erstes Wesen zurück kehren würden. Dieser Zeitraum hieß bey ihnen das große Jahr.

Ist sie durch diesen Dienst geweiht.
Erzürne, Prinz, nicht deiner Väter Götter,
Erspare deinem Reich' ein Wetter,
Und Dir die Pein, die spät bereut!"
So färbten ihren Groll die weiland Loioliten
Aegyptenlands. Der König schwieg,
Und horchte dem, was beß're Gründe riethen.
Einst sah er früh – die Sonne stieg
Gleich einem Gott aus Flammenwellen
Des rothen Meers — sein Memphis sich erhellen,
Und fühlte Drang, den er noch nie empfand.
Er ging, so leicht, wie eine Seele
Zum Himmel, jenen Pfad, der sich, an mancher Höhle
Vorbey, durch heil'ge Dornen wand,
Bis, wo im tiefsten Hain (ihr merkt wohl, in Gedanken
Des Königs bloß) mit seinen weiten Schranken
Der allgemeine Tempel stand.
Sesostris hatte schon den krummen Pfad verloren,
Und irrt im Wald, wo kaum ein Sonnenstrahl
Durch dunkles Laub verschränkter Sykomoren
Sich zitternd auf die Erde stahl.
Kein leiser Laut. Es blitzt. Der König hebet
Die Augen auf, und vor ihm schwebet
Ein Jüngling schöner als der Tag,
Wenn ihm das erste Licht die Rosenwangen mahlet,
Und freundlich, wie die Hoffnung, die nicht pralet,
Nach eines herben Schicksals Schlag.
Schlank war sein Wuchs, das dunkelbraune Haar
Floß wellenhaft den Nacken nieder:
Ein langes Purpurkleid erhob den Reitz der Glieder,
Und Stirn und Blick stellt' einen Halbgott dar.
"Wer bist du?" sprach Sesostris, und ermannte
Mit Würde sich. Ich bin dein Freund!
(Versetzt der schöne Unbekannte)
"Hat auch ein König einen Freund?"
Ja! wenn er werth ist, ihn zu haben,

Verwilligt ihm der Himmel — so wie dir —
Mit einem Diadem die ersten seiner Gaben.
Allein blick' auf, und folge mir!
Der König sah, und traute kaum den Blicken,
Dicht vor sich einen Tempel stehn.
Der Jüngling winkt, ihm nachzugehn,
Und zwischen Schauder und Entzücken
Folgt ihm Sesostris, als mit einem Blitz
Des Thores Flügel von einander flogen,
Und zwey Göttinnen, hoch auf Einem Stuffensitz,
Des Königs Augen an sich zogen.
Sie standen, Brust an Brust geschmiegt,
Im schönsten Gruppo da. Ernst, wie ein Donnerwetter,
Das sich auf fernen Wolken wiegt,
War diese hier; doch Freundlichkeit der Götter
Umfloß ihr Antlitz, und im Blick
Vermischte sich mit schmachtendem Verlangen
Ein Vorgefühl von höh'rer Geister Glück.
Die andre, mit Karmin auf ihren holden Wangen,
Mit goldnem Ringelhaar, wie **Böttner** Engel mahlt,
Ihr Aug' — dem Morgen gleich, nach nebelvollen Nächten
Von klaren Bächen rückgestrahlt —
Hing an der Freundinn Blick: sie zeigte mit der Rechten
Bedeutend ihr der Sonne funkelnd Bild,
Das an der Decke schwamm — — —
Sesostris, furchtsamwild
Und von Verlangen hingerissen,
Brach schnell das Schweigen: "Freund, wer sind
Die beyden, die sich hier gleich Himmelstöchtern küssen,
War ich mein halbes Leben blind?
Noch nie verschönten sich Göttinnen
In meinen Augen so!"

— — Dem hellern Blick allein
Mag jener Nebelflor zerrinnen,
Der sie verbirgt und ihren Doppelschein!
(Versetzt mit feyerlichen Mienen
Der Genius) Sich'! nah' am Thron
Der Gottheit selbst gebiethet — und ihr dienen
Auch Engel — die Religion!
Sanft lächelnd zeigt die Duldung ihr die Sonne,
Der Wahrheit und der Tugend Feuerbild:
Ihr Wechselkuß bringt die verlorne Wonne
Der Welt zurück, und die Natur wird mild!

Die Göttinn Duldung warf den sprechendsten der Blicke
Auf ihren königlichen Freund,
Und — — — doch der Vorhang fällt, und birget, wie es *scheint*,
Das Morgenroth von wahrem Menschenglücke!

Der Leser steht erstaunt, und weiß nicht wie ihm wird,
Noch wie? und wo? in zaubrischen Gefilden
Der Flug des Dichters sich verirrt.
Geduld! die Täuschung umzubilden,
Was braucht es mehr, als ruhig heitern Blick?
Sesostris, wie ihn die Erzählung nennet,
Ist jeder Fürst, der Sinn für Menschenglück,
Für Wahrheit hat, und für die Tugend brennet,
Des Herzens Werth vom fesselnden Geschick,
Und das Verdienst vomVäterglauben trennet!

Ich nennte gern, gedrängt von innerm Trieb,
Der edlen Biederfürsten einen:
Doch wo Entschluß und That zu wirken sich vereinen,
Vermißt man gern, was eine Muse schrieb!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engelschall, Joseph Friedrich,

Kleine Schriften

Bd.: 2

Göttingen (1805)

P.o.germ. 310-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107725-2